Fünfzehn Jahre

in

Süd-Amerika

an den

Ufern des Stillen Oceans.

Gesehenes und Erlebtes

von

Paul Treutler.

Mit fünfzehn Bildern und einer Karte der Umgegend von Lima, des Hauptschauplatzes des letzten Krieges zwischen den Chilenen und Peruanern, in Lichtdruck nach theils eigenen Aufnahmen des Verfassers.

Band III.

Leipzig,
Weltpost-Verlag,
Richard Lesser
1882.

Druck von Wilhelm Hoffmann, Dresden.

Inhalts-Verzeichniß zu Band III.



L i m



it a.

Kapitel I.

Reise von Valparaiso nach Santiago.

Es war ein herrlicher Wintermorgen und schon früh 5 Uhr bestieg ich eine für den Preis von sechzig Pesos gemiethete leichte zweirädrige Kutsche, welche mit vier Pferden bespannt durch die Straßen Valparaisos dem über Tausend Fuß hoch sich erhebenden Küstengebirge zujagte, welches ich, um nach dem Innern des Landes zu gelangen, passiren mußte.

Nach einer zweistündigen Fahrt über die fast baum- und strauchlosen Abhänge dieser Cordillere, wo der Weg, von Regengüssen zerrissen, oft kaum zu passiren war und sich in unzähligen Windungen hinanschlängelte, erreichte ich endlich den Kamm.

So monoton und einförmig dieser Bergrücken auch war, so gewährten doch die tiefen Schluchten, welche sich längs des Weges hinzogen und in deren Grunde sich freundliche Häuser inmitten schöner Baumgruppen, Gärten und Wiesen zeigten, einen angenehmen Anblick.

Dabei erinnerten die noch einzeln stehenden großen Palmen an frühere Zeiten, wo diesen ganzen Gebirgszug ein Wald von Palmen, Myrthen, Oliven- und Mandelbäumen zierte. Trotzdem daß es Winter war, wurde ich oft auf längere Zeit von dichten Staubwolken eingehüllt, welche durch die unzähligen großen, je mit 8 bis 10 Ochsen bespannten Frachtwagen verursacht wurden, auf denen die ausländischen Waaren von Valparaiso nach der Hauptstadt und umgekehrt die Landesprodukte aus dem Innern nach dem Hafen gebracht wurden. Die Wagen, deren

sich regelmäßig einige Hundert auf dem Wege befanden, legten diese Tour in acht Tagen zurück.

Oben auf dem Kamm des Gebirges befanden sich mehrere Windmühlen und Häuser mit kleinen Gärten, von denen aus sich eine herrliche Aussicht darbot. Im Westen lag der unermeßliche Stille Ocean ausgebreitet, zu meinen Füßen Valparaiso, dessen Hafen von aus- und einfahrenden Segelschiffen und Dampfern belebt war, und sowohl nach Norden wie nach Süden konnte ich die Küste mit ihren Buchten und Klippen auf viele Meilen Entfernung übersehen. Gegen Osten breitete sich vom Fuß dieses Küstengebirges eine mehrere Meilen breite und viele Meilen lange Hochebene aus, welche der Weg, den ich zu passiren hatte, in grader Linie bis zu einem Städtchen durchschnitt. Dahinter erhoben sich terrassenförmig zwei parallel laufende Gebirgszüge der Mittelcordillere und im Hintergrund die majestätischen Anden, welche soweit das Auge reichte sich von Süd nach Nord erstreckten.

Diese Hochebene, welche ich nun mit meinem leichten Wagen durchjagte, bestand nur aus Wiesen und Triften, auf denen Hunderte von Pferden und Rindvieh weideten. Sie war ganz baum- und strauchlos und in der Mitte derselben befanden sich nur einige Hütten, bei denen die Fuhrleute gewöhnlich mit ihren Karren rasteten. Auch jetzt hielten hier mehr als 30 solche Gespanne, um die erschöpften Thiere zu stärken.

Als ich mich dem Orte, mit Namen Casa Blanca (Weißes Haus) näherte, war die Gegend nicht mehr so monoton und wüste. Hier begannen schon cultivirte Felder, und eine Pappel-Allee bot Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen. Erst passirte ich einige einzeln stehende Hütten, dann eine geschlossene Häuserreihe, bis ich endlich den Hauptplatz des Orts erreichte.

Casa Blanca liegt 232 Meter über dem Meere und hatte damals etwa 2000 bis 3000 Einwohner. Es war von schönen Gärten, in denen herrliche Baumgruppen aus Feigen, Oliven, Aepfel, Pflaumen- und Birnbäumen sich befanden, umgeben. —

Nach kurzer Rast setzte ich meine Reise weiter fort und gelangte nach einstündiger Fahrt zwischen Feldern, Hecken und Obstbaumgruppen in ein kleines an dem Fuß des ersten Gebirgszuges der Mittelcordillere gelegenes Dorf. Hier nahm ich frische Pferde und in einer Stunde hatte ich den Gipfel erreicht. Im Galopp gings dann ins Thal hinab, in dessen Mitte, umgeben von bebauten Feldern, schönen Obstbaumgruppen und Blumengärten, das Dorf Curacavi liegt. Hier wurden wiederum die Pferde gewechselt, mit denen ich durch Wiesen und Gärten bis an

den Fuß des zweiten Gebirgszuges der Mittelcordillere, wo sich ebenfalls ein Dörfchen malerisch bis in die Schluchten der Berge hinanzieht, jagte. — Nach mehr als einstündiger Fahrt auf einem sehr gut gebauten Wege erreichte ich nach 26 Zick-Zackwendungen den Gipfel dieses Bergrückens, der, 1314 Meter über dem Meere, mir eine herrliche Aussicht bot.

Nach Westen zu, tief unter mir lag das anmuthige Thal mit den freundlichen Dörfern, die ich eben durcheilt hatte; vor mir dehnte sich die dritte Hochebene aus, welche sich bis an den Fuß des Riesendammes der Cordillere der Anden erstreckt, der sich von da direct über 10,000 Fuß mit seinen Spitzen und Felskuppen über dem Meere erhebt; er war bis an seinen Fuß mit Schnee bedeckt und gewährte von der Sonne beleuchtet einen majestätischen und imposanten Anblick. Um dies herrliche Ponorama noch zu verschönern und Leben in das Bild zu bringen, erblickte ich fast dicht am Fuße dieses großartigen Schneedammes, inmitten der schönsten grünen Felder, Baumgruppen und Gärten am Ufer des reißenden Mapochoflusses die schöne Hauptstadt Santiago de Chile mit ihren Kirchen, Klöstern, Kapellen und Palästen. — Von ihr aus zogen sich, nach allen Richtungen die so fruchtbaren Ebenen durchkreuzend, Alleen von italienischen Pappeln. Im Galopp ging es nun wieder die Abhänge hinunter nach dem Thal, und in diesem zwischen Feldern, Dorfschaften, Gärten und Baumgruppen durch hohe Pappelalleen dahin jagend, erreichte ich endlich nach zwölfstündiger Fahrt von Valparaiso aus die ersten Häuser von Santiago.

Hier hielt der Postillon an, zwei andere sehr elegant mit rothem Poncho bekleidete erschienen, es wurden drei frische Pferde mit gutem Geschirr versehen breit vorgespannt und nun, nachdem die Postillone das Hand- wie Sattelpferd bestiegen hatten, ging es im Galopp vorwärts.

Der Weg war hier nicht gepflastert und die Menschen, denen man begegnete, gehörten den unteren Klassen an. Sie waren durchgängig bedeutend brauner wie die Eingeborenen von Valparaiso und trugen sämmtlich den Poncho und einen kleinen Strohhut. Am Ende jedes Straßenviertels hielt wie in Valparaiso ein Polizeisoldat zu Pferde die Wache.

Je weiter ich fuhr, desto belebter wurden die Straßen. Glänzende Equipagen von guten Pferden gezogen, in denen elegante Damen saßen, rollten vorüber, Herren ritten auf schönen Pferden, gute zweispännige Droschken jagten dahin und viele Frauen und Mädchen, alle schwarz gekleidet und mit der Manta den Kopf bedeckt, bewegten sich hin und her.

Auch viele Geistliche, Mönche und Nonnen verschiedener Orden sah ich, dagegen wenig Militär. Heerden von Eseln, theils mit Wasser, theils mit Holz beladen, wurden einhergetrieben, Mädchen auf Mauleseln reitend riefen ihre Waaren aus, und auch Italiener mit Drehorgeln fehlten nicht. Im Galopp fuhr ich über den schönen großen Platz, an dessen einer Seite sich die Cathedrale, an der anderen der Regierungspalast erhob und in dessen Mitte ein prächtiges Bulmenbosquet und Fontainen angebracht waren. Kaum hatte ich jedoch die Hälfte dieses Platzes passirt, als plötzlich die Glocken der Cathedrale ertönten, ein Chorknabe mit einer großen Handglocke schellte, wonach meine Postillone sofort anhielten, aus dem Sattel sprangen, niederknieten und auch mich bedeuteten, schnell auszusteigen. Da ich bemerkte, daß alle Personen jedes Alters, Standes und Geschlechts, welche sich auf diesem Platz befanden, sämmtlich knieten und sich bekreuzten, stieg auch ich von meinem Wagen herab.

Es erschien nun ein Geistlicher mit dem Allerheiligsten unter einem Baldachin, welchem ein großes Kreuz vorangetragen wurde und der von einer Menge Menschen begleitet war, welche laut beteten, während die Wache des Regierungspalastes unter Trommelschlag das Gewehr präsentirte. Man ging einem Sterbenden die letzte Oelung zu geben. Nachdem dieser Zug den Platz verlassen hatte, lenkten meine Postillone in die Straße del Estado ein, wo sich das Hotel Ingles befand, in welchem ich einkehrte.

Kapitel II.

Geschichtliche Nachrichten über Santiago.

Ich habe bereits früher erwähnt, daß der berühmte spanische Eroberer Francisco Pizarro, nachdem er im Jahre 1533 von Peru aus seinen General Diego Almagro mit einem bedeutenden Heer nach diesen Landen geschickt hatte und dieser von den Indianerstämmen zurückgeschlagen worden war, im Jahre 1840 den General Pedro de Valdivia hierher sandte, welcher das heut unter dem Namen Republik Chile begriffene Territorium eroberte und unter die spanische Herrschaft brachte.

Am 24. Februar 1540 gründete er unter 33° 26′ 25″ S. B. und 70° 43′ 14″ W. L. von Greenwich am südlichen Ufer des Mapochoflusses in der 1783 engl. Fuß über dem Meere am Fuße der Anden sich dahin ziehenden fruchtbaren Ebene die Stadt Santiago und zwar an der Stelle, wo sich bereits ein bedeutendes von ihm unterworfenes Indianerdorf befand.

Der spanische Feldherr hatte diesen Punkt aber nicht allein der fruchtbaren Ebene halber, sondern aus strategischen Gründen gewählt, indem inmitten des damaligen Dorfes sich ein felsiger Porphyrhügel von einigen hundert Fuß Höhe erhob, welchen er mit Festungswerken versah und Santa Lucia taufte. Von diesem aus konnte er die so große Ebene viele Meilen weit übersehen und beherrschen und durch die hier aufgepflanzten Kanonen die nun von den Spaniern um diese Felsenburg

herum erbauten Häuser gegen die Angriffe feindlicher Indianerstämme schützen. —

Am 13. Mai 1647 wurde die junge Stadt fast ganz durch ein Erdbeben zerstört, jedoch bald darauf wieder aufgebaut; schon am 24. Mai 1751 wurde sie abermals durch ein zweites Erdbeben und am 22. November 1814 durch ein drittes vernichtet, auch dann aber bald wieder aufgebaut. — Der nördliche Theil des Landes befand sich bis 1818 unter spanischer Herrschaft. Die letzten von Spanien hierher gesandten Präsidenten waren der General Don Luis Munos de Guzmann, welcher 1808 starb, der ihm folgende Don Ant. Garcia Carasco, welcher 1810 die Regierung niederlegte, und nach diesem endlich Don Mateo de Torro, unter dessen Regierung sich Chile am 18. September 1810 von Spanien unabhängig erklärte. Nun regierten verschiedene Juntas bis zum Jahre 1814, wo der Vicekönig von Peru ein Heer unter Befehl des General Mariano Osorio nach Chile sandte, welcher das von den Generälen Don Bernh. Ohigins und Carera angeführte chilenische Heer am 2. October bei Rancagua nach 33stündigem Kampfe auf's Haupt schlug und wieder Besitz von Santiago nahm, wonach Chile wieder vier Jahre lang unter den Generälen Osorio und Franzisco Marco del Pont in spanischem Besitze verblieb.

Im Jahre 1817 marschirte der General San Martin, von Buenos Ayres kommend, mit seinem Heer über die Cordilleren und besiegte am 12. Februar bei Chacabuco die Spanier, nahm den General Marco del Pont gefangen und zog siegreich am 14. Februar in Santiago ein, wo nun eine Nationalregierung eingesetzt und der General Bernhardo Ohigins als Oberhaupt erwählt wurde.

Das ganze Jahr 1817 hindurch wurde noch mit den in den Provinzen verstreuten Spaniern gekämpft, und trotzdem diese am 5. April 1818 in der Schlacht bei Maipu nochmals total geschlagen wurden, dauerte es doch bis zum 9. Januar 1820, bis die letzten aus ihren festen Plätzen vertrieben wurden.

Nun begann eine allgemeine Anarchie, in welcher der General Don Migl. Carera eine schlimme Rolle spielte und zuletzt am 17. September 1821 in Mendoza erschossen wurde. Am 15. October schlug Ohigins den Entwurf einer Constitution vor, welcher aber nicht angenommen wurde; am 28. Januar 1823 dankte er ab und ging nach Peru, wo er starb. —

Von nun an regierten wieder verschiedene Juntas, bis am 28. September 1831 General Joaquin Prieto zum Präsidenten erwählt wurde,

welcher das Land mit Hülfe des vortrefflichen Ministers Diego Portales 5 Jahr hindurch so gut und weise verwaltete, daß er auf neue 5 Jahre wieder gewählt wurde.

Nachdem er auch in dieser Periode mit gleichem Glück sein Amt verwaltet, folgte ihm General Don Manuel Bulnes als Präsident, welcher ebenfalls 10 Jahre regierte, und diesem der Präsident Manuel Montt, welcher am 18. September 1851 zur Regierung gelangte. — Es mag hier gleich vorausgreifend bemerkt werden, daß auch dieser Präsident 1856 wieder gewählt wurde und bis 1861 regierte und der ihm folgende Präsident J. Joaquin Perez im Jahre 1866 ebenfalls auf neue 5 Jahre erwählt wurde. In Südamerika ist es wahrlich nicht genug zu schätzen, daß die letzten vier Präsidenten dieser Republik jedesmal nach 5 jähriger Regierung wiedergewählt wurden und noch länger regiert haben würden, wenn die Constitution nicht die Fortdauer der Präsidentschaft über zehn Jahre verboten hätte.

Kapitel III.

Santiago.

Es war gegen sechs Uhr des Abends, als ich den großen Saal des Englischen Hofes, des einzigen Gasthauses, welches damals in Santiago existirte, betrat, in welchem man eben Table d'hote speiste. Die Gesellschaft bestand nur aus Ausländern, und zwar aus einigen englischen Kaufleuten, einigen französischen Aerzten und Ingenieuren, einigen Nord-Amerikanern und mehreren Deutschen, da Eingeborene, wenn sie in die Hauptstadt kamen, bei Verwandten oder Freunden logirten, und wenn sie solche nicht besaßen, durch Empfehlungsschreiben Unterkommen in Privathäusern fanden. Es galt unter ihnen für eine Schande im Hotel zu wohnen, da man annahm, daß eine solche Person sich keine Empfehlungen verschaffen könne.

Meine hier anwesenden Landsleute bewillkommneten mich auf das Freundlichste und brachte ich mit ihnen den Abend zu, wo ich natürlich viel von meinen Expeditionen erzählen mußte, ich aber auch viele Nachrichten über diese Hauptstadt, deren Bewohner und ihre Verhältnisse erhielt.

Unter den Deutschen befand sich der Professor an der Universität Dr. Amando Philippi, wie der Director der Sternwarte Dr. Moesta, beide aus Cassel gebürtig. Ferner der preußische Consul Wachowski, der spätere preußische Consul Maclean, beide aus Preußen, und der Generalagent mehrerer der ersten Handelshäuser Valparaisos H. Precht.



Santiago.

Am nächsten Morgen machte ich dem Intendent von Santiago, an welchen ich auch Empfehlungsbriefe von Valdivia mitgebracht, einen Besuch. Dieser begleitete mich dann nach dem Regierungspalast und stellte mich dem Präsidenten der Republik Senor Don Manuel Montt vor. Letzterer war ein kleiner, etwas corpulenter Mann, mit kleinen, sehr lebhaften Augen, aus welchen Intelligenz, ein fester Wille und Energie hervorleuchtete und bekundete sein Aeußeres, daß mehr indianisches als spanisches Blut in seinen Adern floß und er ein Nachkomme des tapferen Caupolican und Lautaro war. Er war einige 50 Jahr alt und ein durch und durch gebildeter Mann, welcher früher Rector an der Universität von Santiago gewesen und durch sein Talent und Kenntnisse sich bis zum Präsidentenstuhl empor geschwungen hatte. Aber eben deshalb, daß er mehr indianischer Abkunft wie spanischer, auch kein Militär war, noch durch Gewalt der Waffen und Heldenthaten den ersten Platz in der Republik errungen hatte, wurde er von der früheren spanischen Aristokratie stets angefeindet, welche ihn in verschiedenen von ihm stets unterdrückten Revolutionen zu stürzen trachteten.

In einer langen Audienz erstattete ich ihm genauen Bericht über die Provinz Valdivia, wie über die Araucaner Indianer, und übergab ihm die von mir aufgenommene Karte dieses Gebietes, wie das Project der Unterwerfung dieser Indianerstämme auf friedliche Weise. Er dankte mir sehr freundlich für diese Nachrichten und Arbeiten, erklärte aber, daß es jetzt nicht möglich sei, auf mein Project einzugehen, da er eben einige Regimenter gegen die Araucaner gesandt habe, und ich unter den obwaltenden Verhältnissen ohne mein Leben großer Gefahr auszusetzen jetzt unmöglich in das Gebiet derselben zurückkehren könne. Wenn der Krieg mit den Indianern aber beendet sei, könne ich sicher auf Unterstützung rechnen.

Nachdem ich ihm hierauf erwiedert, daß ich mich durchaus nicht scheue und es mein fester Entschluß sei, jetzt unter die Araucaner mich zu begeben, und ich auch dort der Regierung nützen könne, beorderte er mich zu Ende November, um mir eine Summe zur weiteren Erforschung dieses Landes zu übergeben.

Am nächsten Tage machte ich dem Preußischen Geschäftsträger Herrn Löwenhagen einen längeren Besuch, wo ich auch seinen Secretär Herrn Lette aus Berlin kennen lernte. —

An demselben Morgen holte mich Herr Dr. Moesta ab, um mich mit der Stadt und Umgegend bekannt zu machen und mich nach seiner

Sternwarte zu führen, welche sich auf dem Berge Santa Lucia befand, von wo aus man die ganze Stadt und ihre Umgebungen am besten übersehen konnte. Nachdem ich mit ihm die schöne grade, mit zweistöckigen palastartigen Häusern versehene, gut gepflasterte und mit guten Trottoirs belegte Straße la Merced durchwandert hatte, erreichten wir den im südöstlichsten Theil der Stadt gelegenen Felsenhügel und erstiegen denselben.

Es ist dies ein 58 Meter hoher Porphyrhügel, welcher ganz kahl, baum- und strauchlos, nur mit kurzem Gras bedeckt war und auf den ein schmaler, sehr steiniger Weg führte. Am Abhang stand noch das alte Haus, welches einst der kühne Feldherr Pedro de Valdivia bewohnt hatte, ebenso war das am Fuße des Berges befindliche Regierungsgebäude und die Kapelle, welche derselbe erbaut hatte, noch in gutem Zustande erhalten geblieben. Auf der Hälfte der Höhe des Berges angelangt, traten wir in die alten Festungswerke, welche aber jetzt nur von einem Invaliden bewohnt waren, der die Aufgabe hatte, jeden Tag eine Kanone zu laden, welche sich vermöge eines bei einer Sonnenuhr angebrachten Brennspiegels um 12 Uhr unter starkem Knall selbst entlud, wodurch der Bevölkerung die Mittagsstunde verkündet wurde. Bei bewölktem Himmel mußte der Alte natürlich vermöge einer Lunte dieser Naturuhr nachhelfen.

Nahe bei diesen alten Mauern befand sich die Sternwarte, und hier hatte ich Gelegenheit die schönen Instrumente zu bewundern, welche die Regierung im Interesse der Wissenschaft angeschafft hatte. Von der Sternwarte aus erstiegen wir den Gipfel des Berges, um dort auf der Spitze das entzückende Rundgemälde zu bewundern, welches sich zu den Füßen des Beschauers ausbreitete. Man übersieht von hier aus die ganze Stadt, deren lange Straßen sich nach allen Richtungen gleich den Strahlen einer Sonne dahinziehen; da lagen die vielen Kirchen, Klöster und Paläste und die ganze ausgedehnte Häusermasse, umgeben von den schönsten Baumgruppen, Gärten und bebauten Feldern, die im herrlichsten Grün prangten.

Nach Osten bot sich von hier dasselbe herrliche Panorama der schneebedeckten Cordillere der Anden dar, welches ich schon auf meiner Herreise bewundert hatte, nur mit dem Unterschied, daß ich mich jetzt von dem Hochgebirge nur wenige Meilen entfernt befand und dasselbe sich hier um so großartiger und majestätischer gestaltete. Von diesem herab zog sich wie ein silbernes Band durch die grünen Fluren und Haine der Mapocho-Fluß. Augenblicklich war er nicht sehr wasserreich,

doch zeigte das an 500 Fuß breite, tief eingerissene Flußbett, wie reißend dieser Strom sein mußte, wenn die Schneemassen auf den Anden schmolzen.

Schon mehrmals war ein Theil der Stadt im Sommer durch den angeschwollenen Fluß überschwemmt worden. Um die Wiederholung eines derartigen Unglücks zu verhüten, hatten die Spanier einen äußerst kostspieligen Bau ausgeführt und am westlichen Ufer eine hohe massive Mauer, welche ohngefähr 1000 Schritt oberhalb der Stadt begann und sich über eine halbe Meile weit bis zu dem Ende derselben erstreckte, errichtet. Dieser Bau, Tajamar benannt, welcher Millionen gekostet hatte, gehörte zu den werthvollsten Monumenten der spanischen Herrschaft. In eben so zweckmäßiger Weise war da, wo die Mauer oberhalb der Stadt begann, ein Wehr angebracht und durch die ganze Stadt führten gemauerte Wasserleitungen, die nicht allein alle Fontainen und Brunnen speisten, sondern vermittelst ausgezeichneten Nivellements durch alle Hauptstraßen so geleitet waren, daß sie die Höfe aller anliegenden Häuser mit Wasser versorgten. Auch in den Straßen selbst strömte das Wasser zu beiden Seiten, um Unreinigkeiten wegzuspülen.

Von unserem Standpunkte aus konnte man den „Tajamar“ von seinem Anfang an durch die ganze Stadt hindurch verfolgen. Derselbe war mit einem breiten, von Mauerstein gepflasterten Fußweg und einer drei Fuß hohen Mauerbrüstung versehen; bis an die Stadt zierten ihn herrliche Alleen, die den Bewohnern Santiagos bei der Hitze des Sommers zum Spaziergang dienten, und von diesen aus zog sich eine andere schöne Allee und breiter Spaziergang bis an den Fuß des Hügels, auf welchem wir uns befanden.

Obgleich die alte Stadt am westlichen Ufer des Flusses gegründet wurde, war doch allmählig auch das östliche Ufer angebaut worden, und dieser Stadttheil nahm so bedeutend zu, daß ihn die Spanier schon mit dem alten durch eine 500 Fuß lange steinerne Brücke verbunden hatten. Jetzt sah man bereits den neuen Stadttheil, „Chimba“ genannt, mit schönen breiten Straßen, vielen Kirchen, Klöstern und Palästen geschmückt, und während der Mapocho früher an der westlichen Seite der Stadt vorüberfloß, durchströmte er sie jetzt.

Die Stadt war nach altem spanischen System ganz symmetrisch gebaut. Die langen schnurgraden Straßen waren von Südost nach Nordwest stets je 150 Fuß von einander entfernt und wurden von eben solchen von Nordost nach Südwest rechtwinkelig geschnitten. Dadurch wurden Häuser-Complexe gebildet, welche stets 150 Fuß lang und eben

so breit waren; ein solches Carré wird Manzana genannt. Bei der Gründung der Stadt hatte jede Kirche und jedes Kloster, wie jedes Regierungsgebäude stets eine solche Manzana erhalten.

Im Allgemeinen war die Bauart dieser Häuser ungemein weitläufig; sie hatten gewöhnlich drei hintereinander folgende Höfe, die natürlich einen sehr bedeutenden Raum einnahmen. Die Front nach der Straße bildete gewöhnlich ein einstöckiges Haus, während die Hintergebäude nur aus Parterrewohnungen bestanden. Die Straßen und Plätze der inneren Stadt hatten durchgängig ein- und zweistöckige Häuser europäischer Construction, die Vorstädte dagegen bestanden nur aus Parterregebäuden. Die Hauptstraßen der Stadt waren gepflastert, mit Trottoirs versehen und die ganze Stadt war durch Gas erleuchtet.

Nachdem wir längere Zeit die herrliche Aussicht genossen, und ich mich genau über die Lage dieser Stadt und ihrer interessantesten Gebäude informirt hatte, stiegen wir auf der entgegengesetzten Seite wieder herab und begaben uns nach der schönen Allee. Diese erinnerte mich einigermaßen an die Straße „Unter den Linden" in Berlin, nur mit dem Unterschied, daß dieser Spaziergang bedeutend breiter und wenigstens fünfmal so lang war als die Linden. Die schönsten Pappel- und Akazienbäume boten vortrefflichen Schatten. Zu beiden Seiten der Promenade zog sich ein Weg für Reiter hin, auch von hohen Pappeln beschattet; ebenso eine breite Straße für Kutschen und ein breites Trottoir am Fuße schöner zwei- und dreistöckiger palastartiger Bauten, Kirchen, Kasernen und Klöster. Aller tausend Fuß befand sich ein Rondel, in welchem herrliche Blumen und Springbrunnen prangten oder die Statue eines berühmten Mannes sich erhob.

Obgleich es ein Wintertag war und die Bäume ihres Laubes beraubt waren, wogte eine bunte Menge von Herren und Damen in feinster Pariser Toilette auf dieser Promenade und ergötzte sich an dem Sonnenschein. Unzählige Herren sprengten in dieser Allee auf ihren Rossen einher und in elegantesten Equipagen mit prächtigen Pferden fuhren die Töchter der Hauptstadt und hatte ich Gelegenheit, die Blüthe der Damen zu sehen und die Schönheit derselben zu bewundern.

Wir promenirten nun die Allee von Südost nach Nordwest entlang. Zur rechten Seite lag vorerst eine Kaserne, in welcher ein Bataillon Infanterie lag; ihr schrägüber auf der linken Seite befanden sich die Ruinen der alten Klosterkirche Carmen alto, welche jetzt als Magazin benutzt wurde. Weiterhin erhob sich zur rechten Hand ein großes Frauenkloster mit Kirche, der heiligen Clara geweiht, in welchem

besonders die Damen der ersten Familien in strenger Abgeschiedenheit in stiller Klause ihr Leben hinbrachten. Kloster und Kirche waren erst kürzlich renovirt und sehr reich und geschmackvoll verziert. Da es Sitte war, daß Fremde diesem eine Spende gaben, trat ich in die Kapelle und legte ein Goldstück auf die Drehscheibe. Ich erhielt dafür eine Menge niedlicher Arbeiten, welche die Nonnen zum Andenken verfertigten, darunter auch ein Amulet.

Schrägüber von diesem Kloster auf der linken Seite lag das frühere Mönchskloster von San Juan de Dios. Es bestand aus einem sehr großen dreistöckigen Gebäude mit weiten Höfen und schönen Gärten und war von Pedro de Valdivia gegründet.

Dieses Gebäude war jetzt als Hospital für Männer eingerichtet; es hatte über 600 Betten und die Kranken wurden unentgeltlich und von französischen barmherzigen Schwestern verpflegt. Der Staat spendete jährlich 50,000 Pesos dazu.

Gleich daneben hatte früher der Jesuiten-Orden von San Francisco de Borja ein Noviciaten-Kloster besessen, nach der Vertreibung derselben aber wurde das Gebäude zu einem Hospital für Frauen eingerichtet. Zur Zeit meines Aufenthalts befanden sich hier an 500 Betten; das Hospital wurde wie das erstere ebenfalls von französischen barmherzigen Schwestern besorgt und erhielt vom Staate eine jährliche Beisteuer von 20,000 Pesos.

Weiter gegen Westen promenirend, kamen wir an die Universität, das Instituto national und die Kirche von San Diego. Die Anstalt wurde 1783 von den Jesuiten gegründet. Nach der Vertreibung der Jesuiten übernahmen die Dominikaner die Leitung der Anstalt. Es war dies die erste Universität Südamerikas; sie zählte 300 Studirende und viele Professoren, unter denen sich mehrere deutscher Nation besonders auszeichneten, namentlich hatten dieselben in ihren betreffenden Fächern sehr interessante Abhandlungen über ihre wissenschaftlichen Beobachtungen in der Republik Chile publicirt. Außer dem Astronom Moesta und dem Naturforscher Dr. A. Philippi waren noch die Herren Ignacio Domeyko, Professor der Chemie und Mineralogie, und Lobek, Professor der Philologie daselbst thätig. Die Bibliothek besaß über 30,000 Bände.

Von da wandten wir uns nach der „Plazuela de la Moneda", so genannt, weil die südliche Seite des Platzes von dem 500 Fuß tiefen, zwei Stock hohen, in dorischem Styl erbauten Münzgebäude eingenommen wurde. In diesem prächtigen Staatsgebäude, das über eine Million

Pesos gekostet, befand sich nicht allein die Münze, sondern es war dies auch der Regierungspalast, der Sitz aller Ministerien, ferner enthielt es die Bibliothek und war die Wohnung des jetzigen Präsidenten der Republik, Don Manuel Montt. In den Thorräumen befand sich eine zahlreiche Wachmannschaft, und gegenüber, an der Nordseite des Platzes, eine große Kaserne, in welcher Infanterie, Cavallerie und Artillerie lag, um im Fall einer Revolution ohne Verzug den Präsidenten, die Ministerien und die Archive beschützen zu können.

Von hier aus begaben wir uns auf den ziemlich in der Mitte der Stadt gelegenen Hauptplatz. An der Nordseite desselben erhob sich die aus Trachitstein in maurischem Styl erbaute Kathedrale, welche mit ihrer 100 Fuß breiten Front einen imposanten Anblick gewährte. — Obgleich der Bau vor bereits 100 Jahren begonnen, war sie noch unvollendet und hatte bei den verschiedenen Erdbeben bedeutende Sprünge bekommen. Im Innern ist sie ihrer 350 Fuß messenden Länge wegen durch zwei Reihen Säulen getheilt. Der prächtige und reich decorirte Haupt-Altar sowohl, wie die 16 Nebenaltäre schließen werthvolle Reliquien in sich. Sie besitzt drei Orgeln, von denen die eine von einem tüchtigen deutschen Musiker gespielt wurde, und zu jeder Tageszeit waren die Hallen von Andächtigen stark besucht. Neben der Kirche befand sich der noch im Bau begriffene Palast des Erzbischofs. Da jedoch ein Prozeß den Weiterbau hinderte, so wurden die fertigen Räumlichkeiten einstweilen von einem französischen Restaurant zu einem Hotel verwendet.

Die Nordseite desselben war von dem alten spanischen Regierungs-Palast eingenommen, einem symmetrisch gebauten, zweistöckigen Gebäude, dessen ersten Stock der Intendent dieser Provinz bewohnte, während sich in den übrigen Räumen die Bureaus der Polizei, der Ingenieure, der Post und der Telegraphen befanden. Der rechte Flügel diente einem Bataillon Infanterie als Kaserne; der linke Flügel der zugleich das Criminalgefängniß enthielt, als Hauptgefängniß der Stadt.

In der Mitte des Hauptplatzes befand sich eine Fontaine. Sie bestand aus einem Porphyrbecken, aus dessen Mitte sich ein marmornes Piedestal erhob, dessen vier Seiten im Hochrelief den Einzug des General San Martin in Lima, die Schlacht von Maipu, die Eroberung der Fregatte Esmeralda durch General Blanco und das Bild des Generals Ohigins darstellten. An den Ecken dieses Piedestals waren Krokodille nachgebildet, welche hohe Wasserstrahlen ausspritzten, die sich in dem Porphyrbecken sammelten. Ueber dem Piedestal erhob sich in mehr als Lebensgröße eine weibliche, schöne Figur, Amerika darstellend,

wie es indianischen Mädchen ihre Ketten abstreift. Rings um diese Fontaine befanden sich hübsche eiserne Ruhebänke und im weiteren Umkreis prangten herrliche Blumenanlagen, welche von einem zierlichen, eisernen Gitter umschlossen waren. Dieser Punkt war eines der Hauptrendezvous der feinen Damenwelt, welche bei herrlichem Mondschein an heißen Sommerabenden auf den Bänken ruhend, von Rosen und Jasmin umgeben, Kühlung an dieser Fontaine suchten und sich durch Eis erfrischten, während die Militär-Musik daneben unter den Fenstern des Intendenten ertönte.

Weiterhin befand sich noch ein kleiner Platz, dessen Ostseite die Jesuitenkirche einnahm.

Außer dieser befand sich hier das Museum und die Bibliothek Letzterer gegenüber lag das ehemalige Universitätsgebäude, in welchem sich jetzt die Deputirtenkammer befand. An der Südseite nahm ein schönes, hohes Gebäude die ganze Front dieses Platzes ein; es war der Justizpalast, der Sitz aller Tribunale, des Consulats, der Handelskammer und vieler anderer Behörden.

Ich hatte nunmehr den interessantesten Theil dieser Stadt durchwandert, die Hauptplätze und Straßen, sowie die bedeutendsten öffentlichen Gebäude kennen gelernt und bemühte mich nun auch über die allgemeinen Verhältnisse dieses Ortes zu unterrichten.

Santiago liegt unter 33° 26′ 25″ S. B. und 70° 43′ 14″ W. L. von Greenwich.

Das Klima Santiago's war von dem Valparaiso's sehr verschieden, denn die Hauptstadt liegt erstens 1783 englische Fuß höher wie jenes, ferner in unmittelbarer Nähe der den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckten Anden, und drittens fehlt hier die Seebrise, welche die Hitze in der Hafenstadt bedeutend lindert. Im Sommer, d. h. in den Monaten December, Januar und Februar, ist die mittlere Temperatur + 21,6 Grad R., der heißeste Tag hatte + 33,5 Grad R. im Schatten, dabei sind die Nächte sehr kühl und nicht selten ergab sich zwischen der Mittags- und Mitternachtstemperatur ein Unterschied von 15—20 Grad. Da in den Sommermonaten der Himmel gewöhnlich ganz wolkenlos ist, so herrscht dann eine unerträgliche Hitze. Aus diesem Grunde pflegen alle Personen, deren Vermögens-Verhältnisse und Stellung es erlauben, Santiago im Sommer zu verlassen, um sich in den Wellen des Stillen Oceans zu erfrischen oder die Bäder von Colina, San Bernardo, Apoquindo zu besuchen, wo man frische Luft und gute Heilquellen findet.

Im Winter dagegen, in den Monaten Juni, Juli und August, regnet es viel und ist die Witterung rauh; es fällt auch öfters Schnee, welcher jedoch nach wenigen Stunden verschwindet. Die mittlere Temperatur des Winters ist + 9, 9 Grad R., der kälteste Tag hatte + 1 Grad R., wonach sich für das ganze Jahr eine mittlere Temperatur von + 15 Grad R. ergiebt.

Auch Gewitter und Hagel kamen hier öfter als in Valparaiso vor. Von Erdbeben hatte die Stadt besonders in früherer Zeit sehr zu leiden. Am 13. Mai 1647, am 24. Mai 1751 und am 22. November 1822 war durch sie ein großer Theil derselben in einen Trümmerhaufen verwandelt worden. In der letzten Zeit dagegen waren die Erdstöße zwar auch sehr häufig, durchschnittlich 50 im Jahre, aber sie waren bedeutend schwächer und richteten keinen großen Schaden an. Diese Aenderung schreibt die Einwohnerschaft zum Theil der großen Prozession zu, welche alle Jahre gefeiert wurde.

Der Gesundheitszustand dieser Stadt war schon des wechselvollen Klimas und der großen Hitze wegen nicht so günstig, wie in Valparaiso. Herzkrankheiten und Brustleiden herrschen vor; dagegen traten Epidemien sehr selten auf und verschwanden bald wieder. Während Santiago von der Syphilis, welche in Valparaiso stets grassirte, fast ganz frei war, litten andererseits die Frauen häufig an sonderbaren Monomanien und Idiosynkrasien; religiöser Wahnsinn kam ebenfalls öfters vor.

Männer wie Frauen der höheren Klassen waren von schönem Wuchs und voll Grazie; besonders letztere sind durch ihre Schönheit und ihren weißen Teint berühmt. Die untern Klassen dagegen sind von auffallend dunklerer Farbe als in Valparaiso, viele sogar ganz braun, und ihr ganzes Aeußere bekundet ihre indianische Abstammung. Ausländer gab es hier nur sehr wenig. — Was den Charakter der Bewohner dieser Hauptstadt anbelangt, so findet man hier mehr Natürlichkeit, Offenherzigkeit und Gutmüthigkeit als in Valparaiso. Der Fremde und besonders der Deutsche hat sich überall der günstigsten Aufnahme zu erfreuen. Die Schattenseite fehlt allerdings auch hier nicht.

So freisinnig die Bevölkerung Valparaisos war, so sehr herrschte hier noch Fanatismus, Intoleranz und Ignoranz, und die Jesuiten, welche zwar vertrieben waren und dem Gesetz nach hier nicht existiren durften, sich aber unter dem Namen der Congregacion de los corazones de Jesus i Maria wieder eingeschmuggelt hatten, übten einen

außerordentlichen Einfluß aus, und höchst verderblich war es natürlich unter solchen Umständen, daß besonders das weibliche Geschlecht einen großen Theil des Tages in den Kirchen zubrachte. Unzählige Festtage hielten auch die Männer sehr viel von der Arbeit ab, und war es Sitte sich alle Jahre wenigstens einmal auf 8 bis 14 Tage von der Welt zurückzuziehen, wo man die Zeit mit Beten, Fasten und Geißeln zubrachte, und von wo diese Büßenden oft ganz entstellt herauskamen. Am Tage der Rückkehr aus diesem Uebungshause wurde ein Fest gefeiert, wobei die Nacht hindurch getanzt, gespielt und getrunken wurde. — So schroffe und unsinnige Gegensätze waren hier ganz gewöhnlich!

Es gab in Santiago 20 Kirchen und Kapellen, ebenso eine große Anzahl Klöster.

Schon im Jahre 1553 wurde das Dominicaner-, 1553 das Franciscaner-, 1566 das Mercedarius-, 1595 das Augustiner-Kloster gegründet, und in späterer Zeit viele mehr, wie z. B. Juan de Dios, Santa Clara, La Recoletta. Im Jahre 1830 gab es hier 316 Mönche in sechs Klöstern und 855 Nonnen in acht Klöstern.

Was geistige Kultur, Wissenschaft und Kunst anbelangt, so hatte Santiago, ebenso wie die ganze Republik, seit der Emancipation von der spanischen Herrschaft sehr bedeutende Fortschritte gemacht und die Regierung trotz der schwachen Mittel, über welche sie zu gebieten hatte, bestmöglichste Resultate erzielt. An der Spitze dieser Anstalten stand die Universität, welche die beste in Südamerika und selbst in Nordamerika sein dürfte.

Außer dieser Anstalt gab es die erwähnte Sternwarte, eine Gewerbeschule, welche 1845 gegründet wurde, vereint mit einer Akademie der Künste, eine Militär-Akademie, eine Sing-Akademie, ein Seminar für Geistliche, eine Zeichen- und Musikschule, zwei Normalschulen für Lehrer und Lehrerinnen für Volksschulen, ein Hebammeninstitut, eine Ackerbauschule mit botanischem Garten, welche 1851 gegründet wurde, ein Nationalmuseum unter Leitung des tüchtigen Professors Dr. Philippi, und endlich viele Fiscale, wie municipale höhere Bürger- und Elementarschulen, in welchen die Kinder freien Unterricht genossen, und außerdem viele Privatschulen.

Ebenso hat die Regierung keine Kosten gescheut, diese Republik wissenschaftlich erforschen zu lassen, und kein Staat Südamerikas besitzt ein so umfassendes ausführliches Werk über sein Gebiet, wie Chile, das, von Claudio Gay verfaßt, auf Staatskosten herausgegeben wurde.

Hier in der Hauptstadt der Republik war auch Gelegenheit geboten das chilenische Militär näher kennen zu lernen.

In ganz Südamerika galt der chilenische Soldat für den am besten gebildeten, einexercirten, equipirten und für den muthigsten, tapfersten, mäßigsten und ausdauerndsten. Es war allgemein anerkannt, daß er bei den geringsten Bedürfnissen, bei Hitze und Kälte die größten Strapazen und Entbehrungen ertragen konnte. Am 1. Juli 1851 bestand die chilenische Armee aus 2266 Mann Soldaten und 360 Officieren und zwar 343 Mann Artillerie, 1398 Mann Infanterie, 525 Mann Kavallerie.

Nach der Revolution von 1851, die so viele Opfer kostete, wurde die Armee auf's Neue organisirt und auf 3036 Mann mit 382 Officieren erhöht.

Die Hauptstreitmacht dieser Republik bildete aber die Nationalgarde, in welcher jeder Chilene, der nicht wegen Gebrechen untauglich war, selbst dienen oder einen Ersatzmann stellen mußte. Sie bezifferte sich im Ganzen auf 1024 Mann Artillerie, 26,153 Mann Infanterie und 24,442 Mann Kavallerie.

Uniform und Bewaffnung der Linientruppen war ganz nach französischem Muster. Die Infanterie hatte durchgängig Percussionsgewehre und war den größten Theil des Jahres der Hitze wegen in weiße Leinen uniformirt. Die Nationalgarde war ebenfalls sehr gut equipirt, mit Percussionsgewehren bewaffnet und gewöhnlich in weiße Leinen gekleidet. Da der größte Theil der Liniensoldaten verheirathet war, so waren sie stets von Weib und Kind begleitet.

Da sowohl die Zeitungen von Valparaiso wie die ersten der Hauptstadt Santagio sehr ehrende und schmeichelhafte Artikel betreffs meiner Expeditionen unter die Araucaner-Indianer gebracht, wo besonders hervorgehoben wurde, daß ein Deutscher durch seinen persönlichen Muth der Erste gewesen, der diese Regionen seit Vertreibung der Spanier unter so großen Strapazen wie Opfern an Geld, Zeit und Gesundheit, wie unter Gefahr seines Lebens betreten und erforscht, und ich in Folge dessen auch eine so ehrenvolle Aufnahme bei dem Präsidenten der Republik gefunden hatte, wurde ich von vielen Familien eingeladen und zu allen Festlichkeiten zugezogen, in welchen Kreisen ich die angenehmsten Stunden verlebte. —

Ebenso wie früher, als ich als vermeintlicher Millionär von Copiapo nach Valparaiso gekommen, Alles wetteiferte, mich einzuladen und ich der Mann des Tages war — so war ich es nun hier durch meine Expeditionen unter die Indianer.

Es war hier Sitte, daß, wenn man in einer Gesellschaft den anderen Gästen vorgestellt war, von sämmlichen ein für alle Mal eingeladen wurde, und so beeiferten sich denn auch die Herren, welche ich in der ersten Gesellschaft traf, mich mit der Redensart: „Mein Haus steht zu Ihrer Verfügung“ zu begrüßen.

Hiernach konnte man, ohne vorher, wie bei uns, einen ceremoniösen Besuch zu machen, zum Frühstück, Mittagbrod oder Thee dahin gehen. Man wurde auch nicht weiter eingeladen, indem sehr richtig angenommen wurde, daß, wenn man sich in diesem Familienkreise wohl befand, oft kommen werde, wenn nicht, weshalb sollte man gezwungen sein, sich zu langweilen?

War der Empfangssaal des Abends erleuchtet, so bedeutete dies daß die Familie empfing, und man trat ein. Gefiel man sich darin, so wurde daselbst der Abend verlebt, wenn nicht, so gings nach einem anderen Haus, dessen Empfangssaal erleuchtet war, und so besuchte man an einem Abende oft sechs bis acht verschiedene Familien und blieb oft bis ein Uhr des Nachts da, wo es am angenehmsten war. Fast in jedem dieser Häuser spielten die jungen Damen Piano oder sangen, oder es wurde getanzt, oder Karten und andere Spiele vorgenommen.

Wie herrlich waren diese Sitten im Vergleich zu unseren europäischen, wo man die schrecklichen steifen Besuche zu machen hat und der Besucher sich ebenso wie die zu Besuchenden freuen, wenn eine Karte abgegeben werden kann, — wo man bei ceremoniösen Diners und wahren Abfütterungen oft mehrere Stunden zwischen den langweiligsten Personen eingekeilt sitzen muß, oder auf Soiréen mit Damen par force tanzen muß, für welche man durchaus kein Interesse hat. Dies Alles kam hier nie vor; hier fand sich nur zusammen, was sich gegenseitig finden wollte und liebte.

Welch' natürliche Herzlichkeit herrschte hier beim Empfange, wo Alles dem Gast entgegeneilte die Hand zum Gruße zu reichen, — welch' schreckliche steife Bücklinge in Europa!

Welch' angenehme Zeit verlebte ich hier! Tage verflossen wie Stunden, Wochen wie Tage, und da ich gute Erziehung genossen, jung und lebenslustig war, kann ich wohl, ohne eitel zu erscheinen, sagen, daß sich in diesen Familienkreisen so manche Mutter bemühte, mir die Tugenden ihrer Töchter zu rühmen, und diese all ihre Reize geltend zu machen suchten, um mich in das süße Joch der Ehe zu schmieden.

Da ich kein Weiberfeind bin und die schönen Chileninnen, Abkömmlinge echt andalusischer Race und Caupolicans und Lautaros, mit ihren feurigen, von langen seidenartigen Wimpern beschatteten Augen, dem kleinen Mund, Ohren, Händen und Füßen, der üppigen Büste, der fein geschnittenen, etwas gebogenen Nase, dem schönen langen schwarzen Haar, den graziösen Bewegungen und der Anmuth, wie Liebenswürdigkeit einen so vortheilhaften Eindruck auf mich machten und wahrhaft verführerisch waren, muß ich gestehen, daß ich mich öfter in der Lage befand, mich gründlich zu verlieben.

Ich glaube, daß aber gerade eine so große Anzahl junger, so liebenswürdiger und schöner Mädchen meiner Bekanntschaft bewirkte, daß mich keine derart zu fesseln vermochte, meine Freiheit für immer aufzugeben, indem jede in ihrer Art von der Natur mit geistigen wie körperlichen Vorzügen so ausgestattet war, daß die Wahl zu schwer wurde, trotzdem man sich glücklich schätzen konnte, eine von ihnen zu besitzen. Das größte Hinderniß war dabei unbedingt, daß ich Protestant bin.

Unter den Briefen, die ich täglich erhielt, befanden sich oft auch zarte duftende Billet-doux, begleitet von herrlichen Blumensträußen oder vorzüglichsten Früchten, welche mich zu irgend einem Rendezvous einluden, dem ich natürlich mit Freude Folge leistete. Wie habe ich da im Freuden- und Liebesrausch geschwelgt und bin von Blume zu Blume geflattert! — Das waren mir selige, unvergeßliche Tage!

Die Erziehung der Kinder der besseren Klassen ist in der Republik Chile sehr abweichend von der unserigen und läßt Manches zu wünschen übrig, doch gleichen unstreitig wiederum einige Vorzüge jene Mängel aus. Jedem Neugebornen wird gewöhnlich eine Amme gegeben. Bis zum achten Jahre verbleibt das Kind im elterlichen Hause. Die Knaben besuchen dann Gymnasium und Universität, während die Mädchen in ein Institut gebracht werden, aus welchem sie erst mit dem 15. Jahre geistig und körperlich entwickelt in's Vaterhaus zurückkehren.

Abgesehen von den gewöhnlichen Schulkenntnissen sprechen sie dann englisch, französisch und oft auch deutsch; spielen gut Piano, singen, tanzen, malen u. s. w. und treten als Damen in den Gesellschaften auf. Der Landessitte gemäß werden Kleider, Wäsche und Putz fast nur fertig in Läden gekauft; es wird außerhalb des Hauses gewaschen und die Küche besorgt ein Koch oder eine Köchin. Diese letzteren erhalten für den Monat eine bestimmte Summe, wofür sie das Essen zu liefern haben, so daß die aus der Pension heimgekehrte Tochter keinen häuslichen Geschäften obzuliegen hat. Das junge Mädchen lebt daher sehr bequem. Des Morgens besucht sie zuerst die Messe, dann wird gefrühstückt; hierauf geht sie bis 12 Uhr in die Bäder oder Verkaufsläden oder treibt Musik und liest Romane. Mittags wirft sich die Schöne in die Hängematte, um von 12 bis 2 Uhr Siesta zu halten. Die Zeit von 2 bis 5 Uhr bringt sie mit der Toilette zu, um 5 Uhr wird dinirt, nach dem Essen sodann spazieren gefahren, geritten oder gegangen, des Abends werden Theater oder Concerte besucht, Besuche empfangen oder gemacht, wo dann bis 1 Uhr getanzt, gespielt und musicirt wird. So verfließt ein Tag wie der andere, Jahr aus, Jahr ein. Die mit 15 Jahren bereits ganz entwickelte Jungfrau heirathet gewöhnlich bald, ja oft schon mit 14 Jahren, so daß es vorkam, daß Männer ihre Gattinnen in die Schule begleiteten und aus derselben abholten. Im Allgemeinen treiben die Chilenen sehr gern Musik und haben dazu angebornes Talent.

In ärmeren Häusern findet man stets Guitarren und Harfen und auch diese Instrumente werden oft meisterhaft gespielt. Auch den Tanz lieben die Chilenen sehr.

Obgleich nun so große Gastfreundschaft in den verschiedenen Familienkreisen, welche ich besuchte, herrschte, und ich da sehr angenehme Stunden verlebte, berührte es mich öfter unangenehm, daß sich so viele Geistliche in diesen befanden, indem, wenn eine Familie mehrere Söhne besaß, gewöhnlich einer derselben Geistlicher wurde.

Es war hier wenig anstößig, daß unverheirathete Männer zarte Verhältnisse hatten, und noch weniger ließ man, wenn diese Rendezvous Folgen hatten, dies den unschuldigen Wesen entgelten. — Uneheliche Kinder genossen hier dieselbe Erziehung wie eheliche, glänzten ebenso in den ersten Gesellschaften und verheiratheten sich ebenso wie andere. Selbst Kinder von Geistlichen genossen die allgemeine Achtung, und oft wurde ich mit Damen in den ersten Gesellschaften bekannt, welche sich

mit Stolz die Tochter eines Bischofs, eines Domherrn oder anderen Geistlichen nannten.

Was viel zu dieser Immoralität beitrug, war unbedingt das stete Kirchengehen des Abends. Junge Damen zogen den Abendgottesdienst selbst dem Theater vor, aber nicht aus religiösem Gefühl, sondern weil sie dahin gewöhnlich nur von einer Dienerin begleitet gehen und sich in den schwach erleuchteten Kirchen ein Rendezvous mit ihren Verehrern geben konnten. Von da begleiteten diese die jungen Damen auf größtmöglichen Umwegen des Nachts nach Hause. Diese Zusammenkünfte waren bald derart organisirt, daß die Damen nur vorgaben nach der Kirche zu gehen, um an bestimmten Orten direct in die Arme ihres Geliebten zu eilen, während die verschwiegene Dienerin Wache stand.

So war Santiago im Jahre 1860 und ersieht man daraus, daß selbst nach Jahrhunderten das heißblütige Naturell der Spanier noch vorherrschend war!"

Das Fest der Unabhängigkeit der Republik Chile, das sich hier durch seine Großartigkeit von allen bisher verlebten auszeichnete, beging ich höchst freudvoll. Ein Fest folgte dem andern und dazwischen gab es Vorstellungen, Aufzüge, Corsofahrten, Feuerwerk, Revuen u. A. m. Es gehörte hier zum guten Ton, daß jede wohlhabende Familie auf dem Festplatz ihr eigenes Zelt errichtet hatte, um darin Freunde und Bekannte bestens zu bewirthen und konnte man da essen und trinken nach Herzenslust.

Kapitel IV.

Reise von Santiago über Santa Rosa nach San Felipe und Quillota und mein Aufenthalt daselbst.

Nachdem ich diese Festwoche sehr angenehm in Santiago verlebt hatte, beschloß ich die Provinz Aconcagua zu bereisen. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen, an welchem ich in Gesellschaft mehrerer Bekannten die Hauptstadt verließ. Nach einigen Stunden Fahrt erreichten wir das Bad Colina. Von hier aus durchfuhren wir das Schlachtfeld, auf welchem der General San Martin am 12. Februar 1817 die Spanier geschlagen und ihr Heer vernichtet hatte und gelangten dann auf die steile Questa von Chacabuco, welche sich 1286 Meter über dem Meere befindet. Dieser Gebirgszug verbindet die Cordillere der Anden mit der Küstencordillere, von welcher aus sich gegen Süden das 150 Meilen lange Längenthal bis an den Meerbusen von Reloncavi erstreckt. Als wir dies Gebirge passirt hatten, erreichten wir nach kurzer Fahrt das Städtchen Santa Rosa, wo wir die Nacht zubrachten. Es war dies ein freundlicher Ort von etwa 4000 Einwohnern, mit sehr hübschen Promenaden und der Hauptstapelplatz des Chilenischen Handels mit der Argentinischen Republik, da von hier aus der Weg direct über die Anden durch den 3927 Meter über dem Meere befindlichen Uspallatapaß nach Mendoza führte.

Am nächsten Morgen verließen wir Santa Rosa und erreichten bald die nur einige Meilen von hier entfernte Hauptstadt der Provinz Aconcagua San Felipe, welche 16 Meilen von Santiago entfernt

657 Meter über dem Meere in einem von Bergen umschlossenen Thale am Ufer des Flusses Aconcagua unter 32° 45′ 23″ S. B. liegt. Sie wurde erst im vorigen Jahrhundert angelegt und war ein freundliches, regelmäßig gebautes Städtchen von etwa 8000 Einwohnern, besaß mehrere Kirchen, auch ein gutes Hospital und lag romantisch zwischen Gärten mit anmuthigen Obstbaumgruppen, unter denen besonders schöne große Feigenbäume sich auszeichneten.

Die Provinz, welche etwa 232 deutsche Quadratmeilen umfaßt und nahe an 30,000 Einwohner zählte, ist eine der gebirgigsten der Republik und schließt den höchsten Theil der Chilenischen Andenkette mit dem unter 32° 38′ 30″ S. B. gelegenen 6834 Meter hohem Aconcagua-Berge ein. Da allein sechs verschiedene Bergketten sie durchziehen, sind die Thäler natürlich nur schmal.

Das Klima ist angenehm und von mittlerer Temperatur, und was die Vegetation anbelangt, ist sie hier noch dürftig; jedoch kommen vom Norden her gerechnet hier das erste Mal Obstbäume vor, welche aber noch vereinzelt stehen. Unter den Bäumen treten Lauriceen auf, besonders Laurus bellota Miers, sowie der Peumo (Cryptocarya Peumus Nees), welcher zahlreiche den Kirschen ähnliche Früchte trägt, die süß und aromatisch schmecken und viel zu Markte getragen werden. Ferner der Quillai (Quillaya saponaria Mol), ein Baum, der gutes Holz zum Grubenbau liefert, und da dessen Rinde die Eigenschaft der Seife hat, so wird sie allgemein zum Waschen benutzt. Ferner der Litre (Litrea venenosa Miers), welcher 15 bis 20 Fuß hoch wird. Außer diesen Bäumen sieht man hier Alleen von lombardischen Pappeln und Obstbäumen, besonders Feigen. Die Hügel sind größtentheils von metallischen Substanzen geschwängert und dürr und kahl; man erblickt auf ihnen theils vereinzelt, theils in Gruppen stehend die 15 bis 20 Fuß hohen grauen Säulen der Fackeldistel (Quisco gigantin.)

Auch Bergbau wird in dieser Provinz viel getrieben und befanden sich acht Gold-, neun Silber- und über 100 Kupferminen im Betriebe, und wenn der Bergbau auch nicht so bedeutend wie in den nördlichen Provinzen von Atacama und Coquimbo war, so hatte man hier den Vortheil, Holz zu besitzen, um die Erze verschmelzen zu können.

Was den Handel anbelangt, so war er abgesehen von Ackerbau, Viehzucht und Bergbau deshalb sehr lebhaft, weil alle Produkte, welche von Valparaiso über die Anden nach der Argentinischen Republik geführt wurden, auf der Eisenbahn bis nach der fünf Meilen von hier

entfernten Station Llaillai gebracht wurden und von da auf einer gut angelegten Straße über hier nach Santa Rosa gingen.

Im Hotel angekommen, empfing uns daselbst ein Bekannter und Landsmann, der frühere Obersteiger Neuenborn aus Zabrze in Oberschlesien, welcher hier eine alte sehr reiche Kupfergrube bearbeitete. Während meines mehrtägigen Aufenthalts in dieser Stadt besuchte ich diese Grube wie mehrere Silberbergwerke, welche ganz in der Nähe der Stadt lagen, unter welchen einige gute Ausbeute gaben. Auch ein anderer Bekannter von mir, der Ingenieur Pagenstecher aus Cöln, welcher an der Eisenbahn Contract-Arbeiten übernommen, besaß eine Silbergrube ohnweit von hier und gewann gutes Erz; er mußte sie jedoch, da sie so hoch lag, daß sie die Hälfte des Jahres von Schnee bedeckt und dadurch vollkommen unzugänglich war, und die Arbeiter, trotzdem sie sehr hohen Lohn verdienten, nicht während sechs Monaten im Jahr unter der Erde leben wollten, aufgeben.

Nach einigen Tagen Aufenthalts in dieser Stadt begab ich mich zu Pferde nach der nächst gelegenen Station Llaillai. Dies war die Hauptstation der von Valparaiso nach Santiago im Bau begriffenen Eisenbahn, die bis hierher fertig war.

Gegen Mittag verließ ich auf ihr Llaillai, und nachdem ich in fruchtbaren Thälern stets an den Ufern des Aconcaguaflusses die Stationen Ocoa, die von hohen Bergen umschlossen war, La Calera und La Cruz passirt hatte, erreichte ich nach einstündiger Fahrt, bei welcher wir 1215 Fuß vom Gebirge herabgefahren waren, die Stadt Quillota.

Dieses Städtchen, welches ungefähr 5200 Einwohner zählte, zog sich in einer sehr fruchtbaren, von Wein- und Obstgärten, Feldern und Wiesen prangenden Ebene, die vom Aconcaguaflusse durchströmt wurde, über eine halbe Meile dahin, versorgte hauptsächlich Valparaiso mit ihren landwirthschaftlichen Producten und war der Sommeraufenthalt der reichen Bevölkerung des Hafens.

Nach einigen Tagen Aufenthalts in dem zwischen den nun in vollster Blüthe stehenden Obstbaumgruppen gelegenen Städtchen, erhielt ich den Besuch eines jungen Spaniers, welcher erst vor einigen Tagen von Europa angekommen war, und da er gehört, daß ich Bergingenieur sei, mir ein Geheimniß anzuvertrauen, und ein Geschäft vorzuschlagen kam.

Er war in seiner Heimath in den Besitz eines Documents gelangt, aus welchem er ersehen hatte, daß mehrere Spanier, als sie von den Chilenen aus dem Lande vertrieben wurden, sechs Maulthierladungen geprägten Goldes, wie eine Ladung Silber in der Nähe von Quillota

in einer Gebirgsschlucht der Campana vergraben hatten. Da laut diesem Document nur eine Person, welche sich nach Spanien geflüchtet, dort aber bald gestorben, den Ort wo der Schatz lag kannte, indem die andern Gefährten im Kampfe geblieben, der Ort auch sehr speciell angegeben war, hatte er die Reise nach hier unternommen, um dies Geld auszugraben. —

Wenn man sich in Europa durch Betheiligung an einer Schatzgräberei mehr oder weniger lächerlich machen würde, indem die Resultate höchst selten zufriedenstellend sind, so beruhen derartige Unternehmungen in den Republiken Südamerikas auf einer bei weitem sicheren Basis und werden oft von den glänzendsten Erfolgen gekrönt, da die Indianer, als die Spanier dies Land entdeckten, colossale Schätze an Gold besaßen und diese vor der Habgier der Letztern nicht besser zu verbergen wußten, als daß sie selbe vergruben, und daß die Spanier auch ihre Schätze am sichersten aufgehoben glaubten, wenn sie diese der Erde anvertrauten.

Während des Unabhängigkeitskrieges dieser Republik kam nun ein großer Theil der Spanier um, ein anderer Theil wurde aus dem Lande vertrieben und rettete nur das nackte Leben, wodurch natürlich große Summen in der Erde vergraben blieben, die auch bis jetzt größtentheils noch liegen. Der Beweis wie große Schätze da lagern, wird wohl am besten dadurch geliefert, daß seit der Vertreibung der Spanier, also seit einigen 40 Jahren, theils in Folge von Nachrichten, theils durch Zufall unzählige Funde von vielen Tausenden von Pesos, öfter aber auch noch größere Summen ausgegraben worden sind.

Es ist daher unstreitig etwas sehr verlockendes, wenn man unter dem Siegel der Verschwiegenheit von Jemand aufgefordert wird, einen großen vergrabenen Schatz aufzusuchen. Besonders verführerisch ist dies aber, wenn Jemand die feste Ueberzeugung vom Vorhandensein desselben hat wie dieser Fremde, der, um diesen Schatz zu heben, die weite Reise von Spanien nach hier unternommen hatte und zur Hebung desselben meine Kenntnisse und Arbeitskraft in Anspruch nehmen wollte. Ich sagte daher meine Unterstützung mit Freuden zu, da ich ja nichts verlieren, bei gutem Erfolg aber auf leichte Art Vermögen erwerben konnte.

Am nächsten Morgen miethete ich zu dem Zweck Pferde, kaufte das nöthigste Minenwerkzeug, engagirte einen zuverlässigen Mann als Führer und verließ von dem Spanier begleitet Quillota, den in dem Dokument angegebenen Weg verfolgend langsam die Abhänge der Campana hinanreitend.

Nach einer Stunde befanden wir uns laut der Nachricht in der Nähe des Punktes, wo der Schatz vergraben liegen sollte, stiegen daher ab und übergaben die Pferde der Aufsicht des Führers.

Da dieses Geld in sechs Löchern um den Stamm eines Baumes herum verscharrt sein sollte, in welchem zum Zeichen ein großes Kreuz eingeschnitten war, mußten wir vorerst diesen aufsuchen. Obgleich ein in der Nähe befindlicher, genau beschriebener Felsblock bekundete, daß wir uns ohnweit der richtigen Stelle befanden, war es trotzdem nicht leicht in diesem dichten Walde grade diesen bezeichneten Baum herauszufinden, welcher ja auch, da bereits mehr als 50 Jahre seitdem verflossen waren, vielleicht nicht mehr existirte.

Als ich mit dem Spanier seit bereits längerer Zeit viele Baumstämme gemustert hatte, ohne den gesuchten zu finden, näherte sich uns der Führer, der dies beobachtet hatte und frug, ob wir vielleicht einen Schatz suchten. Erstaunt über den Scharfsinn des Eingeborenen, bejahten wir seine Frage, wonach er uns zu einem in der Nähe stehenden alten Baum führte, an dessen Fuß man eine Vertiefung wahrnehmen konnte. Da angelangt, theilte er uns mit, daß Holzschläger einst ein in diesem Stamm eingeschnittenes Kreuz gefunden, und glaubend, daß da ein Schatz verborgen liege, hatten sie am Fuße desselben ein Loch gegraben und 2000 alte spanische Thaler gefunden.

Als mein Gefährte diesen Baum genau geprüft und er wirklich das eingeschnittene Kreuz an demselben gefunden hatte, welches seit so langer Zeit natürlich ganz vernarbt, aber noch deutlich zu erkennen war, erklärte er mir, daß dies der gesuchte Platz sei. So sehr er anfangs durch die Erzählung des Führers erschrocken war und schon gefürchtet hatte, die Reise nach hier vergebens unternommen zu haben, so sehr erfreut war er jetzt als er erfahren, daß man nur das Silber, aber nicht das daneben liegende Gold gefunden hatte. Aus Vorsicht hielt er es aber für gut, seine Freude dem Führer gegenüber nicht merken zu lassen, um mit mir in nächster Nacht allein nach hier zurückzukehren und das Gold auszugraben und kehrten wir deshalb nun anscheinend niedergeschlagen nach Quillota zurück.

Als die Sonne endlich im Westen niedersank, begannen wir uns zu rüsten, und als endlich die Nacht hereinbrach, schlichen wir uns Beide mit Revolvern bewaffnet und mit Spitzhaue, Schaufel und etwas Lebensmitteln versehen heimlich aus der Stadt und schlugen den Weg nach den Gebirgsschluchten der Campana ein.

Es war eine herrliche Mondnacht, und als wir etwa eine Stunde über Wiesen und Felder bergan gestiegen und schon Pläne entworfen hatten, wie wir das Gold am besten heimlich nach Valparaiso schaffen könnten, langten wir glücklich unter dem Baum an, wo der Schatz liegen sollte. Nachdem wir uns etwas Ruhe gegönnt, begannen wir zu graben, wobei uns der Mondschein sehr zu statten kam, doch war es wahrlich nicht so leicht unter diesem großen Baume, der seine Aeste so weit ausbreitete, gerade die Stellen zu treffen, wo das Gold lag.

Wohl eine Stunde hatten wir bereits alle Kräfte aufbietend gearbeitet, als es mir plötzlich schien, daß sich ein Geräusch nähere. Ich bedeutete den Spanier mit zu lauschen, und hörten wir deutlich, wie sich ganz langsam, mit größter Vorsicht etwas zu uns heranschlich, konnten aber, trotzdem wir all' unsere Sehkraft aufboten, nichts erkennen. Wir lauschten fast athemlos weiter, denn es war uns nicht allein um uns selbst als um den Schatz zu thun, und bei einem Ueberfall konnten wir diesen und obendrein noch unser Leben verlieren. Nach einer Weile bemerkten wir, daß sich bereits sehr nahe von uns im Busch ein Gegenstand bewegte, der sich durch Streifen an den Aesten verrieth. Geräuschlos zogen wir unsere Revolver. Es wurde darauf wiederum still und war es uns als würden wir beobachtet. Während wir in größter Spannung dastanden, vernahmen wir nach kurzer Zeit ebenfalls ein leises Geräusch in unserem Rücken.

Unsere Lage war eine sehr kritische und gefährliche, denn zu dieser Stunde, es mochte gegen Mitternacht sein, konnten nur Lauscher der Räuberbande, die sich thatsächlich in den Schluchten befand, herumschleichen. So geräuschlos wie nur möglich, hoffend doch noch nicht entdeckt zu sein, da wir im tiefen Schatten des dicht belaubten Baumes standen, stellten wir uns nun Rücken gegen Rücken, um uns nach beiden Seiten hin vertheidigen zu können. Nach einigen Minuten erscholl plötzlich aus dem Thale ein Pfiff, welcher gleich darauf von den beiden Seiten, von denen wir Geräusch gehört hatten, beantwortet wurde. Wir waren nun sicher, nicht eine Sinnestäuschung gehabt zu haben, und verdoppelte sich für uns die Gefahr, indem anzunehmen war, daß man uns beobachtet und umzüngelt hatte, und daß man nur unserer Revolver wegen nicht den Muth gehabt, einen Kampf aufzunehmen, uns aber nun im Verein mit den Gefährten aus dem Thale mit Uebermacht angreifen würde. Noch berathend, ob wir in dieser Stellung verharren und einen Angriff abwarten oder fliehen sollten, entfernten sich zu unserm größten Staunen plötzlich die Per-

sonen und eilten mit Hast dem Thale zu. Da wir uns im Zweifel befanden, ob wir bemerkt seien oder nicht, und ob man Verstärkung hole, um uns anzugreifen, und wir nicht nach der Stadt zurück konnten, indem diese unheimlichen Nachbarn diese Richtung eingeschlagen hatten, beeilten wir uns das Gebirge weiter hinanzusteigen, um uns zu verbergen. —

Bis Tagesanbruch verweilten wir in unserem Versteck, ohne daß der Schlaf in unsere Augen kam, als aber die Sonne hinter den Anden emporstieg, schlichen wir uns langsam und geräuschlos nach unserem Arbeitsplatz zurück, sicher glaubend, daß dort gearbeitet werde. Zu unserer Freude fanden wir jedoch Niemand und die Arbeit in dem Zustande wie wir sie verlassen hatten, und begannen wir trotz aller Müdigkeit mit aller Energie die Arbeit wieder aufzunehmen.

Während einiger Stunden gruben wir ein Loch neben dem andern, und da wir Nichts fanden und sehr ermüdet, auch unsere Hände derart voller Blasen waren, daß wir nicht weiter arbeiten konnten, versteckten wir sorgfältig die Werkzeuge, begaben uns nach der Stadt, und beschlossen später einen zuverlässigen Arbeiter mitzunehmen, um weiter zu graben.

In Quillota angelangt, erfuhren wir, daß daselbst in der verflossenen Nacht ein Raubanfall und ein bedeutender Diebstahl stattgefunden hatte, und war nun wohl klar, wer unsere Nachbarn gewesen waren.

In Folge der furchtbaren Aufregung wie der Kälte der vorigen Nacht, stellten sich aber so heftige rheumatische Schmerzen bei mir ein, daß ich mich am nächsten Morgen gezwungen sah, mit der Eisenbahn nach dem nur drei Stunden entfernten Valparaiso zu fahren, um ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Daselbst lag ich während einiger Tage schwer darnieder; als es mir meine Gesundheit aber nur irgend gestattete, kehrte ich nach Quillota zurück. Zu meinem größten Schmerz erfuhr ich, daß der Spanier seit bereits zwei Tagen abgereist war und seine Rechnung in alten spanischen Unzen bezahlt hatte.

Ich ritt sofort nach der Gebirgsschlucht, wo ich denn fand, daß der ganze Platz unter dem Baume umgearbeitet war, und verschiedene Gegenstände, die da herumlagen, ließen mir keinen Zweifel, daß mein Gefährte das Gold gefunden hatte.

Sofort begab ich mich nach Valparaiso zurück, hoffend, ihn da zu finden; trotz aller Anstrengung gelang es mir aber nicht, die geringste

Nachricht über ihn zu erhalten, und verwünschte ich die Schatzgräberei, die mir nur Gefahr und Schmerzen, statt Gold eingebracht hatte.

Zu dieser Zeit war der Prinz Paul von Württemberg nach Valparaiso gekommen, welchem mich der preußische General-Consul Fehrmann bei einem Diner, das er ihm zu Ehren gab, vorstellte. Derselbe hatte eine wissenschaftliche Reise nach Süd-Amerika unternommen und besaß herrliche Sammlungen.

Ich verlebte acht Tage mit ihm in Valparaiso im Hotel Aubri, und bedauerte seine Abreise, wodurch ich einen so liebenswürdigen Mann verlor, sehr.

Nach einigen Tagen begab ich mich nach Santiago zurück, um mich beim Präsident Manuel Montt wieder vorzustellen. Er erklärte mir aber, daß es jetzt nicht möglich sei, mich zu unterstützen, weil der Krieg mit den Indianern noch nicht beendet sei. Ich war in Verzweiflung, denn es war bereits Sommer, der für meine Expedition so wichtig war.

Unter diesen Verhältnissen konnte ich vorläufig weiter nichts unternehmen als den Rath meiner Freunde, meine ersten Expeditionen in das Araucaner-Gebiet in spanischer Sprache herauszugeben, befolgen. Die nächsten Monate waren daher ausschließlich der Zusammenstellung desselben gewidmet und hatte das Werk bei seinem Erscheinen den besten Erfolg.

Kapitel V.

Der Mord Hermann Wagner's in Santiago.

Neuerdings wohnte ich in Santiago in dem inzwischen neuerbauten Hotel de Baviera, dessen Wirth ein Baier war und in welchem täglich noch an zwanzig Deutsche Table d'hôte speisten. Am 5. December feierte ich meinen Geburtstag im Kreise von Freunden und Bekannten. Unter letzteren befand sich auch der nur 18 Jahre alte Sohn des Hofjuweliers Wagner aus Berlin, der erst seit einigen Tagen hier angekommen auch in diesem Hotel wohnte. Am nächsten Tage erfuhr ich, daß derselbe am verflossenen Nachmittag mit dem Wirth spazieren gegangen und letzterer in der Nacht mit Schmutz und Blut bedeckt allein zurückgekommen sei. In größter Sorge um den unerfahrenen jungen Menschen, erkundigte ich mich sofort bei dem Wirth, wo er Wagner gelassen habe, worauf er mir in größter Verwirrung berichtete, daß sie am Tajamar überfallen worden seien, er geflohen wäre und daher nicht wisse, was aus jenem geworden. Ich eilte sofort auf das Criminal-Gericht, um Anzeige von diesem Fall zu machen, worauf ich mehrere berittene Polizeisoldaten zu meiner Verfügung erhielt, um nach dem Vermißten zu forschen.

An dem Ort angekommen, wo der Ueberfall stattgefunden haben sollte, erfuhr ich, daß man Wagner am Abend vorher in einem Lokal in Gesellschaft des Wirthes und eines anderen Herrn gesehen habe, sowie daß man am späten Abend Lärm und Hilferufe am Ufer des in der Nähe dahinströmenden Mapocho-Flusses gehört habe.

Ich begab mich sofort an die Stelle, von wo der Hilferuf erschollen sein sollte, wo ich denn auch deutliche und untrügliche Spuren fand, daß hier ein Kampf stattgefunden und man einen Menschen im Sande bis an den Fluß geschleift hatte. Ich eilte sofort nach der Stadt in das Criminal-Gericht zurück, wo ich erfuhr, das inzwischen Fischer die Leiche eines Ausländers in der Nähe der Stadt aus dem Fluß gezogen und die bei demselben gefundene Uhr, Ring, Brieftasche und Portemonnaie auf der Polizei deponirt hätten.

Eiligst begab ich mich dahin, wo mir der betreffende Beamte mittheilte, daß man den Leichnam nach dem Hospital von San Juan de Dios gebracht habe. Da angekommen erfuhr ich, daß man denselben bereits in einen Sack eingenäht und in die Todtenkammer gelegt hatte, von wo aus er diese Nacht nach dem Kirchhof gebracht werden sollte. Als ich ihn nun zu sehen verlangte, theilte man mir mit, daß es gefährlich für mich sei, in die Todtenkammer hinab zu steigen, indem sich neun Typhusleichen in dieser befänden. Dies schreckte mich aber nicht ab, und ich bestand darauf, da ich wissen wollte, ob dieser Leichnam der des jungen Wagner sei.

In Begleitung eines Krankenwärters trat ich, mit einer Laterne versehen, in die Todtenkammer, in welcher ein so schrecklicher Leichengeruch herrschte, daß ich entsetzt zurückprallte, doch ermannte ich mich und schritt vorwärts. Da lagen nun zehn Leichen neben einander, alle in grobe Säcke eingenäht. In welchem sollte ich nun den gesuchten Freund finden? So schrecklich die Aufgabe für mich war, zauderte ich nicht und schnitt den ersten Sack auf, aus welchem mir aber ein fremdes, schrecklich entstelltes Gesicht mit offenen Augen entgegenstarrte; ich schnitt einen zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten auf, aber in jedem fand ich nur ein mir unbekanntes Gesicht, endlich aber, als ich den siebenten öffnete, sagte mir gleichsam eine innere Stimme, daß dieser es sei, den ich suche. Ich schnitt deshalb den Sack ganz auf, um nach den Zeichen in seiner Wäsche zu suchen, da die Gesichtszüge vollständig entstellt waren. Ich entdeckte leider ein „H. W.“, wonach kein Zweifel war, daß dies die Leiche Hermann Wagner's sei.

Nachdem ich dem Criminalrichter Anzeige von Allem gemacht hatte, wurde ich aufgefordert der Obduction des Leichnams beizuwohnen, weil doch nun festgestellt werden mußte, woran der Unglückliche gestorben sei. Es war für mich schrecklich als ermittelt wurde, daß er, nachdem er geschändet worden, durch einen Schlag mitten auf den Schädel durch irgend ein Instrument getödtet worden war.

Als ich den Leichnam in einen Sarg gebettet, lud ich alle Deutschen Santiagos ein, der Beerdigung beizuwohnen, wozu sie sämmtlich erschienen. Eine Sammlung wurde dann veranstaltet, um nicht allein die bis jetzt entstandenen Kosten gemeinschaftlich zu tragen, sondern auch das Grab mit einer Marmorplatte und einem eisernen Gitter zu versehen.

Der Wirth war inzwischen verhaftet worden, da Verdachtsgründe vorhanden waren, daß er im Vereine eines Complicen das scheußliche bestialische Verbrechen an dem jungen Manne begangen.

Im ersten Verhör widersprach sich der Wirth derart, daß kein Zweifel übrig blieb, daß er der wirkliche Mörder sei, da aber nach chilenischem Gesetz Niemand verurtheilt werden konnte, der nicht selbst das Verbrechen eingestanden hatte, oder durch Zeugen überführt wurde, brachte man ihn bis auf Weiteres ins Gefängniß. Nachdem er einige Monate in diesem zugebracht, wurde er, da keine Zeugen gegen ihn auftraten und er jede Theilnahme am Morde leugnete, in Freiheit gesetzt.

Kapitel VI.

Feier des Weihnachtsfestes in Santiago.

Während in Deutschland am Weihnachtsabend die Natur todt, die Erde gewöhnlich mit tiefem Schnee bedeckt ist, und ein eisig kalter Wind weht, die Menge von allen Seiten her nach der festlich erleuchteten Kirche zu Schlitten fährt, und aus allen Häusern und selbst aus der ärmsten Hütte ein mit vielen Lichtern versehener Christbaum strahlt — wie so ganz anders war es hier!

Es war ein heißer Sommertag, und als die Sonne mit ihren sengenden Strahlen im Stillen Ocean darniedersank, begann ein reges Leben und Treiben in den Straßen der Hauptstadt, und ein großer Theil der Bevölkerung begab sich theils nach der Alameda, theils nach den Gärten der Vorstädte, um sich an der Abendkühle zu erfrischen.

Die Natur stand im schönsten Flor, herrliche Blumen und Sträucher verbreiteten ihre aromatischen Düfte, Schaaren von Singvögeln in schönster Farbenpracht sangen in den Hecken von Jasmin und Rosen dem Schöpfer ihr Loblied; strahlend-goldige Kolibris flatterten von Strauch zu Strauch; Fluren, auf denen unzählige Heerden weideten, erstreckten sich prangend bis an den Fuß der Anden, deren Gipfel von der Abendsonne eben noch vergoldet wurden.

Als die Glocken der vielen Thürme der Hauptstadt die Gläubigen zur Feier der Geburt des Herrn nach den Tempeln riefen, strömte Alles dahin, Alt und Jung, Reich und Arm, Vornehm und Gering. Nach Beendigung der Feier begab sich eine unabsehbare Menschenmenge



Ein Weihnachtsabend in Santiago.

nach der Plaza de Armas, wo ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt wurde, und von da nach der Alameda, wo unzählige Zelte aufgeschlagen waren, in denen Eis und Backwerk, sowie besonders herrliche Früchte und schönste Blumensträuße verkauft wurden. Wie es in Europa Sitte ist, unsere Lieben am heiligen Abend durch eine Gabe zu erfreuen, war es hier Sitte den Damen die schönsten Früchte und Blumen zu überreichen, welche oft zu fabelhaften Preisen erkauft wurden. Nachdem die bessere Gesellschaft eine Stunde bei schönstem Mondenschein in der herrlichen Alameda einhergewandelt und sich sowohl an den melodischen Klängen mehrerer hier aufgestellter Musikcapellen erfreut, wie an der frischen Abendluft, am Aroma der Früchte und am Dufte der Blumen erquickt hatte, kehrte sie nach ihren Häusern zurück, wo die Nacht unter Musik und Tanz hingebracht wurde. Die unteren Klassen dagegen verweilten die ganze Nacht in den Zelten der Alameda, wo überall Mädchen mit Harfen und Guitarren musicirten, getanzt, gesungen, gegessen, gespielt und wahrhaft barbarisch getrunken wurde. Am ersten Feiertage fand eine sehr feierliche Messe in der Kathedrale statt; dann wurde dieser Tag wie der vorhergehende verlebt; einen zweiten Feiertag aber wie in Deutschland gab es nicht.

Wie Ostern in Santiago das Fest des Wiedersehens war, so war Weihnachten das Fest des Abschieds, da nach Weihnachten Alle, die nur irgend konnten, die Stadt verließen, um die heiße Jahreszeit an weniger heißen Orten oder in Bädern zu verleben; andere besuchten während dieser Zeit die Quellen von San Bernardo, Cauquenes, Apoquindo, Chillan oder Colina, und da in diese Zeit die sogenannten großen Ferien fielen, wo alle Tribunale, die Universität, die Gymnasien und andere Anstalten geschlossen waren, wurden von einem großen Theil der Bevölkerung Reisen nach den nördlichen wie südlichen Provinzen der Republik unternommen. Es gehörte zum guten Ton, sich vom 1. Januar ab nicht in Santiago zu befinden. Wie sehr man dies beachtete, bewies wohl am besten der Fall, daß Familien, welche der ersten Gesellschaft angehörten, im Augenblick aber nicht die Mittel besaßen, kostspielige Badereisen zu unternehmen, sich von Neujahr ab in ihren Häusern, nachdem sie alles zum Haushalt Nöthige eingekauft, verschlossen hielten und zwei Monate hindurch so heimlich in der Stadt lebten. — Auch ich verließ Santiago und eilte nach Valparaiso.

Kapitel VII.

Reise von Valparaiso nach der Insel Juan Fernandez, (Robinson-Insel).

In der Mitte des Monats Februar, als ich von einer Excursion aus der Umgebung von Valparaiso nach meinem Hotel zurückkehrte, erwartete mich daselbst mit größter Ungeduld ein mir befreundeter Engländer Mr. Stevenson, um mich über den Werth einiger Erzstufen, welche er mir vorlegte, zu befragen, und nachdem ich ihm mitgetheilt, daß es sehr reiche, fast gediegene Silberstufen seien, verließ er mich ohne Weiteres aufs eiligste.

Neugierig was es mit diesen Erzen für ein Bewandtniß haben möge, forschte ich nach und erfuhr Folgendes: Einige Tage vorher war ein Chilenisches Kriegsschiff von der, der Republik gehörigen Insel Juan Fernandez hier eingelaufen und hatte einige Individuen mitgebracht, welche ihre Strafe in der dort befindlichen Verbrechercolonie abgebüßt hatten. Einer dieser entlassenen Sträflinge hatte erzählt, daß er eines Tages, als er die Schluchten und Felsgebirge durchstreift, einen sehr reichen Gang fast gediegenen Silbers gefunden und davon mehrere Stufen mitgebracht habe. Mr. Stevenson hatte dies erfahren, diesen Mann aufgesucht und die Proben mir vorgelegt, und da ich die Erze für reich befunden, sogleich einen Contract mit ihm abgeschlossen, wonach dieser sich verpflichtete, sofort mit ihm nach der Insel zurückzukehren, ihm den Gang zu zeigen und ihm die Hälfte desselben für 1000 Pesos unter der Bedingung zu verkaufen, daß er jetzt 500 Pesos

und bei der Rückkehr die andere Hälfte erhalte. Der Engländer, welcher durch diesen Kauf ein bedeutendes Vermögen zu erwerben glaubte, hatte sofort die ersten 500 Pesos ausgezahlt, ein Schiff mit Lebensmitteln, dem nöthigen Minenmaterial und Geräthschaften versehen und war auf diesem mit dem entlassenen Sträfling und einigen Bergleuten nach Juan Fernandez abgesegelt.

In Valparaiso blieb diese Entdeckung nicht eine Stunde verschwiegen, die Kunde lief wie ein Lauffeuer durch die Stadt und alle Unterhaltung drehte sich fast ausschließlich um die colossalen Schätze, welche auf der Insel Juan Fernandez gefunden worden seien. Natürlich wurden die Nachrichten gehörig übertrieben, so daß angeblich große Felsen aus diesem kostbaren Metall bestehen sollten, und unzählige Personen brannten nun vor Begierde, sich nach dem neuen Eldorado zu begeben. Allein leider gab es außer den chilenischen Kriegsschiffen im Augenblick kein einziges Fahrzeug im Hafen, welches zur Verfügung stand.

Als die Nachricht von dem fabelhaften Reichthum der Insel Don Pascual Sorucco erfuhr, welcher die Insel wegen den schönen Waldungen und Wiesen mit guten Futtergräsern von der chilenischen Regierung gepachtet hatte, um Vieh zu mästen und die billigen Arbeitskräfte der Verbrecher bei Ausbeutung der Produkte zu verwerthen, telegraphirte er sofort an den Staatsminister Varras, man möge ihm auf einige Zeit ein Kriegsschiff leihen, und erhielt darauf der Bergantin „Janaqueo“ Ordre, binnen sechs Stunden zur Reise nach Juan Fernandez zur Verfügung dieses Herrn sich fertig zu machen. Ich benutzte die Gelegenheit mich Herrn Sorucco vorzustellen und ihm meine bergmännischen Kenntnisse zur Verfügung zu stellen, da es mich interessirte, die Insel kennen zu lernen, welche meine Phantasie schon als Kind so sehr beschäftigt hatte, da es die berühmte Insel war, wo Robinson Crusoe gelebt. Es wurde mir leicht, von diesem Herrn Aufträge und Empfehlungen an seinen dortigen Verwalter zu erhalten, der meine Expedition nach Kräften unterstützen sollte, wogegen ich mich verpflichten mußte, von allen guten Erzgängen oder Lagern, welche ich finden, beziehungsweise muthen würde, Herrn Sorucco die Hälfte abzugeben.

Kapitel VIII.

Die Insel Juan Fernandez.

Die Insel Juan Fernandez liegt sieben Längengrade westlich von Valparaiso unter 33° 37′ 45″ S. B. und 78° 53′ W. L. Sie wurde 1573 von dem Seefahrer Juan Fernandez entdeckt, und war später längere Zeit ein Schlupfwinkel der berüchtigten Seeräuber Boucanier.

Im Jahre 1709 landete hier der Capitän Woodes Rogers und fand einen Matrosen Namens Alexander Selkirk, welcher vier Jahre und vier Monate vorher von dem Schiffe „Cinque Ports“ von dem Capitän Thomas Stradling wegen begangenen Verbrechens ausgesetzt worden war, und diese ganze Zeit allein auf der Insel gelebt hatte. Nach den Erzählungen dieses Unglücklichen soll Daniel de Foe im Jahre 1719 seinen berühmten Roman: „The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe“ geschrieben haben. Im Jahre 1741 landete hier Capitän Anson, und würde derselbe seine vom Skorbut sehr heimgesuchte Mannschaft kaum am Leben erhalten haben, wenn er nicht hier so gutes Wasser, gute Kräuter und eßbares Wild gefunden hätte. Im Jahre 1776 erbauten die Spanier hier ein Fort Namens San Juan Baptista an der Bai, welche heute den Namen Cumberland-Bai führt; eine Garnison wurde dahin verlegt, und eine Kolonie gegründet, welche aus etwa 200 Personen beiderlei Geschlechts bestand.



Insel Juan Fernandez
(Robinson-Insel).

Nachdem wir 40 Stunden in See gewesen, gewahrten wir Nachmittags im Westen die Insel Juan Fernandez, die sich stolz aus den Fluthen des Stillen Oceans erhebt und einen malerischen Anblick gewährt. Die Insel besteht aus einem in Form eines Halbmondes, von Ost nach West sich erstreckenden, elf Seemeilen langen und sechs dergleichen breiten Gebirgszuge, welcher durch einen über drei Tausend Fuß hohen Berg, „Junque" (Amboß) genannt, weil er ganz die Form eines Schmiede-Amboßes hat, bekrönt wird, dessen Felswände an 800 bis 1000 Fuß senkrecht in's Meer abfallen, während sich kleine Gebirgsströme von ihnen herabstürzen. Der Kamm dieses Gebirges und ein Theil seiner Abhänge, sowie der „Junque" selbst war mit dichtem Wald bedeckt und herrliche Wiesen zogen sich in den Schluchten am Gebirge aufwärts.

Auf der Nordseite erblickten wir bald die Cumberland-Bai, von welcher sich eine geneigte Ebene nach den Höhen hin ausdehnte, auf denen sich das Fort erhob, und eine Anzahl kleine, von Wiesen und Feldern umgebene Häuser sich malerisch ausbreitete. Als wir in diesen Hafen einliefen, lagen daselbst einige nordamerikanische Wallfischfänger vor Anker, um sich mit frischem Wasser zu versorgen, auch befand sich bereits das Schiff hier, auf welchem Mr. Stevenson von Valparaiso hier angekommen war.

Als wir landeten und die Wache passirt hatten, welche hier stationirt war, um das Entfliehen von Verbrechern nach den fremden Schiffen zu verhindern, kam uns Mr. Stevenson mit seinen Bergleuten entgegen. Er war sehr niedergeschlagen und theilte uns Folgendes mit: „Als sie Tags vorher glücklich hier angekommen waren, habe sie der Entdecker der reichen Silberader sofort nach dem Gebirge und dort auf den unzugänglichsten, schwierigsten Wegen bald bergauf, bald bergab bis zur Erschöpfung umhergeführt. Endlich habe er angegeben, daß der reiche Silbergang sich auf dem Plateau des „Junque" befinde, wo hinauf er sich einst mit größter Lebensgefahr begeben habe, was ihm jetzt zu thun aber nicht möglich sei. Da nun aber schon früher oft Versuche gemacht worden waren, den Berg zu ersteigen, dies sich aber stets als unmöglich herausgestellt hatte, wenn man nicht vorher Vorkehrungen durch Sprengen und dergleichen treffen wollte, so klärte es sich denn bald auf, daß die Aussagen des entlassenen Sträflings nur auf Betrug abgesehen gewesen waren. Nachdem ihm der Gouverneur mit 50 Peitschenhieben gedroht, gestand er nun auch, daß die von ihm vor-

gezeigten Erze aus Tres Puntas in der Provinz Atacama herstammten und er dieselben von einem Bekannten in Valparaiso erhalten habe. Hiernach wurde er für diesen neuen Betrug sofort vom Gouverneur wiederum als Sträfling auf der Insel festgehalten.

Da unter den obwaltenden Verhältnissen weder an Mineralschätze noch an Bergbau auf Juan Fernandez zu denken war, mußte ich mich darauf beschränken, die zwei Tage, welche der „Janaqueo" hier zu verweilen hatte, zum Erforschen dieser schönen, romantischen Insel zu verwenden. Ich begab mich zu dem Verwalter derselben, in welchem ich einen Deutschen, Namens Schmitt, kennen lernte, welcher mit seiner liebenswürdigen Frau hier ein freundliches Häuschen bewohnte und mich auf das Freundlichste aufnahm. Zu meinem nicht geringen Erstaunen bot er uns eine Abendmahlzeit an, wie man sie in Valparaiso nicht besser hätte wünschen können; dieselbe bestand aus Hühnersuppe, Seefisch, Hummern, wilder Ziege, bestem Gemüse und herrlichen Früchten, jedenfalls ein Zeugniß, daß man es auch auf dieser Insel recht gut aushalten konnte. Bis spät in die Nacht blieben wir vereint und lauschten den interessanten Mittheilungen, welche uns unser Wirth in Bezug auf diese Insel machte.

Nach seiner Darstellung ist das Klima mild und gesund, wiewohl die Witterung als sehr unbeständig bezeichnet werden müsse. Des Morgens war der Himmel fast stets bewölkt, doch klärte sich derselbe gegen Mittag auf und die Nachmittage waren hell und schön. Gegen Mitternacht umzogen sich die Gebirge mit dichten Wolken, und Wind und Regen verbreiteten sich über die Insel. Oft tobten furchtbare Stürme, und jeder Seemann hütete sich, in die Nähe dieser Insel zu kommen, an deren Klippen so viele Schiffe gestrandet waren, deren Trümmer noch hier und da aus den Klippen hervorragten.

Als am 20. Februar 1835 die Republik Chile durch ein Erdbeben verheert wurde, und das Meer, nachdem es sich fast eine engl. Meile vom Ufer zurückgezogen, mit solcher Gewalt zurückströmte, daß es die Küste von Copiapo bis Talcahuano überfluthete und großen Schaden anrichtete, wurde auch hier ungefähr eine englische Meile von der Punta Bacalao das Aufsteigen einer dichten Dampfsäule aus der See beobachtet, welche mehrere Stunden sichtbar blieb. In der darauf folgenden Nacht folgte sodann ein Flammenausbruch an derselben Stelle, welcher die ganze Insel beleuchtete.

Schon am nächsten Morgen kehrte Herr Stevenson nach Valparaiso zurück. Da herrliches Wetter war, und die See sich wie ein Spiegel



Die Robinson-Höhle auf der Insel Juan Fernandez.

vor uns ausbreitete, ließ uns der Capitän einladen, auf einem Boot eine kleine Expedition nach der anderen Seite der Insel zu machen. Dankbar nahmen wir diese Einladung an und bald glitten wir unter dem tactmäßigen Ruderschlage der Matrosen am Fuße der tausend Fuß hohen senkrechten Felswände, die grünen Fluthen durchschneidend, dahin. Kaum hatten wir jedoch die westlichste Spitze der Insel umfahren, als ein so heftiger Wind uns plötzlich entgegen blies, daß größere Wellen sich erhoben, unser Boot auf und niederflog und sich trotz dem besten Steuern fortwährend mit Wasser füllte. Der Capitän, ein erfahrener Seemann, erkannte bald die Gefahr, in welcher wir uns befanden. Nach unserm Schiff zurückzukehren war nicht möglich, da es zu weit entfernt war, und einen Landungsversuch erlaubten theils die hohen Felsenufer und die vielen Riffe nicht.

Nachdem wir wohl fast eine Stunde mit den Wellen gekämpft hatten, bereits dreimal bei dem Versuch zu landen von der Brandung wieder weit ins Meer zurückgeschleudert worden waren, den Capitän, wie die Matrosen nach so angestrengter Arbeit die Kräfte verließen, und dabei der Wind sich stärker erhob, und die Wellen von Minute zu Minute wuchsen und tobend einher brausten, glaubten wir uns sämmtlich verloren. Plötzlich aber rollte eine hohe Welle daher, erfaßte mit größter Gewalt unser Boot, hob es hoch auf, und im nächsten Augenblick wurden wir mit demselben an den Strand geschleudert. In diesem Moment sprangen der Capitän und die Matrosen mit unglaublicher Geschicklichkeit ans Land, und mit wahrhaft fieberhafter Angst sich an das am Strande befindliche Buschwerk klammernd, hielten sie das Boot zurück, so daß es dieselbe Welle nicht wieder nach der See zurückreißen konnte, und so waren wir der drohenden Gefahr entgangen; wenn auch sämmtlich sehr durchnäßt, hatten wir nicht allein unser Leben, sondern auch das Boot, ja sogar unsere Flinten und einen Korb mit Frühstück gerettet.

Als wir uns einigermaßen von unserm Schrecken erholt hatten, und diesen unfreiwilligen Landungsplatz näher in Augenschein nahmen, an welchem unzählige Hummern, Tausende von Krabben, Krebsen, Seespinnen und andere häßliche Thiere herumkrochen, welche uns Eindringlinge mit großer Verwunderung zu beobachten schienen, gewahrten wir in der Nähe eine Höhle, und als wir dieselbe näher in Augenschein nahmen, fanden wir auf der rechten Wand den Namen „Alexander Selkirk" mit fußhohen Buchstaben eingegraben, ein untrüglicher Beweis, daß wir uns in der Höhle Robinson Crusoes befanden!

Diese höchst romantisch gelegene Höhle war etwa über 10 Fuß hoch, 5 Fuß breit und 14 Fuß tief, ohngefähr 30 Fuß über dem Strande, an dem sich die Wellen des Stillen Oceans an den unzähligen Riffen und Klippen brachen. Zur Rechten erhob sich eine an 1000 Fuß hohe, schroffe, fast senkrechte schwarze Felswand, über welche ein Bergstrom sich tosend ins Meer herabstürzte; zu ihren Füßen ragten die Wracks gestrandeter Schiffe, gleich Gerippen, mahnend aus den dunkeln Riffen hervor. Den Strand bevölkerten Heerden von Pelikans, Albatrosen und Möven aller Art, und auf den Klippen lagen Rudel von Seehunden.

Wandte man den Blick nach dem Innern der Insel, so erblickte man die schönsten Bäume, deren riesige Aeste in weitem Umkreis herrlichen Schatten darboten. Büsche von prächtigen Blumenkronen erfüllten mit ihrem aromatischen Dufte die Lüfte, in denen bunt gefiederte Sänger ihre melodischen Stimmen ertönen ließen, und Schaaren von Kolibris in glänzendster Farbenpracht flatterten von Strauch zu Strauch umher. Ein Wiese stach durch ihr helles üppiges Grün gegen den sie umgebenden dunkeln Urwald malerisch ab und prangte mit Tausenden von lieblichen Blumen, auf denen große prächtige Schmetterlinge sich wiegten und hin und her schwebten. Die Wiese war von einem kleinen Sturzbach krystallhellen Wassers durchrieselt, der, von Stein zu Stein springend, viele kleine Wasserfälle bildete.

Blickte man aufwärts, so gewahrte man pittoreske Felsengruppen, auf denen Heerden von wilden Ziegen in ruhiger Sicherheit weideten, oder auch in muntern Sprüngen von Fels zu Fels setzten, und Schaaren wilder Tauben.

Dabei machte schon an und für sich der Ort, an dem wir uns befanden, einen interessanten Eindruck auf uns. War es ja die Insel Alexander Selkirks, der jeden Morgen mit der Hoffnung erwachte, ein Schiff zu erspähen, und ohne etwas erblickt zu haben, sich des Abends trostlos wieder auf sein Lager warf, der, wenn ihm endlich ein Strahl der Hoffnung leuchtete, und er nach langen Monden ein Segel am fernen Horizonte erblickte, in freudigster Aufregung durch Feuer und alle nur ersinnlichen Zeichen um Hilfe und Rettung bat, aber zu seiner größten Verzweiflung sah, wie jedes Schiff Alles aufbot, um aus der gefährlichen Nähe dieser Insel zu kommen, die durch ihre Klippen und Riffe schon so viele Fahrzeuge zum Stranden gebracht hatte. So hatte er vier lange Jahre zwischen Hoffnung und Verzweiflung gelebt, bis endlich am 31. Januar 1709 Capitän Woodes Rogers an dieser Insel landete, um Wasser einzunehmen und den Unglücklichen fand und rettete.

Am nächsten Morgen machte ich dem Gouverneur der Insel, Senor Navarete, einen Besuch in dem Fort San Juan Bautista. Derselbe empfing mich auf das freundlichste und machte mir einige interessante Mittheilungen in Bezug auf die hier verbannten Verbrecher. Es befanden sich deren zu dieser Zeit gegen 200 hier. Alle lebten frei auf der Insel und konnten sich mit Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei beschäftigen. Denjenigen, welche auf längere Jahre verbannt waren, hatte man gestattet, ihre Familien hierher kommen zu lassen. Einige hatten sich recht freundliche Häuser errichtet, inmitten der Gärten und Felder, welche sie bebauten. Des Sonntags hatte jeder Detinirte im Fort zu erscheinen, um seine Ration aus Brot, Bohnen, Fleisch, ja sogar etwas Tabak und Schnaps bestehend in Empfang zu nehmen. Ein großer Theil der Leute wurde vom Verwalter der Insel gegen einen geringen Tagelohn beschäftigt, für welchen sie sich ihr Leben sehr viel angenehmer machen konnten. Viele sparten ihren Lohn auf, um nach Verbüßung ihrer Strafzeit ein kleines Capital in der Hand zu haben.

Viele der Gefangenen verdienten sich ihr Geld durch Handel mit Holz, welches nach Valparaiso gesandt wurde, andere durch Fischfang. Es gab hier sehr viel Hummern von ausgezeichneter Qualität und wurde das Dutzend lebendig nur mit 2 Real bezahlt.

Da diese Insel häufig von Wallfischfängern besucht wurde, die sich hier mit Wasser versorgten, war es öfter vorgekommen, daß die Verbrecher diese Gelegenheit benutzten, um ihre Freiheit zu erreichen. Bisweilen waren auch einige entkommen, andere aber von der Wache getödtet worden, welche Ordre hatte, Feuer zu geben, sobald einer der Gefangenen Miene machte zu entfliehen. Viel Aufsehen hatte es seiner Zeit gemacht, daß ein früherer Gouverneur, der sich in die Frau eines zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilten Verbrechers verliebt hatte, den Letzteren unter der Bedingung, ihm seine Frau zu überlassen, entweichen ließ; die Nacht darauf war aber auch die Frau entwichen und der Gouverneur hatte das Nachsehen und wurde nebenbei noch abgesetzt und verhaftet.

Am Nachmittag begab ich mich mit dem Verwalter nach dem südlichen Abhange des Gebirges. Als wir einen Theil desselben erstiegen hatten, betraten wir einen großen runden Platz, welcher ringsum wohl von hundert Fuß hohen Felsen umgeben war und erkannte ich in ihm einen erloschenen Krater. Die Insel war überhaupt vulkanischen Ursprungs, und bestand hauptsächlich aus Basalt, Grünstein und Trapp,

und die vielen vulkanischen Bestandtheile, welche man besonders am Strande von den Wellen ausgewaschen fand, waren einst aus diesem Krater ausgeworfen worden.

Die Flora der Insel bot sehr eigenthümliche Arten dar. Nach dem tüchtigen Botaniker Herrn Dr. Amand Philippi betrug die Gesammtzahl der Gefäßpflanzen 137. Von diesen 137 Arten kamen 81 auf dem Continent in Chile nicht vor, und von diesen sind nur sechs an andern Orten bekannt geworden, so daß weit über die Hälfte aller hier vorkommenden Arten der Insel ausschließlich zukommt. — Sehr groß ist die Zahl der Farrenkräuter. Dieselbe beläuft sich auf 36 Arten. Die Kräuter sind so mächtig und hoch, daß sie das Eindringen in den Wald nur bei größter Anstrengung möglich machen. Sehr interessant ist es, daß unter den 50 Arten von Bäumen und Sträuchern, welche hier vorkommen, kein einziger auf dem chilenischen Continent zu finden ist; mit Ausnahme natürlich der früher von den Spaniern hier eingeführten Obstbäume.

Am dritten Tage hatten wir uns vorgenommen, mit dem „Janaqueo“ nach der 92 Seemeilen westlich von hier unter 33° 49′ S. B. und 80° 56′ 30″ W. L. gelegenen Insel Masafuera („Weiter draußen“) zu fahren, deren ebenfalls hohe Gebirge wir von hier mit unsern Marinegläsern gut übersehen konnten, so wie nach der ganz nahe südwestlich von hier gelegenen Insel Goat Island (Ziegeninsel). Da aber die Witterung ungünstig war und beide Inseln keine oder wenigstens nur sehr gefährliche Ankerplätze hatten, gaben wir diese Expeditionen auf.

Die Insel Masafuera war zu dieser Zeit trotz ihrer schönen Waldungen und wohlbewässerten Wiesen und trotzdem sie zum Ackerbau geeignetes Land bot, sowie viele wilde Ziegen enthielt, noch wenig bebaut, und lebten daselbst nur etwa ein Dutzend Menschen. Die Ziegeninsel dagegen war ganz baumlos und nur mit Gras bedeckt, und befanden sich auf ihr nur viele Ziegen, denen sie auch ihren Namen verdankt. —

Am Nachmittag lichteten wir die Anker und segelten mit dem „Janaqueo“ nach Valparaiso zurück, wo wir nach zweitägiger Fahrt glücklich wieder anlangten. Das einzige Erwähnenswerthe, was auf unserer Ueberfahrt vorkam, war, daß ein Seesoldat, der eine Kleinigkeit entwendet hatte, im Beisein aller Mannschaften auf eine Kanone gebunden wurde und 50 Hiebe erhielt, so daß das Blut auf das Deck herabrieselte.

Kapitel IX.

Reise von Santiago nach den Silberbergwerken von San Pedro Nolasco.

Einige Tage nach meiner Rückkehr von Juan Fernandez begab ich mich in Begleitung des Intendenten von Valparaiso, Sr. Santamaria, des Bergwerksbesitzers Gallo aus Copiapo und eines erst in den letzten Tagen von Europa eingetroffenen Landsmannes Schulz nach Santiago, um von dort aus eine in den Hauptcordilleren der Anden neu entdeckte Silberader zu begutachten. Schon am nächsten Tage unserer Ankunft traten wir beim schönsten Wetter zu Pferde die Reise nach unserm Bestimmungsorte an. Von unsern Dienern begleitet, sprengten wir zuerst durch die Straßen der Residenz, dann im Schatten der Alleen an den Ufern des Mapochoflusses aufwärts, an Gärten, Hainen und Wiesen entlang den Cordilleren zu.

Nachdem wir einige Stunden geritten, erreichten wir die Ufer des Maipuflusses. Da eine sehr heiße Temperatur herrschte, so schmolzen die Schneemassen der Anden, und es wälzte sich eine so enorme Wassermasse tobend aus den Schluchten hernieder, daß sie das Bett des Flusses kaum aufnehmen konnte. Wir ritten eine Zeitlang auch an dem Ufer dieses Flusses stromaufwärts, bogen sodann in eine mit Laubholz bewaldete Schlucht ein, wo die Sträucher einen sehr angenehmen, aromatischen Duft verbreiteten, und erreichten dann das mehr als 3000 Fuß über dem Meere gelegene Städtchen San Jose. — Hier angekommen wurden wir von den Besitzern der neu entdeckten Silberader auf's Beste empfangen und bewirthet.

Als wir uns etwas gestärkt hatten, bestiegen wir die Maulthiere und begannen den steilen 3339 Meter hohen Berg von San Pedro Nolasco zu erklimmen. Als wir unter großer Anstrengung unserer Thiere einige tausend Fuß in waldigen Schluchten emporgestiegen waren, ließ die Vegetation bedeutend nach, und je höher wir kamen, um so spärlicher wurde sie, bis sie endlich ganz aufhörte und wir auf steinigen, gefährlichen steilen Felswegen hinanritten. —

Hatten wir vorher von der Hitze des Tages gelitten, so wehte hier ein kalter Wind, und als wir uns unserm Ziele näherten, waren die Wege schon mit Schnee bedeckt. Wir waren von dem so schnellen Temperaturwechsel so erstarrt, daß wir sehr froh waren, als wir mit unsern armen Thieren, die ihre letzte Kraft aufboten, die Spitze des Berges und damit glücklich die Hütten erreichten, in welchen die Bergarbeiter wohnten, und wir uns am Feuer erwärmen konnten.

Da wir noch an demselben Tage zurückkehren wollten, besuchten wir schon nach kurzer Rast die hier befindliche Silbergrube, welche durch ihr reiches Erz, wie durch die Mächtigkeit des Ganges zu großen Hoffnungen berechtigte. Die Lage der Gruben dagegen war sehr ungünstig, indem nur mit schweren Kosten und stets nur in sehr kleinen Portionen Minenmaterial und Lebensmittel auf den so steilen Wegen hierher geschafft und andererseits von hier die Erze nach San Jose gebracht werden konnten, auf welchem Wege noch dazu viele Maulthiere und Esel in die schroffen Abgründe stürzten. Die Arbeiter mußten hier sechs Monate im Jahre unter der Erde leben, und waren von aller Communication vollkommen abgeschlossen; natürlich verdienten sie deshalb auch höhere Löhne. Man hatte hier roth- und schwarzgültige Erze gefunden, die von reichem Gehalt waren, und kaufte Sr. Gallo die Hälfte dieser Grube für eine bedeutende Summe.

Als wir ein bestmöglichst bereitetes Mittagmahl eingenommen hatten, bei welchem viel Champagner floß, beschloß der Senor Santamaria, sowie Herr Gallo noch bis zum nächsten Tag hier zu verweilen. Ich dagegen, da ich des Temperaturwechsels wegen bedeutende rheumatische Schmerzen bekommen hatte, beeilte mich mit meinem Landsmanne nach dem Städtchen San Jose zurückzukehren, umsomehr, da ich fürchtete, sonst wegen des beginnenden starken Schneefalls hier einige Tage verweilen zu müssen. Man gab uns einen sichern Führer mit, und wir begaben uns auf den Rückweg. Bei eisig kaltem Winde ritten wir zuerst auf dem Plateau dahin, auf welchem sich ein mit starkem Eis

bedeckter großer Teich befand, und während der Schnee immer dichter fiel, begannen wir die steilen Abhänge hinabzureiten.

Zwei Wege gab es, welche von hier nach dem Städtchen San José führten, beide ihrer Gefahren wegen gleich berüchtigt, und der eine deshalb mit dem Namen El infierno (die Hölle), der andere mit Las animas (die Seelen) bezeichnet. Den Ersteren hatten wir bergauf eingeschlagen, der bedeutend weniger gefährlich und nicht so steil, aber auch viel weiter war; da sich nun aber der Tag bereits seinem Ende nahte, rieth der Führer jetzt den kürzeren aber gefährlicheren zu wählen. Als wir denselben betraten, ließ der Führer aus seiner Pfeife einen gellenden Ton erschallen, als Zeichen, daß Niemand entgegen kommen möge, dann betete er und befahl Gott seine Seele, was jeder hier that, und wonach eben dieser Weg den Namen erhalten.

In dichtem Schneegestöber mußten wir zuerst den schmalen schroffen Felsweg mit unsern Thieren mehr hinabgleiten als reiten. Bald aber ließ der Schnee nach, der Himmel heiterte sich auf, die Sonne erglänzte am schönen blauen Himmel, und unsern Augen bot sich nun ein malerisches und großartiges, aber wahrlich ebenso schauererregendes Bild dar; denn während sich zu unserer Rechten eine schroffe Felswand, viele hundert Fuß hoch, erhob, gähnte zu unserer Linken ein mehrere tausend Fuß tiefer, senkrechter Abgrund, und der Weg wurde stellenweise so schmal, daß die Maulthiere kaum genug Raum hatten, um ihn zu passiren. Dabei ging es so steil abwärts, daß man sich, wiewohl ganz nach hinten gebogen, doch noch im Sattel anhalten mußte, um nicht über den Kopf des Maulthieres zu gleiten und in die grausenerregende Schlucht zu stürzen, in deren Grunde man einen Bergstrom sich dahin wälzen sah.

Wir ritten natürlich nur ganz langsam weiter, wobei uns der Führer nicht genug ermahnen konnte, den Körper nach hinten gebogen stets der Felswand zuzuneigen, so daß wir förmlich an den Felsen dahinglitten, auch verbot er uns in den Abgrund zu schauen, um nicht Schwindel zu bekommen. Dabei erzählte er uns die Geschichten vieler Unglücklichen, welche auf diesem Wege herabgestürzt und auf eine furchtbare Weise verstümmelt manchmal noch lebend in diesen, dem Menschen unerreichbaren Schluchten von Condor und Aasgeier gefressen worden waren. Zum Beweise zeigte er uns mehrere Felsen, an denen die Gerippe von Thieren, ja selbst das Skelett eines Menschen zu sehen war.

Ich kann wohl behaupten, daß ich das Wort Furcht wenig kannte, und doch muß ich gestehen, daß ich mich nun krampfhaft an das Maul-

thier klammerte, welches bedächtig und langsam stets einen der Vorderfüße nach dem anderen vorsetzte, den Schnee wegkratzte und erst, nachdem der Boden sich als fest erwies, auftrat, und mir trotz der Kälte der Angstschweiß ausbrach. Mehr noch litt mein Landsmann, welcher mehr todt als lebendig sich nur mit Aufbietung aller Kräfte auf dem Maulthier hielt. Dazu war er noch durch die Vorsprünge der Felswand mehrmals an Kopf und Schulter verwundet worden und bei alledem hatten wir den schlimmsten Theil des Weges noch nicht passirt.

Wenn ich jetzt, wo ich diese Zeilen in der Heimath niederschreibe, an jene Situation denke, so erregt es mir unwillkührlich noch Grauen.

Nachdem wir nämlich etwa tausend Fuß tiefer angelangt waren, endete die zur Rechten befindliche Felswand und es führte nun ein etwa zwei Fuß breiter, sehr steiler mit Schnee und Eis bedeckter Pfad auf dem Rücken eines Gebirgszuges nach dem Thale, so daß während wir vorher nur auf der linken Seite den schaudererregenden Abgrund gesehen hatten, wir jetzt auch zur Rechten einen noch tieferen erblickten, und nun zwischen beiden dahinreiten mußten. Noch ängstlicher wie vorher untersuchten hier die Maulthiere erst den Boden, ehe sie einen Fuß aufsetzten; trotzdem glitten sie öfter aus, so daß wir schon glaubten, unsere letzte Stunde habe geschlagen. Dazu erhob sich nun noch ein starker Wind und Condore, welche über uns kreisten, kamen uns so nahe, daß, wenn sie uns auch nicht mit den Flügeln schlugen, wir doch den Luftdruck so deutlich spürten, daß ich den Erzählungen Glauben schenken mußte, wie dieser gefräßige Vogel, um seinen Jungen Nahrung zu schaffen, öfter schon durch seinen Flügelschlag Maulthiere, ja auch Menschen auf diesem Wege in die Abgründe gestürzt, da zerfleischt und in Stücken nach dem Neste getragen habe.

So sehr ich auch an Gefahren gewöhnt war, fiel mir doch der Angstschweiß in schweren großen Tropfen von der Stirn. Besonders fürchtete ich für meinen Landsmann, welcher uns versicherte, nun auf dem Thiere nicht mehr weiter zu können. Es war aber auf diesem schmalen Pfade unmöglich abzusteigen und die einzige Möglichkeit bestand nach dem Rathe des Führers darin, daß er sich soweit auf dem Thiere nach Hinten zu bewegte, bis es ihm gelang, über das Hintertheil herab zu gleiten, was er denn auch, am ganzen Leibe zitternd, glücklich ausführte. Während das Thier, welches froh war, der Last entbunden zu sein, uns weiter folgte, kroch mein Freund, welcher mit Gott und der Welt abgeschlossen hatte, auf allen Vieren den steilen Weg herab.

Noch einige hundert Fuß hatten wir unter Grauen so zurück zu legen, dann aber wurde der Weg breiter, es gab keinen Schnee mehr, die Abgründe zu beiden Seiten waren nicht mehr so schroff und Sträucher wuchsen bereits am Rande. Nachdem unser Führer wiederum gebetet und auch wir unserm Gott gedankt hatten, ruhten wir auf einer kleinen Wiese, welche von hohen Bäumen umgeben war, eine Weile aus.

Nachdem wir uns etwas erholt hatten, beeilten wir uns, das Städtchen San Jose noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen und trafen denn auch glücklich am schönsten warmen Abend bei herrlichem Mondenschein dort ein. Nach den ausgestandenen Gefahren und Anstrengungen fielen wir in einen tiefen Schlaf. Am nächsten Morgen kehrten wir nach Santiago zurück, wo wir gegen Mittag bei größter Hitze ankamen. Einige Tage später erfuhren wir, daß es in den Cordilleren stark geschneit hatte, so daß Herr Santamaria und Herr Gallo drei Tage lang in den Bergen eingeschneit waren.

Kapitel X.

1861.

Das Erdbeben von Mendoza.

Gegen Ende des Monats März erhielten wir die erschütternde Nachricht, daß am 20. d. Mts. ein starkes Erdbeben die am östlichen Fuß der Anden in der Argentinischen Republik gelegene Stadt Mendoza vollkommen zerstört hatte. Die Schilderungen dieser Kathastrophe und die dortigen Zustände waren derart, daß sofort Sammlungen veranstaltet wurden und unzählige Personen, besonders auch Aerzte dahin eilten, um noch mögliche Hülfe zu bringen. Auch ich hätte mich gern dahin begeben, allein mein Gesundheitszustand erlaubte mir es nicht und kann ich daher hier nur Berichte Anderer über dieses große Drama beifügen.

Der Abend des 20. März war klar und still, ein Theil der über 20,000 Einwohner zählenden Stadt war vom Spaziergange auf der Alameda in die Häuser zurückgekehrt. In der Fortschritts-Resource hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft von Kaufleuten und Gutsbesitzern versammelt, die Kirchen waren stark besucht, besonders von Landleuten, die hergekommen waren, um den Abendgottesdienst in der Charwoche zu besuchen, als um 8½ Uhr Abends ein unterirdisches Getöse sich hören ließ und unmittelbar darauf ein Erdstoß erfolgte, der in wenig Secunden die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelte und fast die ganze Bevölkerung unter Ruinen begrub. Alle Häuser und alle öffentlichen Gebäude brachen zusammen, die Thürme der Kirchen zerschmetterten ganze Reihen von Häusern. Nur das Theater, ein größtentheils aus Lehmziegeln neu aufgeführtes Gebäude, blieb stehen, doch hatte es auch

sehr gelitten. Von der Kirche San Domingo blieben die Mauern stehen, erhielten jedoch solche Risse, daß sie abgetragen werden mußten. Die Hauptkirche war gänzlich zerstört, ebenso wie mehrere schöne massive Privathäuser. Eine dunkle Staubwolke erhob sich über die zusammengestürzte Stadt. Nicht lange dauerte es, und die Staubwolke röthete sich vom Wiederschein des Brandes, der durch das in den Häusern vorhanden gewesene Feuer und Licht an mehreren Stellen entstand und bald ganze Stadttheile ergriff. — Zu der Feuersnoth kam auch noch Wassersnoth, indem das Wasser der durch die Trümmer verschütteten Kanäle übertrat und Manchen ertränkte. Der Brand hielt eine Woche an.

Die Zustände in der nächsten Zeit waren über alle Beschreibung schrecklich. Der Gouverneur, welcher sich auf seinem Landsitz befunden, war am Leben geblieben, hatte aber, da zwei seiner Söhne umgekommen waren, vollkommen den Kopf verloren. Nichts geschah, die Trümmer aufzuräumen und die vielen darunter noch Lebenden hervorzuziehen, obgleich eine Anzahl Soldaten aus der Umgegend dazu gesendet wurden. Nicht einmal der Plünderung durch Raubgesindel, welches sich in Menge auf den Trümmern umhertrieb, wurde Einhalt gethan. Der Gestank der Tausende von Leichen verpestete die Stadt und machte ferneres Verbleiben vollkommen unmöglich. Erst in der zweiten Woche, nachdem das Feuer ziemlich ausgebrannt und eine Hülfscommission aus San Louis eingetroffen war, begann die Ordnung zurückzukehren.

Die Zahl der in Mendoza Umgekommenen war auf 6000 und der in der Umgegend auf 2000 geschätzt. Der Schaden an Vermögen und Eigenthum ward auf 8,000,000 Pesos berechnet. — Die Erschütterung, durch welche die ganze Stadt zerstört wurde, dauerte nur zwei bis fünf Secunden. Die erste Bewegung soll wellenförmig von Nordwest nach Südost gewesen und dann der Stoß mehr von unten nach oben erfolgt sein. Nach dem Hauptstoße dauerte die Erschütterung der Erde noch längere Zeit, wenn auch weniger heftig fort. Bis zum 21. Abends wurden 19 Stöße gezählt, darunter sieben heftige; am 22. Mai erfolgten 14 Stöße, hierauf wurden sie seltener, hörten aber erst gegen Ende Mai auf.

Nach genauen Untersuchungen haben sich die verheerendsten Wirkungen des Erdbebens auf eine schmale Zone concentrirt, die sich von Lujan drei Meilen südlich von Mendoza über die Stadt nach der Sierra de Uspallata erstreckt. In dieser schmalen Zone des Hauptstoßes zeigten sich die gewaltigsten Revolutionen; kolossale Felsmassen waren von einander gerissen und die Trümmer übereinander gestürzt, während außerhalb der Zone in geringer Entfernung von ihr keine Spur der

Art zu bemerken war. Rund um Mendoza war Alles zerstört, kein Landhaus, keine Hütte war verschont geblieben. Besonders im nördlichen Theil der Stadt war die Zerstörung am heftigsten gewesen; hier sah man überall Risse von zwei bis fünf Fuß Breite im Boden, welche in jähe Tiefe hinabgingen. An andern Stellen erschienen große Trichter im Boden, aus denen Sand und Wasser hervorsprudelte. Ueberall fand man in der umgebenden Ebene in dem Boden Risse, aus denen Wasser hervorgetrieben wurde. Reisende fanden auf dem Wege von Uspallata die Straße auf manchen Stellen durch herabgestürzte Felsen gesperrt; der Boden platzte vor ihren Augen und große Felstrümmer wurden von einer Seite des Thales nach der andern geschleudert; dagegen war kein Ausbruch von Flammen oder feurig flüssigen Massen bemerkt worden.

Es wurde dies Erdbeben gegen Osten bis Buenos Ayres verspürt. Auf der westlichen Seite der Anden, in der chilenischen Provinz Nuble, unweit der Stadt Chillan, erhob sich 14 Tage später am 3. April 1861 ein Vulkan.

Kapitel XI.

Reise nach den Silberbergwerken Arana und Leonera.

Im März kam der Grubenverwalter eines deutschen Bergwerks-besitzers, des Dr. Segeth, von dem Gebirge herab, um Lebensmittel zu holen und mir Grüße zu bringen, und da ich meinem Landsmanne versprochen, seine Grube zu besuchen und zu begutachten, beschloß ich mit einem Freunde den Verwalter am nächsten Tage zu begleiten.

Schon in früher Morgenstunde holte uns derselbe ab, und brachen wir, nachdem wir uns mit dem nöthigen Jagdgeräth versehen, von mehreren Dienern begleitet auf. Wir sprengten vorerst die herrlichen hohen Alleen am Ufer des Mapochoflusses entlang, dann uns nördlicher wendend, jagten wir zwischen Gärten, Hainen, Feldern und duftigen Hecken, in welchen die verschiedenartigsten Vögel von herrlichster Farbe von der Morgensonne beleuchtet erglänzten und mit ihrem hübschen Gesang den jungen Morgen begrüßten, den himmelhoch sich vor uns erhebenden Anden zu.

Nach einigen Stunden erreichten wir ein unmittelbar am Fuße der Cordilleren gelegenes Landgut, dessen Besitzer, auf unseren Besuch schon vorbereitet, uns auf das Freundlichste aufnahm. Da wir von hier aus sehr steile Wege zu passiren hatten, welche von Pferden nicht sicher zu erklimmen waren, so ließen wir diese in der Obhut unseres freundlichen Wirthes, welcher uns dafür sichere Maulthiere gab. Wir wendeten uns

nun nach einer der breiten Schluchten der Cordilleren, welche Condorschlucht genannt wurde.

Nachdem wir einige Stunden lang einen sehr steilen Weg hinangeritten, erreichten wir ein kleines Plateau, auf welchem wir uns, von den glühenden Strahlen der Sonne ermattet, unter den Schatten einer hohen Baumgruppe lagerten, um uns, während die Thiere sich an den frischen Gebirgsgräsern labten, durch ein Frühstück zu kräftigen.

Bald gesellten sich einige Bergleute zu uns, welche in einem der unteren Gebirgsthäler wohnten und früher in der Silbergrube Leonera, deren alte Halden sich hier befanden, gearbeitet hatten, und konnten diese nicht genug den Reichthum derselben anpreisen, welche Nachrichten der mich begleitende Grubenverwalter bestätigte und versicherte, daß diese Grube bedeutende Erträge geliefert hatte. Die Arbeiter behaupteten, daß sie nur durch Unkenntniß des Verwalters der Mine lange Zeit in taubem Gestein angefahren seien und deshalb die Besitzer die Lust zu ihrem ferneren Betriebe verloren und sie verlassen hätten, während das reichste Silbererz an der rechten Seite anstehe. — Aus mehreren hier an den alten Halden liegenden Silberstufen ersah ich, wie reich dieser Gang gewesen war, und auch mein Begleiter und Führer hatte die feste Ueberzeugung, daß wenn man das nöthige Capital in diese Grube verwendete, um sie zu entwässern, man sehr gute Resultate erzielen würde.

Nach einem weiteren mehrstündigen Ritte erreichten wir endlich einen Gebirgskamm, dessen spärliche Vegetation verrieth, wie hoch wir gestiegen waren, und eine Strecke an diesem Saume dahinreitend, kamen wir an eine lange schmale, nur mit kurzem Gras bewachsene Hochebene, in deren Mitte wir das Ziel unserer Reise, die Hütten und Schächte des Silberbergwerks des Dr. Segeth „Las Aranas" erreichten.

Bis gegen Abend pflegten wir dort nach den Strapazen der Reise der Ruhe, als aber die letzten Strahlen der Sonne die Gipfel der Anden beleuchteten, forderte uns der Verwalter auf, unsere Büchsen zu nehmen und ihm zu folgen, und erstiegen wir einen kahlen Felsenhügel, welcher eine herrliche Aussicht darbot.

Gegen Osten erhob sich wohl einige Tausend Fuß hoch eine senkrechte Felsenwand, an deren Fuße colossale Steinmassen, die sich nach und nach losgelöst hatten, übereinander hoch aufgethürmt lagen; gegen Westen erstreckte sich eine lange schmale Hochebene, aus welcher fast ringsum schroffe Felsenmassen, gleich Ruinen von Burgen, Kirchen und Palästen emporstiegen; gegen Süden und Norden war die Aussicht von tief gähnenden Abgründen und furchtbar zerrissenen Gebirgsschluchten

begrenzt, in welchen wilde Sturzbäche ihre Wassermassen brausend und tosend nach den Thälern hinabwälzten.

Wir begaben uns in eine dieser Felsengruppen, welche eine Grotte bildete, von der aus man unbemerkt die davor liegende Ebene, welche mit den schönsten Futtergräsern bedeckt war, vollständig übersehen konnte. In diesem Hinterhalt befanden wir uns auf dem Anstande, und der Dinge harrend, die da kommen sollten, streckten wir uns nieder und beobachteten die unzähligen Condore, von denen einige von ganz enormer Größe über unsern Häuptern kreisten. Neugierig schwangen sie sich ganz in unsere Nähe, ließen sich auf einer Felsenspitze nieder und schauten mit ihren langen nackten Hälsen durch die Felsspalten zu uns hernieder; bald erhoben sie sich hoch in die Lüfte und beschrieben langsam größere oder kleinere Kreise, bis sie sich, eine Beute erspähend, pfeilschnell nach den Thälern hinabstürzten.

Plötzlich gab uns der Verwalter, der fortwährend unverwandten Blickes nach der Ebene ausgeschaut hatte, ein Zeichen, daß wir uns ihm geräuschlos nähern sollten. An seiner Seite angelangt, bemerkten wir auf der Spitze eines der Felsen ein schönes schlankes Thier, — es war ein Guanaco.

Nachdem es eine Weile ruhig gestanden und nach allen Seiten gespäht, ob sich kein Feind in der Nähe befinde, gab es einen Schrei von sich, auf welchen bald ein Trupp von einigen zwanzig Thieren zu ihm herauf galoppirt kam. Auch diese recognoscirten das Terrain erst und begaben sich dann nach der vor uns ausgebreiteten Ebene, um da ihre Abendmahlzeit zu halten. Inzwischen blieb das erst bezeichnete Thier auf seinem Posten und ein zweites stellte sich auf der entgegengesetzten Seite auf einer der Felsengruppen ebenfalls als Wächter auf. So weidete die Heerde ruhig eine lange Weile, aber in zu großer Entfernung, als daß unsere Kugeln sie mit sicherm Schuß hätten erreichen können. Wir hatten abzuwarten, bis sie uns näher kamen.

Plötzlich schienen die Wachen ein Geräusch vom Westen her vernommen zu haben; denn fast zugleich stießen die Thiere einen Schrei aus, auf welchen die ganze Heerde sofort scheu die Flucht nach den Hügeln ergriff. Als sie aber dort längere Zeit nach Westen schauend gelauscht hatten und die Gefahr vorüber schien, kehrten sie einzeln langsam nach und nach wieder auf den Weideplatz zurück.

Kaum aber hatten sich alle wieder in der Ebene versammelt, so sprengten drei Reiter, den Lazo und die Bola hoch über sich schwingend und von vielen Hunden begleitet unter Geschrei hinter uns hervor nach den

erschreckten Thieren zu. Diese flohen auf's Neue eiligst nach der entgegengesetzten Richtung gegen Westen zu, doch auch von hier kamen ihnen jetzt unter wildem Geschrei vier Reiter mit Lazos bewaffnet entgegen. Da diese unglücklichen Thiere der schroffen Abgründe wegen weder nach Norden noch Süden entfliehen konnten, befanden sie sich in der Falle. Nur das Durchbrechen der Reihen ihrer Feinde konnte sie retten, und schnell nochmals umkehrend jagten sie auf uns zu. Wir waren inzwischen mit unsern Büchsen aus dem Versteck getreten und erwarteten die Thiere, doch ehe sie uns noch auf Schußweite nahe kamen, hatten die Jäger bereits mit solcher Geschicklichkeit ihren Lazo nach denselben geworfen, daß drei davon gefangen waren, und nachdem der Lazo am Gurt des Pferdes befestigt, und diese nach entgegengesetzter Richtung angespornt worden waren, brachen die Thiere zusammen und wurden nun ein Stück auf dem Boden geschleift und von der Schlinge fast erdrosselt. Dann sprangen die Reiter aus dem Sattel, um ihnen mit dem Messer den Todesstoß zu versetzen. Obgleich mehr als 20 Guanacos versammelt gewesen, waren doch nur vier erlegt.

Da die Nacht bereits hereinbrach, baten die Jäger, welche in entfernteren Schluchten der Anden wohnten, den Verwalter um Gastfreundschaft für diese Nacht, und ihre Bitte wurde nach Landessitte gern gewährt. Wir kehrten also nun mit den erbeuteten Thieren nach den Hütten der Silbermine zurück, wo sofort eines derselben zur Abendmahlzeit zubereitet wurde.

Bis spät in die Nacht hinein blieben wir vereint. Der Guanacobraten war so ausgezeichnet, daß ich ihn dem besten europäischen Reh- oder Hirschbraten vorziehen muß, und das Mahl wurde außerdem durch die Erzählungen der Jäger von ihren Erlebnissen auf den Streifzügen in den Cordilleren gewürzt.

Diese Männer durchstreiften Jahr aus Jahr ein die Thäler, Schluchten und Gipfel zu Pferd, Maulthier, Esel oder auch zu Fuß. Meinerseits konnte ich mich nicht genug verwundern, wie es ihnen möglich war, diese Gebirge auf Pferden zu erklettern. — Die merkwürdigsten Beispiele konnten sie von der Klugheit und Schlauheit der Guanacos erzählen und wie sie oft trotz der größten List und Vorsicht von diesen Thieren getäuscht wurden.

Das Guanaco lebt in Heerden im Sommer in den Cordilleren, im Winter aber, wenn es viel Schnee giebt, in den Ebenen. Man findet es vom 34. Grad S. Br. bis zur Magalhaenstraße. Die gewöhnliche Länge des Thieres beträgt 6 – 7 Fuß, die Höhe von den



Eine Guanako-Jagd.

Vorderfüßen an gerechnet 4 Fuß 3 Zoll. Die Hinterbeine sind länger als die Vorderbeine, weshalb es, wenn es gejagt wird, stets bergan flieht. Die Ohren sind denen der Pferde ähnlich, der Schwanz dagegen gleicht dem des Hirsches. Das Fell dieses Thieres ist ziemlich langhaarig und röthlich, an der Brust aber mehr weiß. Es wird sehr geschätzt und die Indianer verfertigen sich ihre Kleidung daraus, sowie auch große Decken, indem sie die Brustfelle von 8—10 Thieren zusammennähen, welche sie unter dem Namen „Veralca" den Christen für 10—20 Pesos das Stück verkaufen. Jung eingefangen läßt sich das Thier sehr leicht zähmen. Es hat die sonderbare Manier, wenn es geneckt wird, auszuspucken, und man muß sich davor sehr in Acht nehmen, da dieser Schleim oft Flechten erzeugt.

Ebenso theilten mir die Jäger sehr interessante Beobachtungen über den Condor mit. Sie versicherten mir, daß sie deren geschossen, welche die enorme Größe von 16 Fuß Flügelspannung gehabt, und daß sie noch größere gesehen hätten. Auch betheuerten sie, daß sie sehr oft beobachtet, wie diese gefräßigen Thiere Schafe in den Thälern erfaßt und sich mit ihnen nach den Gipfeln der Anden geschwungen. Ebenso sei es vorgekommen, daß Condors Kinder erfaßt und sie als Nahrung für ihre Jungen verwendet hätten. Der deutliche Beweis dafür sei dadurch geliefert, daß man ein altes Nest untersucht hatte, wo man nicht blos unzählige Gerippe der verschiedensten Thiere, sondern auch Kinderschädel und Gebeine gefunden habe.

Unglaublich scharf sei die Sehkraft des Condors, so daß er aus der größten Höhe über den Felsspitzen der Anden eine Beute an den in grader Linie viele Meilen weit entfernten Ufern des Stillen Oceans erblicken könne. Auch die Gefräßigkeit dieser Thiere ist enorm. Wenn der Condor seine Krallen in die Beute eingeschlagen, bekomme er dieselben erst wieder frei, nachdem er das Thier verzehrt, und oft habe er sich, wenn er seine Beute verschlungen, derart überfressen, daß er sich nicht mehr vom Boden erheben, und mit Steinen oder Knüppeln bequem getödtet werden könne. Sehr gefährlich aber soll es stets sein, sich in die Nähe eines Condornestes zu begeben, welches der Vogel mit der Wuth und dem Muth eines Löwen vertheidige. Ein geringer Schlag eines seiner Flügel genüge vollkommen einen Mann kampfunfähig zu machen oder zu tödten.

Ein ausgewachsener Condor ist mit schwarzen Federn bedeckt, ausgenommen im Rücken, wo dieselben etwas weiß sind. Der Hals ist mit einem aus weißen einen Zoll langen Federn bestehenden Halsbande

geziert. Der Kopf scheint von Weitem kahl zu sein, ist aber mit kurzen feinen Haaren bedeckt, die Augen sind schwarz, der 4 Zoll lange Schnabel ist gebogen und schwarz, nur gegen die Spitze weiß. Seine Füße haben vier starke Zehen und lange scharfe Krallen.

Sehr interessant waren noch mehrere Nachrichten, welche mir die Jäger in Bezug auf die von ihnen auf ihren Streifzügen gefundenen Gold-, Silber- und Kupferadern gaben. Obgleich sie keine Bergleute waren, kannten sie recht gut edle Erze; nach ihren einfachen Beschreibungen erregten einige der Punkte, wo sie Erze gefunden, mein Interesse der Art, daß ich mich gern sofort den nächsten Tag dahin begeben hätte. Es mußten darunter überaus reiche Silbergänge sein, welche zu Tage ausstrichen. Da die Männer aber ihre Jagd gerade in entgegengesetzter Richtung fortsetzten und der bezeichnete Ort viel südlicher in den Cordilleren lag, begnügte ich mich für jetzt, mir Ort und Personen zu notiren und letztere zu bitten, mir von den verschiedenen Erzen mit Angabe des Fundortes Proben nach Santiago zu bringen, wo ich sie reichlich belohnen würde.

Am frühesten Morgen erhoben sich die Jäger und kamen zu mir, um mich zu wecken, da ein Heer von Condors in unserer Nähe theils auf den Felsen herumsaß, theils über uns schwebte. Die Vögel waren durch die Eingeweide der ausgebrochenen Guanacos herangelockt worden. Um ihre gestrigen Behauptungen zu beweisen, machten mich die Jäger auf ein colossales Exemplar dieser schrecklichen Raubvögel aufmerksam, welches über uns kreiste. Ich holte schnell meine Büchse, legte an, feuerte ab und sofort stürzte das mächtige Thier geräuschvoll zu unsern Füßen nieder. Da er jedoch nicht todt, sondern nur ein Flügel gelähmt war, erhob er sich schnell wieder, und gegen uns anlaufend und mit dem gesunden Flügel um sich schlagend, jagte er uns sämmtlich in die Flucht. Nun jedoch schwangen die Jäger ihre Lazos, die sie ihm mit solcher Geschicklichkeit umwarfen, daß er bald am Boden lag, ohne sich nur bewegen zu können. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß er nicht schwer verletzt war und zum Triumph der Jäger über 14 Fuß Flügelspannung besaß. Ich wünschte ihn deshalb mitzunehmen, und es fand sich ein Bergmann, welcher es übernahm, ihn nach Santiago abzuliefern.

Als uns die Jäger verlassen hatten, befuhr ich mit dem Verwalter die Miene. Ich fand zwar sehr reiches Silbererz in ihr anstehen, doch war das Vorkommen mehr nesterweise. Während sie also für längere Zeit keine Ausbeute gab und nur Kosten verursachte, berechtigte sie doch

zu den schönsten Hoffnungen, einst einen großen Silberreichthum in ihr zu entdecken. Auch bekundeten einige über einen Centner schwere Stücke halbgediegenen Erzes, wie reich die Mine schon früher gewesen war.

Gegen Mittag rüsteten wir uns zur Rückkehr. Nachdem wir nochmals das vortreffliche Guanacofleisch genossen, eilten wir die Berge hinab, wechselten bei dem gastfreundlichen Besitzer des Gutes die Maulthiere gegen unsere Pferde ein und jagten auf diesen nach Santiago zurück, wo wir gegen Abend wohl und munter anlangten.

Am nächsten Morgen klopfte es schon früh an meine Thür. Es wurde mir der Condor gebracht, welchen ich an eine Kette legen ließ, lange Zeit hielt und ihn später verschenkte.

Kapitel XII.

Die Osterwoche in Santiago.

Wenn in Europa die heilige Osterwoche schon sehr feierlich begangen wird, finden in der Residenz der Republik Chile, an einem Ort, wo sich so viele Kirchen und Klöster befinden, und der katholische Clerus eine solche Macht besitzt, natürlich größere Ceremonien statt.

Während in Europa zu dieser Zeit die Natur aus ihrem langen Winterschlaf erwacht und Berg und Thal mit frischem Grün bedeckt ist, die Sonne freundlich herniederstrahlt und die Staare, als Vorboten der anderen Zugvögel, den Frühling verkünden, fällt in diesem Lande diese Feier in die Herbstzeit, wo die Natur sich nach und nach ihres Schmuckes entledigt, die Witterung unangenehm und trübe ist, ja einen melancholischen Eindruck macht.

Am Grün-Donnerstag früh begann ein ungemein bewegtes Leben auf dem Hauptplatz, wie in den Straßen, in dem Tausende von Menschen beiderlei Geschlechts, jedes Standes und Alters, alle schwarz gekleidet, den Rosenkranz laut betend von einer Kirche zur anderen pilgerten.

Da vor der Osterwoche allgemein Fasten und Bußübungen stattfinden, war dies natürlich auch hier der Fall und zog man sich in ein Kloster oder besonders dazu eingerichtetes Gebäude zurück, in welchem man eine ganze Woche fastete, betete und sich geißelte. Andere hatten als Buße die schwierige Aufgabe, am Charfreitag zu Fuß in alle Kirchen der Residenz zu pilgern und ein Vaterunser in jeder zu sprechen,

was Vielen, trotz größter Anstrengung, nicht gelang, indem Santiago so viele weit von einander entfernte Kirchen besitzt.

Junge Frauen und Mädchen der ersten und angesehensten Familien hatten die Aufgabe, für die Kirche Geld zu sammeln. Diese gingen von einem ihrer Diener, der ein schweres, großes, massiv-silbernes Tablette trug, begleitet, in den Straßen umher und baten demüthig um Almosen; es wurden auf diese Tablettes Gold aufgelegt und viel Tausende von Pesos gesammelt.

Ebenso wie hübsche, junge Frauen als Buße Geld sammelten, war auch sehr vielen Männern von hoher Stellung und guten Familien die Buße auferlegt, von Haus zu Haus betteln zu gehen und war dies straßenweise eingetheilt.

Diese aber brauchten ihre Person nicht zu verrathen und waren sämmtlich in einen schwarzen Leinwandmantel, vom Hals bis zu den Füßen reichend, gekleidet, trugen Larven und einen an drei Fuß hohen spitzen, schwarzen Hut, in Form wie die einst zum Tode verurtheilten Ketzer. Sie hießen Cucuruchos und hatten das Recht, in jedes Haus eindringen und betteln zu können.

Ich schloß mich bald dem an meinem Hotel vorüberziehenden Menschenstrom an und begab mich nach der an dem Hauptplatz gelegenen Cathedrale.

Es machte einen eigenthümlichen feierlichen Eindruck, nun am Abend diese Tausende von schwarz gekleideten Menschen ihren Rosenkranz laut betend von Kirche zu Kirche strömen zu sehen, während von allen Kirchen statt dem Geläut der Glocken das unheimliche Geräusch der Klapper gehört wurde und mehrere an den Kirchenthüren von starker Bedeckung bewachten, mit großen Ketten versehenen schwersten Verbrecher ihr Misericordia ertönen ließen und um Almosen bettelten.

Sehr weise war die Einrichtung, daß in den Straßen Jeder auf der rechten Seite gehen mußte, so daß man also stets mit dem Strom ging und Niemand entgegen kam; ebenso wogte dieser Zug von Frommen durch die Hauptthür nach der Kirche, durfte sich aber nicht aufhalten, sondern mußte zur Seitenthür wieder hinauspilgern, welche Zeit genügte, in der Kirche ein Vaterunser zu beten. Bis spät in die Nacht hinein dauerte dieser Pilgerzug, und nachdem auch ich die Hauptkirchen besucht, auch mehreren Damen meiner Bekanntschaft ein Goldstück auf die Tablette gelegt, zog ich mich ermüdet nach meinem Hotel zurück.

Der nächste Tag, der Charfreitag, wurde in gebührender Stille gefeiert, alle Läden waren geschlossen, kein Wagen, Pferd, Esel oder Maulthier durfte passiren und nur Tausende und aber Tausende schwarz gekleideter Menschen wogten von einer Kirche zur anderen.

Auch ich begab mich zur großen Messe nach der Cathedrale, wo der Präsident der Republik, die Minister, Gesandten, Konsuln, höchsten Beamten, Militär- und Civilbehörden die Hostie nahmen.

Der nächste Morgen, der sogenannte stille Sonnabend, bot ein eigenthümliches Bild. Auch an diesem Tage waren bis 10 Uhr Vormittags alle Läden geschlossen, es durfte kein Wagen, Reiter oder Lastthier die Straßen passiren. Als aber um 10 Uhr alle Glocken der Residenz La gloria verkündeten, öffneten sich alle Läden, lange fast ununterbrochene Züge von Wagen drangen von allen Seiten in die Stadt, überall wurden Waaren ausgerufen und herrschte ein ungemein buntes, bewegt-lärmendes Leben und Treiben in der Residenz.

Was meine Aufmerksamkeit aber besonders fesselte, waren Seile mit lebensgroßen Puppen, welche in verschiedenen Hauptstraßen quer über dieselben gezogen waren. Ich erfuhr bald, daß diese Judas Ischariot vorstellen sollten und gewöhnlich an Häusern angebracht waren, wo Juden wohnten, wobei man nach Kräften dafür gesorgt hatte, daß diese Puppen den da wohnenden Söhnen Israel's möglichst ähnlich waren. Ich sah mehrere, welche sehr elegant gekleidet waren, Cylinderhut, Handschuhe und Glanzstiefeln trugen.

Als der gewöhnliche Verkehr in den Straßen eintrat, versammmelten sich Tausende um diese Judas', unter größtem Jubel und Gebrüll zündete man sie an, und da sie mit Pulver, Schwärmern, Raketen 2c. gefüllt waren, erdröhnte ein furchtbarer Knall nach dem anderen.

Am ersten Feiertage war großer Corso in der Alameda und Abends Feuerwerk auf der Plaza, Galla-Vorstellung in der Oper und fanden unzählige Bälle statt. Fast aus jedem Hause erschallte Musik und Gesang, auch wurde tapfer getrunken, getanzt und gespielt.

Ein zweiter Feiertag, wie in Europa, wurde hier nicht festlich begangen.

Kapitel XIII.

Die Bäder von San Bernardo.

Da meine Gesundheit durch die Strapazen auf den Entdeckungsreisen im Süden wie in der Wüste sehr gelitten hatte, verordnete mir mein Arzt, daß ich während einiger Monate auf dem Lande leben solle. Ich begab mich daher, nachdem ich in ähnlicher Weise wie früher das Fest der Unabhängigkeit in Santiago verlebte hatte, nach San Bernardo. Dies lag nur etwa 2 Meilen südlich von der Hauptstadt an der nach San Fernando führenden Eisenbahn, und war ein freundliches, erst 1830 neu gegründetes Städtchen mit einigen Tausend Einwohnern, welches sowohl seiner Nähe von der Hauptstadt, wie seiner herrlichen Lage wegen als Sommeraufenthalt sehr beliebt war.

Aber nicht allein die üppigen Fluren, welche San Bernardo umgaben, sowie die herrliche Aussicht auf die Andenkette, die man von hier wohl in einer Ausdehnung von 20 Meilen betrachten und bewundern konnte, zeichneten diesen Ort aus, sondern auch sehr gut eingerichtete Bäder, welche sich in einem Garten der Vorstadt befanden, trugen dazu bei, die Bewohner von Santiago dahin zu locken. In der Badeanstalt befanden sich zwölf geräumige Zimmer, deren jedes mit einem 25 Fuß langen, 20 Fuß breiten und 4 Fuß tiefen gemauerten Bassin mit dem schönsten krystallhellen fließenden Wasser versehen war. Diese Badezimmer wurden an Familien oder auch an einzelne Personen vermiethet. Neben denselben befand sich ein größeres Zimmer, in welchem die ärmeren Klassen unentgeltlich, zu gewissen Tageszeiten das männliche,

zu anderen das weibliche Geschlecht, baden konnten. Das Etablissement war von der frühesten Morgenstunde bis zum späten Abende viel besucht, und es herrschte in demselben stets ein reges Leben und Treiben, besonders an Sonn- und Festtagen, wo Vergnügungstrains von der Residenz mit Gesellschaften hier eintrafen. Besonders war San Bernardo ein Lieblingsort der Damen, und so bot sich mir viel Gelegenheit, sehr interessante Bekanntschaften zu machen, an die ich mich stets mit Vergnügen erinnern werde. Auch machte ich die Bekanntschaft mehrerer in der Umgegend ansäßiger Gutsbesitzer, besuchte dieselben öfters auf ihren Gütern, und lernte Einiges in Bezug auf Landwirthschaft kennen. Vielleicht ist es von Interesse, wenn ich einige Bemerkungen darüber folgen lasse.

Während die Provinz Atacama, wie auch Coquimbo wegen mangelnder Feuchtigkeit nur einige Meilen an den Ufern der sie durchströmenden Bäche kulturfähig war, boten die sich von der letztgenannten Provinz nach Süden erstreckenden Ebenen im Gegensatze dazu den schönsten Boden dar. So fruchtbar aber auch diese viele Meilen lange und breite Ebene von Santiago war, so hatte man früher sehr wenig für den Ackerbau gethan, und erst als 1849 die reichen Goldfelder in Californien entdeckt wurden, und die Republik Chile unter so überaus günstigen Bedingungen ihre Produkte dort verwerthen konnte, bekam er einen so bedeutenden Aufschwung, daß während im Jahre 1834 sich in der Provinz Santiago nur 1643 Landgüter befanden, welche einen Jahresertrag von über 1 Million Pesos gaben, im Jahre 1854 bereits 2788 mit einem Jahresertrag von über 2 Millionen existirten, und während 1840 gegen 130,000 Scheffel Weizen und Weizenmehl producirt worden, war die Produktion im Jahre 1855 bereits auf 900,000 Scheffel gestiegen, und nahm stets zu.

Trotzdem sowohl die Emancipation der Arbeiter, wie die Aufhebung der Majorate schon sehr günstig auf die Landwirthschaft gewirkt hatte, waren die Güter hier gewöhnlich noch sehr groß und sehr wenig bebaut.

Was das Verhältniß zwischen Gutsbesitzer und Arbeiter anbelangt, so gab Ersterer dem Letzteren, je nachdem er ein alleinstehender Mann oder Familienvater war, eine gewisse Anzahl Morgen Landes zu seiner eigenen Bewirthschaftung. Hierauf baute sich der Arbeiter ein Haus und mußte nun dafür allwöchentlich eine große Anzahl Tage für den Gutsherrn arbeiten. Ein solcher Arbeiter führte den Namen Inquilino. — Die Löhne für die Feldarbeiter waren gegen die im Norden üblichen sehr gering.



Das Einfangen der Stiere.

Die Leute verdienten 3 bis 4 Real den Tag, und selbst dieser geringe Lohn wurde ihnen nur zu Weihnachten und zu Ostern ausgezahlt. Da aber auf den meisten Gütern die Arbeiter vom Gutsherrn all' ihre Bedürfnisse kauften, so erhielten die Leute bei der Abrechnung gewöhnlich kein Geld heraus. Der Gutsherr konnte dann auf sichere Leute rechnen, indem das Gesetz dem Arbeiter sehr streng verbot, das Gut zu verlassen, so lange er etwas schuldete.

Den Hauptertrag der Landgüter lieferte der Weizen, welcher 60—100fältige Frucht, ja in einigen Gegenden sogar mehr gab und der Scheffel mit 2—3 Pesos bezahlt wurde. Alles Brot wurde aus Weizen gebacken; Roggen-Korn wurde gar nicht gebaut und erst durch deutsche Auswanderer in der Provinz Valdivia und Llanquihue eingeführt. Nächstdem wurde hauptsächlich Gerste gebaut, welche besonders für die nördlichen Provinzen, wo es kein Grasfutter gab, als Futter für Pferde, Maulthiere und Esel verwendet wurde; Hafer gab es nur in geringer Quantität in den südlichen Provinzen. Von der Kartoffel, deren Vaterland Chile ist, gab es hier wohl an 15 verschiedene Arten, und war der Preis gewöhnlich 2—2½ Pesos pro Centner. Im Jahre 1850 wurden bereits über 24,000 Scheffel aus dieser Republik exportirt, und jetzt kann man jährlich 30,000 Centner rechnen, welche in das Ausland gehen.

Ein Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen, besonders in den nördlichen Provinzen, waren Bohnen. Sie wurden sehr viel gebaut, und davon schon 1853 über 2000 Scheffel jährlich ausgeführt. Ein anderes Nahrungsmittel und Lieblingsgericht der Chilenen war der Mais, welcher 150fachen Ertrag gab und dessen Blätter als Hülle zu den Cigaritos verwendet wurden. Außerdem fand man hier noch Erbsen, Linsen, Pferdebohnen, Rüben, Hopfen, Hanf, spanischen Pfeffer, und als Futtergras die Luzerne.

Was Obst anbelangt, so gediehen hier alle europäischen Sorten, ferner auch Himbeeren, Erdbeeren, Johannis- und Stachelbeeren vortrefflich, und außerdem Feigen, Granatäpfel, Oelfrüchte, Lucumas, Palmenfrüchte und Mandeln und ebenso wurde viel Weinbau mit bestem Erfolg betrieben. Auch an Gemüse fand man hier alle in Europa bekannten Sorten, besonders aber wurden viel Kürbise, Wassermelonen, Gurken und Zwiebeln gebaut.

Die Hausthiere waren sämmtlich von Europa eingeführt und gediehen sehr gut. Die Pferde des Landes waren Abkömmlinge derjenigen,

welche 1540 durch die Spanier hierher gekommen waren, von andalusischer Race, zwar etwas klein, aber sehr ausdauernd, feurig und edel. Sie wurden wild gezüchtet und die Stuten im Herbst zum Ausdreschen benutzt, da man hier keine Dreschflegel noch weniger Dreschmaschinen besaß. —

Ein besonders gutes Geschäft war die Maulthierzucht, in Folge dessen auch viel Esel gezogen wurden.

Die Viehzucht sagte den Eingeborenen bedeutend mehr zu, als der Ackerbau, welcher ihnen mehr Arbeit kostete, indem die Heerden das ganze Jahr hindurch auf den Waideplätzen verblieben und nur im September zusammengetrieben wurden, um die zum Schlachten bestimmten Thiere einzufangen. Besaß ein Gut z. B. 5000 Stück Rindvieh, so wurden gewöhnlich an 1000 Stück geschlachtet, es gab aber auch Güter, welche 10,000—15,000 Stück Hornvieh besaßen und wo jährlich an 2000 bis 3000 geschlachtet wurden. Ein Theil der Gutsbesitzer interessirte sich besonders, gute Zugthiere, andere gutes Mastvieh zu stellen, der größte Theil aber zog die Milchwirthschaft vor. Ein Zugochse wurde mit 60 Pesos, ein Mastochse mit 80 Pesos bezahlt. Das Fleisch diente theils zur Nahrung im frischen Zustand, ein Theil aber wurde getrocknet verkauft. Es wurden durchschnittlich jährlich 7000 Centner dieses letztgenannten aus der Republik ausgeführt.

Was Milchwirthschaft betraf, so gab es Güter, wo täglich 200 bis 300 Kühe gemolken wurden. Der Käse-Export war trotzdem unbedeutend und belief sich aus der ganzen Republik jährlich auf nur etwa 2000 Centner im Werth von 25,000 Pesos, dagegen wurde im Lande selbst ungemein viel Käse consumirt. — Auch die Häute hatten einen guten Preis und wurden jährlich etwa 100,000 Stück zum Werthe von 600,000 Pesos ausgeführt.

Schafe gab es ziemlich viele auf diesen Gütern, es wurde aber durchaus keine Sorgfalt auf sie verwendet. Ziegen gab es wenig, dagegen viel Schweine, welche ausgezeichnet gediehen und die Meisten im Lande verzehrt wurden.

Hunde und Katzen gab es fast in jedem Hause massenhaft, ebenso Ratten und Mäuse. Gänse, Enten und Tauben fand man nicht häufig, dagegen ungemein viel Truthühner und Hühner.

Was die Jagd anbelangte, so war sie sehr schlecht; denn außer einer Art Rebhühner, wilder Tauben, einer kleinen Art Reh, dem iltis-



Ausdreschen des Getreides durch Stuten.

ähnlichen Chinchilla, dem Stinkthier, dem Fuchs und dem Guanaco gab es hier nichts Jagdbares; dagegen gab es sehr viele Condore, Aasgeier und andere Raubvögel.

Nach einem Aufenthalt von einigen Monaten in San Bernardo hatte ich mich zu neuen Strapazen gekräftigt und begab mich am 24. December nach Santiago, wo ich das Weihnachtsfest so angenehm wie früher verlebte.

Kapitel XIV.

Analyse der Bäder von Chillan, Apoquindo und Colina.

In den ersten Tagen des Monats Februar begab ich mich nach den nur wenige Meilen von Santiago gelegenen Bädern von Apoquindo und Colina, wo viele mir befreundete Familien der Hauptstadt die heiße Jahreszeit zubrachten, in deren Kreise ich sehr angenehme Tage verlebte.

Da, wie früher erwähnt, die Republik Chile ausgezeichnete wirksame Heilquellen besitzt, halte ich es für interessant, die von dem Professor Dr. Ignacio Domeyco gemachten Analysen dieser Bäder hier mitzutheilen.

Die Quellen von Chillan enthielten auf 1000 Theile:

Clorure de sodium	0,103,
„ magnesie	0,002,
Sulfate de soudre	0,169,
„ de chaux	0,007,
Carbonate de chaux	0,008,
Fer et alumine	0,005,
Silice	0,061.

Die Quellen von Apoquindo enthielten auf hunderttausend Theile:

Clorure de sodium	82,1,
„ de calcium	192,2,
Sulfate de chaux	4,1,
„ de soude et d'alumine	9,0,

Die Quellen von Colina enthielten auf je 1000 Theile:

Clorure de jodium	0,0092,
„ de magnesie	0,0780,
Sulfate de soude	0,0196,
„ de chaux	0,0670,
Carbonate de chaux	0,0070,
Fer, alumine, silice	0,0160,

Kapitel XV.

Die reiche alte Goldmine von Peldehue.

Da sich in der Nähe von Colina die Bergwerksdistrikte von Runge und Tiltil befanden, deren Minen früher bedeutende Quantitäten Silber geliefert hatten, so machte ich öfters Ausflüge dahin und durchforschte die Gebirge. — Ganz besonders interessirte mich aber die in unmittelbarer Nähe gelegene alte Goldmine von Peldehue, welche zur Zeit der spanischen Herrschaft laut Berichten eine Zeit lang täglich an 600 Pesos in Gold geliefert haben sollte. Später waren in die Mine unterirdische Wasser in solcher Menge eingedrungen, daß es nie mehr gelungen war, sie von ihnen zu befreien. Ich beschloß dieselbe zu besuchen und Untersuchungen anzustellen, ob und wie die Grube wieder in Betrieb gesetzt werden könne.

Zu diesem Zweck bemühte ich mich sowohl in Colina, wie in den Nachbardörfern einige Tage lang um einen Führer, konnte jedoch zu meinem Erstaunen keinen finden, da man sich dieser Mine gar nicht mehr erinnerte, bis sich mir endlich ein sehr alter Mann anbot, welcher die Grube als Knabe gekannt zu haben angab.

Mit diesem Alten begab ich mich am nächsten Tage bis an den Fuß des zur mittleren Cordillere gehörigen Gebirgszuges, in welchem sich die Grube befinden sollte. Nachdem wir da unsere Pferde bei einem Bauer untergebracht hatten, fingen wir an, den Berg zu ersteigen und nach der alten Mine zu suchen. Schon hatten wir mehr als sechs Stunden dazu verwandt, waren bergauf und bergab geklettert, hatten uns oft durch dichtes Gebüsch hindurch gearbeitet und waren sehr ermüdet, als der Alte endlich glücklich die richtige Stelle fand.

Jedoch waren die alten Halden, wie der Eingang in den Schacht so verwachsen, daß wir erst mit der „Machette“ das Unterholz lichten mußten, um nur etwas zu sehen. An verschiedenen Steinen, welche ich von den Halden aufnahm, an welchen man das Gold mit bloßem Auge sah — erkannte ich bald, wie sehr reich diese Grube gewesen sein mußte, und manche gute Erze waren als zu arm unter das taube Gestein gestürzt. Obgleich der Schacht bis zu Tage voll Wasser stand, ließ sich, da er so hoch im Gebirge lag, hoffen, daß man die Wasser vermöge eines Stollens werde abziehen können, und da ich nun, wo der Tag sich seinem Ende nahte, keine weiteren Untersuchungen machen konnte, beschloß ich die Grube zu „denunciren“ d. h. neu zu muthen und sie in Betrieb zu setzen, weshalb ich mich beeilte nach Colina zurückzukehren.

In der Hoffnung durch den Betrieb dieser Grube bald ein Vermögen zu gewinnen, begab ich mich am nächsten Morgen nach Santiago, wo ich sofort meine Muthung beim Intendent einlegte. Sonderbarer Weise sollten jedoch meine Hoffnungen bald vernichtet werden. Mehr als sechzig Jahre hatte diese Grube unbeachtet gelegen, und nun, wo ich sie muthen wollte, erfuhr ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß sie den Tag vorher bereits gefordert worden war. Ich hoffte, Jemand habe erfahren, daß ich mich für diese alte Mine interessire, und habe dieselbe nur gemuthet, um sie mir zu verkaufen und auf diese leichte Art etwas zu verdienen, doch bald wurde ich auch darin getäuscht. Sieben Spanier waren mit dem letzten Dampfer aus Europa angekommen, blos in der Absicht diese Mine in Betrieb zu setzen; sie hatten in Madrid Documente aufgefunden, in denen Berichte über den Bau und Ertrag der Mine enthalten waren, und da der Reichthum ein so fabelhafter gewesen war, so hatten sie die Reise hierher angetreten, um diese Grube persönlich auszubeuten.

Unter den obwaltenden Verhältnissen sah ich wohl ein, daß ich zu spät gekommen war, aber durch diese Vorgänge noch mehr enthusiasmirt,

suchte ich sofort die Spanier auf, um mich wenigstens an diesem Unternehmen zu betheiligen. Allein diese Leute waren so voller Zuversicht, durch diese Mine binnen sehr kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen zu erzielen und genug Capital zu besitzen, um die Betriebskosten zu decken, bis die Grube in Ausbeute komme, daß sie mir so übertriebene Forderungen für einen nur geringen Antheil stellten, daß ich von diesem Geschäft und von der Hoffnung hier mein Glück zu machen abstehen mußte. —

Kapitel XVI.

Gefährliche Reise von Valparaiso nach den Bädern von Cauquenes.

Von Colina begab ich mich nach Valparaiso, wo aber eine so unerträgliche Hitze herrschte, daß Alles nach den Badeanstalten eilte, um sich in den kühlen Wellen des Oceans zu erfrischen. Auch ich begab mich dahin; kaum jedoch war ich in die kalten Fluthen hinabgestiegen, als ich zu meinem nicht geringen Erstaunen bemerkte, daß mir erst die Hände, sodann auch die Beine und Füße den Dienst versagten, und als ich kaum emporgestiegen, war ich vollkommen erstarrt und erlitt eine erschreckliche Paralysis. Ich wurde nach Hause getragen und lag sechs Wochen lang, trotz der besten ärztlichen Hülfe, vollkommen gelähmt darnieder, so daß ich kein Glied am Körper außer dem Kopfe bewegen konnte. Vergebens hatte ich sehr starke Arzeneien gebraucht, war in Folge derselben vollkommen entkräftet und wurde endlich von den Aerzten aufgegeben.

Gewiß würde ich damals meinen Tod gefunden haben, wenn mich nicht eine Freundin mit der größten Aufopferung Tag und Nacht gepflegt hätte; aber zuletzt war sie selbst von vielen Nachtwachen so erschöpft, daß sie erkrankte. In diesem schrecklichen Zustande, als ich mich selbst der Pflege meiner Freundin beraubt sah und mich schon zum Tode vorzubereiten begann, bereits auch Abschiedsbriefe an meine Familie einem jungen Deutschen diktirt hatte, besuchte mich ein Freund

aus Santiago, welcher mir auf das Dringendste rieth, den letzten Versuch zu machen und mich nach den unweit von Santiago gelegenen Bädern von Cauquenes bringen zu lassen. Ich entschloß mich dieses zu thun, obgleich es ein schwieriges Unternehmen war. Auf eine Matratze gebunden und in einen gemietheten Omnibus geschoben, trat ich in Begleitung meiner Freundin, welche mich trotz ihrer Schwäche nicht verlassen wollte, und meines Dieners die Reise an und langte nach dreitägiger Fahrt glücklich in Santiago an, wo meine treue Pflegerin, selbst ernstlich erkrankt, genöthigt war zurückzubleiben.

Nachdem ich hier einen Tag gerastet, setzte ich meine Reise nach der etwa 10 Meilen von hier entfernten Stadt Rancagua fort, welche ich nach 12 Stunden sehr erschöpft erreichte. Dieser Ort liegt 527 Meter über dem Meere und zählte damals ohngefähr 3600 Einwohner. Er ist durch die Schlacht vom 2. October 1814 berühmt, in welcher die Spanier unter General Marino Osorio das chilenische Heer unter Carera und Ohiggins total schlugen. Bis hierher hatte ich im Wagen transportirt werden können, aber von Rancagua nach den Bädern von Cauquenes, welche in den Vorbergen der Anden auf einer Höhe von 746 Meter über dem Meere lagen, führte nur ein schmaler, blos für Reiter passirbarer Weg. Man hatte auf dieser Tour auch den Fluß Cachapual, sowie den Rio claro zu überschreiten. Es war also hier mit den größten Schwierigkeiten verbunden, mich weiter zu bringen.

Nachdem ich auch in diesem Städtchen einen Tag gerastet hatte, während die Vorkehrungen zur Weiterreise getroffen wurden, band man mich am nächsten Morgen sammt meiner Matratze auf eine Tragbahre, und acht Bauern trugen mich nun zu je vier abwechselnd bis an den Fluß Cachapual, wo ich nach mehrstündiger Reise anlangte.

Hier boten sich neue, noch größere Schwierigkeiten für meinen weiteren Transport. Durch die große Hitze waren nämlich die Schneemassen in den Cordilleren so bedeutend geschmolzen, daß dieser Fluß, der sonst nur an 100 Fuß breit war und mit Pferd oder Maulthier stets durchwatet werden konnte, nun bis zu einer Breite von 500 Fuß angeschwollen und so reißend war, daß er große Bäume mit sich führte und mit betäubendem Getöse einher brauste. Meine Begleiter, wahrlich sehr kräftige und muthige Burschen, welche den Fluß tausendmal überschritten hatten und die Furt genau kannten, hatten acht Maulthiere hierher gebracht, um mich auf diesen hinüber zu schaffen. Jetzt aber schüttelten sie den Kopf und wagten es nicht sich mit mir in den reißenden Strom zu begeben.

Da die Nacht sehr kalt gewesen und der Morgen trübe war, berechneten sie, daß die Fluth binnen einigen Stunden fallen müsse, und schlugen mir vor, bis zu diesem Zeitpunkt zu warten, womit ich natürlich gern zufrieden war.

Wäre ich gesund gewesen, so hätte ich mich sofort auf einem Pferd in die brausenden Fluthen gestürzt und wäre nach dem andern Ufer geschwommen, aber krank und gänzlich entkräftet wie ich war, nicht eines Gliedes mächtig, auf eine Matratze aufgeschnallt und auf Maulthiere gebunden durch den reißenden Strom transportirt zu werden, war gewiß ein schrecklicher Gedanke. —

Wir warteten also einige Stunden. Die Bauern hatten Recht gehabt, der Fluß fing an zu fallen. Da sich nun aber inzwischen am Himmel schwere schwarze Wolken zusammen gezogen hatten und es zu regnen begann, auch in der Nähe durchaus kein Obdach zu finden war, und der Tag sich seinem Ende nahte, so beschlossen die Bauern endlich den Uebergang über den Fluß zu wagen. Von den acht Maulthieren wurden zwei an einander gebunden und zwischen dieselben die Bahre, auf welcher ich lag, befestigt; dann bestiegen die Leute ihre Thiere. Einer, welcher die meinigen an einer Leine zog, stürzte sich zuerst in den Fluß, dann folgten die andern, von denen zwei zu meinen Seiten schwammen, während hinter mir mein Diener mit einem vierten folgte, welcher meine Thiere antrieb.

Unter der größten Anstrengung der Maulesel, die, fortwährend durch das Gebrüll der Bauern angefeuert, von vorn gezogen, von hinten getrieben wurden, erreichten wir glücklich schwimmend die Mitte des Stromes. Hier jedoch war die Strömung so stark, daß die Thiere nicht weiter konnten und sanken. Mit größter Anstrengung wurden sie von den neben ihnen schwimmenden Bauern wieder in die Höhe gerissen, kämpften aufs Neue furchtbar gegen die Strömung, ohnmächtig aber versanken sie nochmals mit mir tief ins Wasser. Ich mußte nun wohl annehmen, daß mein letztes Stündlein geschlagen habe. Wiederum jedoch wurden die Thiere mit mir von den kräftigen Bauern heraufgerissen, allein in demselben Augenblick sank auch der Maulesel des Führers, dieser ließ die Leine los und rettete sich schwimmend ans Land, während sein Thier von der Fluth fortgerissen wurde. Die Thiere, auf welchen ich lag, folgten dem ersten und so flog ich nun pfeilschnell den reißenden Strom hinab, gefolgt von meinem Diener und den vier Bauern, welche mich aber nicht erreichen konnten.

Ich würde jämmerlich ertrunken sein, wenn es den Maulthieren bei einer großen Krümmung, welche der Fluß machte, nicht gelungen wäre,, sich nach dem Ufer hinzuarbeiten, wo sie dann mit mir von den Bauern aus der Strömung herausgerissen wurden. So erreichte ich denn glücklich, mehr todt als lebendig, und natürlich total durchnäßt, das andere Ufer.

Obgleich es stark regnete, rasteten wir hier eine Weile, bis sich die Thiere wieder erholt hatten, und setzten erst dann unsere Reise fort. Nachdem wir eine Strecke über Felder und Wiesen geritten waren, erreichten wir den Fluß Rio Claro, und da dieser bei weitem schmäler, auch nicht so reißend war, als der vorige, wagten wir es trotz der bereits eingebrochenen Dunkelheit in derselben Ordnung wie früher, uns in denselben zu stürzen und erreichten auch glücklich schwimmend das andere Ufer.

Von hier führte der Weg stark bergauf, und da er sich überdies in dichtem Wald hinanschlängelte, und es noch dazu sehr finster war, auch der Regen in Strömen herniedergoß, konnten wir nur sehr langsam reiten. Endlich aber, nachdem wir wohl an zwei Stunden angestiegen waren, entdeckten wir an einem der Abhänge ein Licht, und bald darauf langten wir in den Bädern von Cauquenes an. Nachdem ich glücklich bis nach hier gelangt, ich auch wiederum aus so großer Lebensgefahr gerettet worden war, hegte ich die Hoffnung, Heilung zu finden, obgleich ich mich zunächst in einem so kläglichen Zustande befand, daß meine Begleiter sicher glaubten, daß ich den nächsten Tag nicht erleben würde.

Die Bäder von Cauquenes liegen höchst malerisch auf dem Plateau eines vom Fuß bis zum Gipfel mit hohen Bäumen bewaldeten Vorberges der Anden 746 Meter über dem Meeresspiegel, also 200 Meter höher als Santiago. An der südlichen Seite erhob sich ein 150 Fuß langes einstöckiges Gebäude, in welchem die Pächter dieser Bäder wohnten, und sowohl zur rechten wie zur linken Seite und querüber an der Nordseite befanden sich ebenfalls 150 Fuß lange einstöckige Häuser für die Badegäste, so daß durch diese vier sämmtlich unter einem Dach befindlichen Gebäude ein vollkommen geschlossener Platz gebildet war, welcher den Badegästen zum Tummelplatz diente.

Das Curetablissement glich von Weitem gesehen einer kleinen Festung, da sich nur am südlichen Theil im Hause des Pächters ein Eingang zu dem Platze und auf der Nordseite ein Ausgang, welcher zu den Quellen



Die Bäder von Cauquenes.

führte, befand. Zwölf Schritt außerhalb dieses Häuserquadrats bergabwärts befanden sich fünf dieser Quellen etwa zehn Schritt von einander entfernt, bei deren jeder eine Wanne eingesenkt war, in der das Wasser fortwährend ein- und auslief, und darüber befand sich ein kleines Breterhäuschen zum Schutze gegen den Luftzug.

Einer Analyse des Professors Domeyko in Santiago zufolge, enthielten die Quellen folgende Bestandtheile und zwar auf 1000 Theile gerechnet:

Cloruro de calcio	1,929,
„ „ sodio	0,821,
„ „ magnesia	etwas,
Sulfato de cal	0,141,
Hierroi Alumnia	0,020.

Jede dieser Quellen hatte aber eine verschiedene Temperatur und einen besonderen Namen. Die kühlste „Templado“ genannt, hatte 30° R., die zweite „Corrimiento“ 33° R., die dritte „Pelambrillo“ 36° R., die vierte „Solitario“ 38° R., die fünfte „Pelambre“ 40—41° R.

Seit Jahrhunderten bekannt, hatten sich die Quellen stets ausgezeichnet und bei Rheumatismus, Paralysis, Syphilis und Hautkrankheiten wahrhaft wunderbar bewährt, besonders aber hatten sie auch Personen, welche viel Quecksilber genossen, vollkommen hergestellt.

Am nächsten Morgen besuchte mich die Pächterin dieser Anstalt, Senorita Valdovino, sowie der Bademeister, welcher zugleich die Stelle eines Arztes vertrat, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Auf ihr Geheiß trugen mich die Wärter sammt meiner Matratze auf einer Bahre nach dem kühlsten Bade, dem „Templado“, in welchem ich eine Viertelstunde verweilte. Dann wurde ich mit vielen wollenen Decken gut bedeckt, nach meinem Zimmer getragen, wo ich eine Stunde fest eingehüllt schwitzen mußte; dann wurde ich abgetrocknet und in ein neues Bett gebracht. Bald darauf erschien die Wirthin in Begleitung ihrer fünf Schwestern, Mädchen von 15 bis 20 Jahren, eine stets hübscher als die andere. Alle empfanden aufrichtiges Mitleid, mich in einer Lage zu sehen, wo ich kein Glied rühren konnte, so daß mein Diener mir nicht allein jede Nahrung einflößen, sondern sogar beim Rauchen stets die Cigarre halten mußte. Sie boten sich sofort an, mir diese Dienste zu verrichten. Der Bademeister und die liebenswürdigen Mädchen sprachen mir die beste Hoffnung aus, daß ich bald wieder gesund werden würde, indem sie mir versicherten, daß die Aerzte meine

Krankheit nicht zu behandeln verstanden hätten, während hier alle an Paralysis Leidenden geheilt worden seien.

Nachdem ich die nächste Nacht schlaflos zugebracht hatte — was die gewöhnliche Folge der Bäder ist — wurde ich am nächsten Morgen schon in das 33grädige „Corrimiento-Bad" gebracht, aus welchem ich erst nach fast einer halben Stunde nach meiner Zelle transportirt wurde, wo ich wiederum fast eine Stunde transpiriren mußte. Darnach fanden sich zum Frühstück die lieben Schwestern ein und vertrieben mir die Zeit mit Vorlesen, Gesang und Guitarrenspiel.

So verlebte ich fünf Tage nur mit dem Unterschied, daß ich jeden Tag in ein heißeres Bad gebracht wurde, und am fünften war ich bei dem 41 Grad haltenden „Pelambre" angelangt. In dieses wurde ich von den Wärtern mit der größten Geschicklichkeit so sacht hineingelassen und nach kurzer Zeit aus demselben ebenso wieder herausgezogen, daß sich der Wasserspiegel in der Wanne kaum bewegte. Diese Vorsicht wurde beobachtet, weil das Wasser so heiß war, daß es, wenn es bewegt wurde, einen brennenden Schmerz verursachte und auf der Haut Blasen verursachte.

So schmerzhaft diese heißen Bäder waren, so bemerkte ich doch zu meiner großen Freude, daß ich bereits nach dem ersten Bad sowohl die Finger wie die Zehen und nach einigen weiteren Bädern bereits Arme wie Beine bewegen konnte; nach 15 Bädern konnte ich an Krücken, mit zwanzig schon mit einem Stocke gehen, und mit 25 Bädern war ich vollkommen von meiner Lähmung geheilt, nur daß ich noch schwach und angegriffen war.

So hatte ich denn einige Wochen in diesen Bädern zugebracht und den Gebrauch meiner Glieder wieder erlangt, und voller Dankbarkeit gegen die herrlichen Heilquellen, wie die so sehr liebenswürdige Familie Valdovino schied ich von diesem Ort und seinen malerischen Umgebungen. Ich war bereits so weit gekräftigt, daß ich meine Rückreise zu Pferde antreten konnte, und nachdem ich die Flüsse Rio Claro und den mir so denkwürdigen Cachapual, welche nun bedeutend gefallen waren, in einer Furt durchsetzt hatte, erreichte ich am Abend dieses Tages die Stadt Rancagua, von wo ich mich am anderen Morgen in einem Wagen nach Santiago begab.

Kapitel XVII.

Eine Prozession in Santiago.

An einem schönen Herbstmorgen des Monats Mai herrschte ein ungemein reges Leben auf der Plaza des Armas, sowie auf den Hauptstraßen der Residenz Santiago. Tausende von Menschen wogten auf ihnen einher, alle Kirchen, Paläste und Häuser prangten im schönsten Flaggenschmuck; alle Balkone und Fenster, welche mit schönsten Blumenguirlanden geziert waren und von denen prächtige Teppiche herabhingen, waren von anderen Tausenden von Menschen besetzt, denn es war heute der größte Feiertag der katholischen Christenheit, nämlich das Frohnleichnamsfest, an welchem stets die großartigste und glänzendste Prozession stattfand.

Ich begab mich bald auf die Plaza des Armas, an deren vier Ecken ich vier herrliche Altäre errichtet fand. Mehrere Linien-Regimenter wie die Municipal-Garde befanden sich da aufmarschirt. Als die Glocken der Kathedrale erklangen, trat der Präsident Manuel Montt von seinen Ministern, allen Gesandten, Konsuln, der Generalität, höchsten Militär- und Civilbeamten der Universität 2c. aus dem Regierungs-Palast und begab sich nach der Kathedrale. Diese war von Menschen überfüllt und Deputationen aller Mönchsorden bildeten ein Spalier vom Haupteingang bis zum Hochaltar. Hier erwartete der Erzbischof mit den höchsten geistlichen Würdenträgern den Präsidenten. Darauf wurde die

Messe celebrirt und dem Präsidenten und seiner Begleitung die Hostie gereicht, in welchem Augenblicke alle Glocken erklangen, Kanonendonner erdröhnte, und alles Militär unter Trommelwirbel das Gewehr präsentirte. Hierauf begann man sich zu einer großen Prozession zu ordnen.

Die Plaza des Armas war von Menschen Kopf an Kopf förmlich vollgepreßt und bildete das Militär rings um den Platz bis zu den Altären breite Spaliere, durch welche die Prozession sich bewegte. Bald darauf schritt ein Musikchor aus dem Hauptportale der Kathedrale, Choräle spielend, auf die Plaza heraus. Diesem folgte ein Piquet Militär,[1] welche aber sämmtlich als Zeichen der Demuth ihr Käppi am Sturmriemen befestigt im Nacken und die Gewehre mit dem Kolben nach Oben trugen. Diesem folgte eine Gruppe von Franziskaner-Mönchen, laut betend und singend, brennende Wachskerzen haltend, in deren Mitte 16 robuste Männer ein Postament mit dem lebensgroßen Heiligen San Franciscus, der mit Blumenkränzen geschmückt war, auf den Achseln trugen. Diesen folgte nun abwechselnd stets ein neues Musikchor wie Piquet Militär und die Dominikaner-, Augustiner- und Benediktiner-Mönche.

Daran schlossen sich 100 der schönsten und angesehensten Mädchen Santiago's, sämmtlich weiß gekleidet, denen andere 100, ihre brennenden silbernen Räucherfässer schwingend, folgten. Als nun in dem hohen Portale majestätisch in größtem Glanz eine lebensgroße Statue der Jungfrau Maria auf einem von 30 Männern getragenen Postament erschien, da erscholl der Donner der Geschütze, es ertönte das Geläut aller Glocken der Residenz und das Militär präsentirte die Waffen.

Das Muttergottesbild war in schwerste, werthvollste Seiden- und Spitzenstoffe gehüllt, um ihr Haupt strahlte ein Diadem von kostbarsten Brillanten, Smaragden und Rubinen und ebenso trug sie werthvollste Ketten von Gold und Edelstein um den Hals. Sie war mit den herrlichsten Blumen überschüttet, und um den Glanz zu erhöhen, knieeten vier ausgesuchte, schöne lebende Mädchen von sieben bis acht Jahren mit Flügeln versehen auf dem Postament betend als Engel zu ihren Füßen.

Nun folgte der Erzbischof mit dem Allerheiligsten unter seinem Baldachin, getragen von den Stadtverordneten der Residenz, umgeben von den ersten geistlichen Würdenträgern. Diesem der Präsident der Republik mit seinem Generalstabe, den Gesandten und Konsuln, sowie den Civil- und Militärbehörden, welchen sich eine große Anzahl der ersten Persönlichkeiten der Hauptstadt, sämmtlich brennende Kerzen tragend, und dann ein noch größerer Zug von Frauen und Mädchen

anschloß. An diese reihten sich wiederum mehrere geistliche Orden, als Kapuziner ꝛc. mit ihren Heiligen, von Musik und Militär-Piquets begleitet, an. Diesen folgte nun ein colossaler Zug der geschmücktesten elegantesten Equipagen, sämmtlich aber leer, welche von dem jedesmaligen Besitzer, der mit entblößtem Haupt auf dem Bocke saß, selbst geleitet wurden.

Diese Prozession zog rings um die Plaza und durch die Hauptstraßen, hielt aber bei jedem der Altäre, wo der Erzbischof den Segen ertheilte, an. Außerdem wurde aber aller 100 Schritte angehalten, in welcher Zeit die Träger der Postamente wechselten. Bei Annäherung des Allerheiligsten und der Jungfrau Maria knieete das Spalier bildende Militär die Gewehre streckend, nieder, ebenso die ganze Menschenmasse des Platzes, sowie Tausende an Fenstern und Balkonen befindliche Personen, welche mit einem wahren Blumenregen die Prozession überschütteten. — Dieser colossale Zug gelangte erst am Abend in die Kathedrale zurück.

Kapitel XVIII.

Reise von Santiago über San Fernando und Talca nach dem Hafen von Constitucion.

Anfang August verließ ich mit der Eisenbahn Santiago. Nach kurzer Fahrt gelangten wir nach dem 2 Meilen entfernten Städtchen San Bernardo, fuhren dann über das berühmte Schlachtfeld, auf welchem der General San Martin am 5. September 1818 die Spanier total schlug, und dann über die lange Brücke des Flusses Maipu. — Kaum hatten wir diese aber passirt, als ein solcher Stoß erfolgte, daß alle Passagiere gegen einander geschleudert wurden, und da sich dieser wiederholte, so mußten wir annehmen, daß der Zug aus den Schienen gekommen sei, was natürlich größte Bestürzung und Angst unter uns hervorrief.

Zum Glück kam der Zug aber bald zum Stehen und ergab sich, daß Niemand verunglückt war. Dagegen bot sich uns aber ein schreckliches Schauspiel dar, indem die Maschine eine auf dem Schienendamm befindliche Heerde Rindvieh durchfahren hatte. Mehr als ein Dutzend dieser unglücklichen Thiere lagen nun zerfleischt neben den Schienen. Ich erfuhr, daß, da diese Bahn auf ihrer ganzen Tour bis San Fernando zwischen Feldern und Weiden dahinlief, und somit eine Umzäunung für die Gutsbesitzer, welche meilenlange Terrains besaßen, sehr kostspielig war, diese ein Abkommen mit der Bahn getroffen hatten, welche ihnen für jedes Thier einen bescheidenen Preis zahlte. Die Zahl der jährlich durch die Bahn zerfleischten Thiere war eine ganz bedeutende. Wahrlich keine Bahn für ängstliche Reisende! — Bald nach diesem Vorfall setzten wir unsere Reise fort und erreichten

nach dreistündiger Fahrt die etwa 10 Meilen von Santiago entfernte Station Rancagua.

Drei Meilen weiter südöstlich gelangten wir nach dem kleinen nur 600 Einwohner zählenden und am Clarofluß gelegenen Ort Rengo, der sich durch herrliche Obstbaumgruppen auszeichnete. Noch vier Meilen weiter in südöstlicher Richtung, zwischen Feldern und Weiden dahinfahrend, kamen wir in der 30 Meilen von Santiago entfernten Hauptstadt der Provinz Colchagua, San Fernando an, bis wohin erst die nach Talca projectirte Eisenbahn beendet war. —

Diese Stadt wurde 1742 gegründet und führte zu Ehren Ferdinand VI. diesen Namen. Sie war zu einer großen Stadt projectirt und nach spanischer Art in Quadrate getheilt; da sie aber stets unbedeutend blieb und nicht mehr als etwa 5000 Einwohner zählte, gewährte sie besonders deshalb einen sehr öden Anblick, weil die Straßen nicht ausgebaut und viele leere Baustellen vorhanden waren, auf welchen Schutt und Unrath abgelagert wurde, sowie Unkraut wucherte. Ich begab mich hier nach einem Gasthause, welches einem Franzosen gehörte und schlecht war, wo es aber infolge der vielen Passagiere sehr lebhaft zuging. —

Am frühen Morgen des nächsten Tages fuhr ich mit der Post auf einer recht guten Landstraße zwischen Weiden und Feldern in südöstlicher Richtung weiter und erreichte am Abend den 12 Meilen von San Fernando entfernten Ort Curico. Dieses Städtchen war ebenfalls 1742 gegründet, lag unweit des Lontueflusses und hatte etwa 4500 Einwohner, war aber zum Gegensatz von San Fernando ein sehr freundliches reinliches Städtchen und herrschte in ihm ein sehr geschäftiges Leben und Treiben.

Trotzdem, daß wir uns im strengsten Winter befanden, war es gegen Mittag so heiß, daß ich mich nach dem Lontueflusse begab und badete, wo ich sowohl Herren wie Damen antraf, welche sich ebenfalls durch ein Bad erfrischten. Von hier bestieg ich einen am Ende der Stadt gelegenen Felsenhügel, von welchem man eine prächtige Rundansicht auf die Gärten, Haine und Felder, wie die hier so malerische Andenkette genoß. —

Am nächsten Morgen verließ ich diese freundliche Stadt, fuhr mit der Post in südwestlicher Richtung stets die Haupt-Andenebene entlang und erreichte nach einigen Stunden den kleinen Ort Molina. Dieser zählte nur etwa 1000 Einwohner, war erst 1834 gegründet und hatte zu Ehren des Geschichtsschreiber Abate Molina dessen Namen erhalten.

Nachdem ich nur kurze Zeit gerastet, setzte ich die Reise fort und gelangte am Abend in die drittgrößte Stadt der Republik Chile Talca. Ich quartierte mich hier in einem sehr guten, einem Deutschen gehörigen Hotel an dem Hauptplatze ein, und verweilte einige Tage hier.

Talca war ebenfalls 1742 von Manso gegründet, lag unter 35° 14′ S. B. und 71° 57′ W. L., und zählte 16,000 Einwohner. Wie alle spanischen Städte war auch diese regelmäßig mit rechtwinklig sich kreuzenden Straßen und einem Hauptplatz in der Mitte angelegt, an welchem sich die Kathedrale, das Stadthaus, die Intendantur und das Gefängniß befanden. Außer diesen Gebäuden existirten an diesem Ort noch ein Dominikaner-, Augustiner-, Mercedarios- und Franziskaner-Kloster. Die Bauart der Häuser war größtentheils im nationalen Stil und einstöckig, doch gab es auch mehrere zweistöckige. Auch ein Liceum befand sich hier mit 100 Schülern und einigen Professoren, so wie mehrere gute Privatschulen und ein gutes Hospital. — Es blühten Handel und Gewerbe, wie Ackerbau und Viehzucht in der Umgegend, und herrschte ein sehr reges Leben und Treiben in den Straßen.

Nachdem ich mehrere Tage hier verlebt hatte, begab ich mich zu Wagen nach einem etwa 2 Meilen von hier entfernten, am Mauleflnß gelegenen kleinen Ort, wo ich mir ein Boot miethete, um an diesem Tage bis nach dem Hafen von Constitucion zu gelangen, wo dieser Fluß ins Meer mündete.

Während das Boot zur Reise hergerichtet wurde, hatte ich Gelegenheit mehrere Schwefelkiese zu sehen, welche aus dem ganz nahe von hier am Ufer des Flusses gelegenen Goldbergwerk Chivato stammten. Sie waren sehr reich, und ich kaufte mehrere Stufen an, ebenso wie einen großen herrlichen Amethyst, wovon sich in der Nähe ein sehr mächtiger Gang befand, welcher aber nicht gearbeitet wurde.

Um 8 Uhr des Morgens bestieg ich mein Boot, das mit vier kräftigen Ruderern bemannt war, und flog mein Fahrzeug bald von Wind und Strömung begünstigt dem Meere zu.

Dieser Fluß ist von Norden nach Süden gerechnet der erste schiffbare dieser Republik und entspringt am Fuß des unter dem 35° S. B. gelegenen und 13,200 Fuß hohen Vulcan Descabezado. Die Fahrt auf ihm bot nichts besonders Interessantes dar, die Ufer waren theils hüglig, theils flach, theils bebaut, theils mit Buschwerk bedeckt. Um 11 Uhr des Nachts langte ich glücklich in Constitucion an und begab mich in ein mir empfohlenes Gasthaus.

Die Stadt Constitucion wurde erst 1794 durch General Ohiggins gegründet, lag unter 35° 21′ S. Br. und 72° 29′ W. L. und zählte 1854 an 6000 Einwohner. — Es war eine regelmäßig angelegte Hafenstadt mit rechtwinklig sich durchkreuzenden breiten Straßen und einem Hauptplatz in der Mitte, an welchem sich die Kirche, Kasernen und Gefängniß befanden. Sie liegt am südlichen Ufer des Flusses, und hinter ihr erhebt sich ein hoher Gebirgszug, welcher sich von Südost nach Nordwest derart erstreckt, daß dieser Ort in einem Kessel liegt und das Meer erst sichtbar ist, wenn man das kahle, vegetationsleere, etwa 300 Fuß hohe Küstengebirge ersteigt. Der Ort ist sehr freundlich, die Häuser zwar alle klein und nur einstöckig, aber reinlich und die Bewohner sehr zuvorkommend.

Es herrschte hier ein sehr lebhaftes und geschäftiges Treiben, da verschiedene Agenten große Magazine besaßen. Diese versandten sowohl die Producte, die aus dem Innern der Provinz auf dem Flusse hierher kamen, nach Valparaiso, und umgekehrt alle Importartikel aus Valparaiso von hier aus nach dem Innern auf Maulthieren. Von hier fuhr der kleine Dampfer Maule wöchentlich nach Valparaiso, welche Reise er in 10 Stunden zurücklegte. Was die großen Dampfer aber anbelangte, welche von Valparaiso nach Valdivia und Puerto Montt fuhren, mußten diese stets vor dem Hafen draußen liegen bleiben und Passagiere und Post in Böten einnehmen, da sich, wie ich früher erwähnte, an der Mündung des Mauleflusses eine Sandbarre befindet, welche nur kleinen Schiffen zur Fluthzeit und bei gutem Wind hinüber zu kommen gestattet.

Auch Schiffbau wurde hier getrieben, und ich lernte während meiner Anwesenheit mehrere deutsche Schiffbauer kennen, welche gute Geschäfte machten und ihre Fahrzeuge hauptsächlich nach Callao lieferten. Essen und Wohnung im Hotel waren schlecht, dagegen fand ich sehr billigen Wein, was nicht zu verwundern war, da dieser Hafen der Hauptausfuhrort des Weines der Provinz von Cauquenes war, wo sehr viel gebaut wurde.

Am Nachmittag machte ich einen Spaziergang durch die Straßen, und ich erinnere mich wahrlich nicht, wo ich ein lustigeres, vergnügteres Völkchen gefunden hätte. Aus unzähligen Häusern ertönte Gesang, Guitarrenklang und das tactmäßige Schlagen zum Nationaltanz, der Zambacueca. Näherte ich mich den Thüren der Häuser, so hörte ich wie der Schuster auf seinem Leisten hämmerte und sang, der Schmied auf den Ambos schlug und sang, der Koch mit dem Stubenmädchen sang, und sah, wie er plötzlich mit ihr aufsprang, mit dem Kochlöffel

die Casserole schlug und sich ein paarmal singend mit ihr im Kreise herumdrehte, und dann zur Arbeit zurückkehrte. Es schien als ob alle Leute hier nur arbeiten könnten, wenn sie sangen und konnte man dieses heitere Temperament wohl auch dem billigen guten Weine zuschreiben.

Auch den Berg erstieg ich, welcher die Stadt vom Meere schied. Als ich den Gipfel des Küstengebirges erreicht hatte, bot sich mir eine sehr hübsche Aussicht dar. Vor mir lag der stille Ocean ausgebreitet und zu meinen Füßen an steilen Felsenriffen die gefährliche Barre, über welche so eben mit Hilfe der Fluth ein kleiner Schooner in den Hafen hineinsegelte, gegen welchen die Wellen mit solcher Gewalt anprallten, daß sie ihn bis hoch in die Masten mit Schaum und Gischt bespritzten.

Gegen Süden am Strande lag einsam der Kirchhof von einer hohen Mauer umgeben, in dem sich unter schönen Baumgruppen so viele Blumen befanden, daß man ihn eher für einen Garten halten konnte. Weiterhin gegen Süden zog sich eine einige hundert Fuß hohe senkrechte Felswand den Strand entlang, und im Meere selbst erhoben sich Klippen und Felsentrümmer von colossalen Dimensionen, welche Kirchen, Festungen und Burgen ähnelten, gegen welche die Wellen der aufgeregten See anstürmten. Große Höhlen am Strande, welche nun trocken lagen, bekundeten auch hier, wie sehr sich die Küste gehoben hatte. Fischer fuhren in ihren kleinen Fahrzeugen umher; eine Menge Frauen und Mädchen sammelten am Strande Austern oder Schnecken.

Wendete ich mich gegen Osten, da lag das freundliche Städtchen von Gärten und Obstbaumgruppen umgeben, welches sich in einer Thalschlucht hinanzog, aus der ein silberklarer Bach herabrieselte, und weiterhin wälzte der breite Maulestrom, verschiedene Inseln bildend, von den mit Schnee bedeckten Cordilleren der Anden kommend, seine Wassermassen nach dem Stillen Ocean.

Um meine Gesundheit durch Seebäder zu kräftigen, verweilte ich mehrere Tage in diesem Städtchen und brachte den Tag hauptsächlich am Strande zu, wo ich mir ein schönes Plätzchen auf einer der pittoresken Klippen auserwählt hatte, gegen welche die tobenden Wellen prallten und unter Donner und Krachen sie bis hoch mit Schaum und Gischt bespritzten. Von hier aus, auf elastisches Moos gebettet, beobachtete ich den Ocean und die auf ihm hin und her fahrenden Segelschiffe und Dampfer, theils ergötzte ich mich an den Spielen der Seehunde, welche sich in Schaaren auf diesen Klippen aufhielten, theils erfreute ich mich an Fischermädchen, welche, meine Gegenwart nicht ahnend, sich am Fuß meiner Klippe im Naturkleide badeten.

Kapitel XIX.

Reise von Constitucion nach Palhuen und das dortige Gold-Bergwerk.

Am 18. September begannen die Festlichkeiten der Feier der Unabhängigkeit der Republik, denen ich in Santiago, Valparaiso, wie in Copiapo beigewohnt hatte, und verlebte ich, Dank der großen Gastfreundschaft der Bewohner von Constitucion, auch hier einige recht angenehme Tage. Zu diesem Feste war auch einer der benachbarten Gutsbesitzer, Herr Francisco Ignacio Larrain, welcher das Gut Palhuen gepachtet hatte, gekommen. Ich kannte ihn von Copiapo aus, wo er auch Bergwerke besaß, und da er mich dringend ersuchte, ihn auf seinem Gute zu besuchen, wo sich viele alte verlassene, früher sehr reiche Goldgruben und -Wäschereien befanden, entschloß ich mich, ihn dahin zu begleiten.

Ich miethete mir zu diesem Zweck ein gutes Reitpferd, wie einen mit der Umgegend bekannten Diener. Als die Festwoche vorüber war, setzte ich an einem herrlichen Frühlingsmorgen mit meinem Freund Larrain in einer großen Fähre über den Maulefluß. Am jenseitigen Ufer bestiegen wir unsere Pferde und ritten vorerst dicht am Meeresstrand am Fuße des Küstengebirges dahin. Dieses zog sich von hier in östlicher Richtung, indem sich das Uferland so bedeutend gehoben hatte, daß, während früher die Wellen gegen den Fuß desselben anstürmten, was unzählige große Höhlen bekundeten, sich nun von demselben eine lange Ebene nach dem Meer erstreckte. Ein Theil derselben

bestand nur aus Dünensand und war unfruchtbar, der größere dagegen war bereits bebaut und erhoben sich auf ihm mehrere freundliche Dörfer, umgeben von Obstbaumgruppen, Weiden und Feldern.

Selten wird man wohl so deutliche Beweise von Küstenhebungen beobachten können, wie hier, indem man in diesen unzähligen Grotten und Höhlen jetzt noch Ablagerungen von allen Arten Muscheln jetzt noch lebender Geschlechter, sowie Schiffstrümmern, Fischknochen, Seehundgerippe u. dergl. findet.

Wir ritten nun mitten durch die dem Meere entrissene Ebene und passirten mehrere der freundlichen Dörfer. Nachdem wir einige Stunden in nördlicher Richtung dahin galoppirt waren, wendeten wir uns östlich, das Küstengebirge hinan, auf dessen Kamm wir nun im Schatten eines herrlichen alten Ulmenwaldes von der Sonne und Hitze nicht so belästigt unsere Reise fortsetzten. Nach etwa einstündigem Ritt erreichten wir eine Lichtung und hier bot sich meinen Blicken eine sehr hübsche Aussicht dar, denn man übersah das ganze Thal von Palhuen, welches von dem Fluß gleichen Namens durchströmt wird. Es zieht sich dasselbe direct von Nord nach Süd und ist im Westen nur durch das vom Fuß bis zum Gipfel mit Wald bedeckte Küstengebirge vom Meere getrennt, während der östliche Höhenzug, durch welche es gebildet wird, aus einer ganz vegetationslosen, mit rother Erde bedeckten Hügelkette besteht, in welcher früher von den alten Indianern und später von den Spaniern sehr viel Gold gefunden worden war.

Das Thal ist nur sehr schmal und zogen sich die Häuser des Dorfes theils am Fluß, theils an den Abhängen des Gebirges hin. Es befanden sich hier so bedeutende Obstbaumgruppen, daß das ganze Thal einem Garten glich, in welchem sich die zerstreuten freundlichen Häuschen sehr malerisch ausnahmen. Wir ritten nun den steilen Abhang nach diesem Thal hinab, und nachdem wir den Fluß durchwatet, welcher nur etwa 20 Fuß breit und zwei Fuß tief war, und an seinen Ufern entlang durch Felder und Haine dahingetrabt waren, erreichten wir das am Nordende desselben gelegene Wohnhaus des Herrn Larrain, dessen liebenswürdige, wie anerkannt schöne Frau mich auf's Freundlichste empfing.

Larrain hatte dies Gut von einem englischen Arzt in Santiago auf eine Reihe von Jahren gepachtet, und da er zugleich Landrichter war, befand sich hier stets eine Ordonnanz und das Gefängniß mit einem großen Zepo.

Das Terrain war sehr hügelig und gebirgig und zum Theil mit Buschwerk und Wald bewachsen, weshalb es sich nicht besonders zum Ackerbau eignete; dagegen war es sehr günstig für die Viehzucht. Larrain besaß eine schöne Heerde Rindvieh, eine große Anzahl Schafe, viel Schweine, recht gute Pferde und eine bedeutende Käsefabrik. Das Wohnhaus, ein großes, aber sehr altes, hölzernes Gebäude, welches ringsum mit Colonnaden versehen war, lag inmitten eines großen Gartens, an dem das Flüßchen dahin rauschte.

Am nächsten Tage ritt ich mit Sr. Larrain, um das Vorkommen des Goldes kennen zu lernen, während des ganzen Tages an den Abhängen und in den Schluchten dieses Thales umher, wo sich unzählige alte verlassene, theils aus der Indianerzeit, theils von den vertriebenen Spaniern früher bearbeitete Goldbergwerke und viele Goldwäschereien befanden. Das Küstengebirge besteht aus Granit, welcher von unzähligen theils mächtigen, theils schwächeren, röthlich gefärbten Quarzgängen durchkreuzt und mit einer mächtigen Schicht rothen Lehmes bedeckt war. Es war größtentheils mit herrlichem Ulmenwald bedeckt, welcher nur an einigen Stellen gelichtet. Schöne Weiden befanden sich hier, wo große Heerden Sommer und Winter hindurch beste Nahrung fanden.

Etwa ein halbes Stündchen flußabwärts in diesem Thale waren die Vorberge dieses Küstengebirges ganz kahl und befand sich auf dem Kamm des einen ein mächtiger Quarzgang, welcher von den Spaniern bearbeitet worden war. Die Erze wurden damals in einer am Fuße errichteten Quarzmühle, welche durch Wasserkraft betrieben worden, beneficirt und hatten eine bedeutende Quantität Gold geliefert. Jetzt war der Eingang in die Grube verfallen, und von der Mühle sah man nur noch einen großen Mühlstein im Walde.

Als ich auf der einen Seite einen sehr steilen Abhang hinabkletterte, um das Terrain genauer zu untersuchen, erhob sich plötzlich unter furchtbarem Geschrei ein großer Schwarm Papageien, welche hier in ganz unzugänglichen Stellen in der Erde ihre Nester hatten und mich ängstlich umflatterten. Es war dies nicht der grüne Papagei, wie er in der Provinz Valdivia schaarenweise vorkommt, sondern ein bedeutend größerer, dessen Gefieder die herrlichsten Farben zeigte. — An diesem Abhange hatte man Pepitas* von ein bis drei Pfunden gefunden.

* Ein Stück reines gediegenes Gold.

Der der Küstencordillere parallel laufende Höhenzug jenseits des Flüßchens Palhuen war wie erwähnt ganz kahl und in einer Ausdehnung von einer halben Meile mit alten Goldminen und -Wäschereien bedeckt. An den großartigen Arbeiten, welche man unternommen, wobei man Flächen von großen Dimensionen ausgearbeitet hatte, konnte man erkennen, wie reich dies Thal früher gewesen sein mußte. Seit vielen Jahren arbeitete man hier nicht mehr und nur Frauen und Mädchen wuschen bisweilen am Bach den Sand mit ihren hölzernen Schüsseln aus. Die Bewohner des Dorfes waren arm, verdienten bei Feldarbeit nur zwei Real pro Tag und beschäftigten sich viel mit Ponchoweberei.

Nachdem ich nun während des ganzen Tages Untersuchungen angestellt und an den verschiedenen Punkten die goldhaltige Erde ausgewaschen und geprüft hatte, entschloß ich mich, einen Monat in diesem Thal zuzubringen, um mit den nöthigen Geräthschaften versehen einige Versuchsarbeiten zu machen. Sollten sich diese lohnend erweisen, so wollte ich mit Herrn Larrain hier Goldbergbau treiben.

Ich besuchte von da aus auch noch einen eine Stunde von hier entfernten kleinen Marktflecken. Dieser lag am Fuß eines Höhenzuges, in welchem die Spanier früher viele goldhaltige Quarzgänge bearbeitet hatten, und noch mehrere Tunnel existirten. Ein Theil der Bevölkerung beschäftigte sich mit Goldwaschen und kaufte seine Bedürfnisse in den Läden für Goldkörner. Bei einem der Krämer fand ich mehrere Pfund Gold, theils in Körnern wie Erbsen, theils auch in Pepitas; da er mir die Unze mit 16 Pesos anbot, kaufte ich einige Pepitas zum Werthe von 10 bis 15 Pesos das Stück in meine Sammlung. — Ich machte die Bemerkung, daß in dieser Gegend das Gold zu ganz verschiedenem Gehalt vorkam, denn während einige der Pepitas an 23 Karat enthielten, hatten andere kaum 16 Karat und waren sehr mit Silber legirt.

Nach vier Tagen Aufenthalt in Palhuen verabschiedete ich mich von der Familie Larrain mit dem Versprechen, in der nächsten Woche mit den nöthigen Werkzeugen zurückzukehren, um einige Untersuchungs-Arbeiten vorzunehmen und ritt auf demselben Weg, auf welchem ich gekommen war, nach dem Hafen von Constitucion zurück, wo ich Abends eintraf.

Da ich mir vorgenommen hatte spätestens im Januar nach Valdivia zurückzukehren, um die vierte Expedition unter die Araucaner-Indianer zu unternehmen, mußte ich mich sehr beeilen diese Arbeiten auszuführen. Ich verweilte daher nur zwei Tage im Hafen, kaufte die nöthigen Minenwerkzeuge, engagirte einen Tischler, miethete Pferde und Maulthiere

wie Treiber, und nachdem ich mich noch durch einige Seebäder gestärkt hatte, begab ich mich zu meinem Freunde Larrain. Da angekommen kaufte ich Breter und ließ mir von dem Tischler nach meiner Angabe die nöthigen Maschinen arbeiten, während welcher Zeit ich mit Hacke und Waschschüssel die Abhänge untersuchte, wo das meiste Gold vorkam. Als diese Maschinen fertig waren, hatte ich bereits einen Platz am östlichen Abhange des Küstengebirges, wo ich eine sehr goldreiche Erde gefunden hatte, ausgesucht. Da derselbe jedoch ein halbes Stündchen von dem Hause Larrains entfernt war, miethete ich mich ganz in der Nähe von meiner Grube bei einem Bauer ein.

Ich engagirte vorerst nur vier Männer und sechs Mädchen, und begann mit diesen meine Arbeit. Der Platz, welchen ich gemuthet hatte, lag nur 100 Schritt vom Fluß, und ließ ich nun von den Männern mehrere Strecken in einer goldführenden Erdschicht in den Berg zu treiben, während die Mädchen die herausgearbeitete Erde an das Flußufer zu tragen hatten, wo ich meine Schloußboxen und andere Maschinen aufgestellt hatte, um diese auszuwaschen. — Ein Schloußbox besteht einfach nur aus drei starken gut glatt gehobelten Bretern, deren eines den Boden, die anderen zwei auf diesem aufrecht festgenagelt die Wände und so eine etwa 1 Fuß breite, 10 Fuß lange Rinne bilden. Ich ließ nun acht solche Boxen anfertigen und zwar derart, daß die eine in die andere geschoben werden konnte, und da jedes Bret 10 Fuß lang war, erhielt ich nun eine Rinne von etwa 80 Fuß Länge.

Etwa 600 Schritt oberhalb des Flusses leitete ich, um das nöthige Gefälle herzustellen, das Wasser in einen kleinen aufgeworfenen Graben, wo ich es durch ein kleines Wehr mit Schieber staute, und unterhalb dieses senkte ich die 80 Fuß lange Rinne ein, in welche ein durchlöcherter doppelter Boden eingeschoben war. Ich ließ nun die goldhaltige Erde in diese Rinne schaufeln, öffnete den Schieber am Wehr, wonach nun das Wasser, über die Golderde brausend, Steine, Erde, Lehm, Sand, Alles mit sich fortreißend, dahinströmte. Nach einigen Stunden Arbeit schloß man das Wehr und wusch ich nun die Rinnen aus, in welchen sich durch die Löcher des oberen Bodens das Gold und der Eisensand durch eigene Schwere gesenkt hatte, brachte dieses auf eine Holzschüssel, wo der Eisensand entfernt wurde, und gewann so das reine Gold, welches theils in Staub, theils in größeren oder kleineren Blättchen, in Erbsen oder Linsenform, und auch in Pepitas vorkam.

Den Männern zahlte ich pro Tag 3 Real = 12 Real oder 6 Mark und den Mädchen je 2 Real = 12 Real oder ebenfalls 6 Mark und

wusch dagegen von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends gewöhnlich für 30—60 Mark aus, hatte demnach einen ganz hübschen Nutzen.

Während meiner Arbeit mußte ich mehrmals nach Constitucion reisen, um Minenmaterial anzukaufen und das gewonnene Gold dort zu verwerthen. Dies hatten zwei Schiffscapitäne erfahren, die mit ihren Matrosen eines Tages in Palhuen anlangten und ein zweites Californien hier zu finden glaubten. Da sie früher dort, sowie in Australien Gold gewaschen hatten, brachten sie alle Werkzeuge und Material mit, errichteten ein Zelt und begannen ihre Arbeiten.

Nachdem ich während zwei Monaten an verschiedenen Stellen gearbeitet hatte, bessere Resultate aber nicht erzielen konnte, und nun die geeignetste Jahreszeit war, meine Expedition ins Araucaner-Land zu unternehmen, verabschiedete ich mich von der gastfreundlichen Familie Larrain und kehrte nach Constitucion zurück.

Kapitel XX.

Reise von Constitucion nach Concepcion und Beschreibung dieser Stadt.

Da ich zu Pferde von hier in einem Tage die Stadt Concepcion erreichen konnte, und es mich sehr interessirte, diesen Ort kennen zu lernen, miethete ich nach nur eintägigem Aufenthalte in Constitucion Pferd und Diener und ritt an einem herrlichen Sommermorgen die Küste in südlicher Richtung dahin. Am Abend traf ich dort ein.

Concepcion liegt unter 36° 49′ 30″ S. B. und 73° 5′ 20″ W. L. am nördlichen Ufer des Bio-Bioflusses, wohin es 1764, wie bereits früher erwähnt, verlegt wurde, nachdem es sich ehemals am Meerbusen von Talcahuano an einer Stelle, jetzt Penco genannt, erhob, wo es sowohl durch die Araucaner, wie durch vier verschiedene Erdbeben, nämlich in den Jahren 1570, am 15. März 1657, dann am 18. Juli 1730 und am 24. Mai 1871, zerstört worden war, aber auch hier durch ein solches am 20. Februar 1835 gelitten hatte. Es liegt nun am Ufer des herrlichen, über 1000 Fuß breiten Bio-Bioflusses und etwa 2½ Meilen von dessen Mündung in den Stillen Ocean landeinwärts, und zieht sich an dem einige hundert Fuß hohen Felsenhügel Caracol, von wo man eine sehr hübsche Aussicht über die ganze Stadt und Umgegend genießt, hinan.

Diese Stadt hatte etwa 12,000 Einwohner, war der Sitz eines Bischofs und hatte gute Lehranstalten und Hospital. Sie ist die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens. Der Haupterwerbszweig bestand in der

Umgegend aus Ackerbau, Viehzucht, Weinbau und Bergbau. Besonders wurde viel Weizen, Häute, Käse, Wein und Braunkohlen exportirt. Wie in ganz Chile kommt auch hier viel Gold vor.

Der Fluß Bio-Bio, der bedeutendste der Republik Chile, entspringt aus dem unter dem 38. Breitengrade gelegenen Andensee Gualletu, fließt, nachdem er den Quenco aufgenommen, zwischen bewaldeten Bergen gegen Nordwest bis zur Stadt Santa Barbara, hierauf durch baumlose Ebenen gegen Westen bis in die Nähe der Stadt Nacimiento, und von da wieder in nordwestlicher Richtung bis zu seiner Mündung in den Stillen Ocean unter 36° 48′ 45″ S. B. und 73° 13′ W. L. Er hat an bedeutenden Nebenflüssen den Duqueco und Laja auf der rechten und den Vergara und Tabolco auf der linken Seite. Unter diesen ist der Laja der größte und interessanteste, welcher aus dem See gleichen Namens am Fuße des Vulkans von Antuco entspringt und in einer Ausdehnung von 3½ deutsche Meilen bei einer Breite von ½ Meile das ganze Querthal ausfüllend dahin braust. — Nachdem sich bei dem 1851 stattgefundenen Ausbruch dieses Vulcans eine Lavamasse in denselben gewälzt, fließt er etwa ½ deutsche Meile unsichtbar. Dort wo er wieder zum Vorschein kommt, bildet er drei herrliche Cascaden, von denen eine, wo sich die enorme Wassermasse bis 45 Fuß Breite zusammengeengt, 70 Fuß hinunterstürzend ein Getöse verursacht, welches man über eine Meile weit hört. Ungeachtet des großen Wasserreichthums ist der Bio-Bio leider ebenso wie die meisten andern Flüsse Chiles durch eine Sandbarre an der Mündung derart gesperrt, daß ihn nur kleine Fahrzeuge befahren können. Weiter aufwärts breitet er sich bis auf 6000 Fuß aus, hat aber nur sehr geringe Tiefe.

Nach zwei Tagen begab ich mich wieder nach Constitucion zurück und schiffte mich auf dem Dampfer Maule nach Valparaiso ein, wo ich am andern Morgen anlangte.

Zwei Monate verlebte ich daselbst.

Der 1. November war ein Freudentag für Valparaiso, denn an ihm langte der erste Dampfer durch die Magalhaenstraße von Europa in 35 Tagen an. Diese neue Linie ist jetzt die beste, indem man fünf Tage eher wie über Panama anlangt und die wegen gelbem Fieber oft Tod bringende Eisenbahnfahrt über den Isthmus vermeidet und auch billiger ist. Die ausgezeichneten Dampfer gehen monatlich einmal

von Southampton über Havre, Lissabon, Rio Janeiro, Buenos Ayres und durch die Magalhaenstraße nach Valparaiso, verweilen da einige Tage und kehren denselben Weg nach Southampton zurück. —

Die Fahrt dauert wie erwähnt 35 Tage und hat der Passagier die Annehmlichkeit, daß der Dampfer in Lissabon, Rio Janeiro, Buenos Ayres einen Tag liegen bleibt, so daß er diese Städte besichtigen kann.

Am 1. December kehrte ich auf der Eisenbahn nach Santiago zurück. —

Kapitel XXI.

1863.

Vorbereitungen zu der vierten Expedition in das Land der Unabhängigen Araucaner-Indianer.

Sofort nach meiner Ankunft in Valparaiso verkaufte ich das in meinen Wäschereien gewonnene Gold und wollte nun, um die gute Jahreszeit zu benützen, nach Valdivia zurückkehren.

Zu meiner großen Verzweiflung bekam ich aber einen so starken Anfall von Nephralgie und Paralysis, daß ich mich gezwungen sah, die Bäder von Cauquenes aufzusuchen. Ich verweilte dort sechs Wochen, und nachdem ich meine Gesundheit wieder erlangt, begab ich mich nach Santiago, um die Vorkehrungen zu meiner Expedition zu treffen.

Da diese Badecur mein Capital etwas reducirt hatte, war es für mich von großem Werth, daß Mr. Henry Meiggs, welcher die Eisenbahn von Valparaiso nach Santiago gebaut, sehr lebhaftes Interesse für meine Expeditionen an den Tag legte und es ihn besonders sehr interessirte, daß ich erforsche, ob ein Schienenweg durch den Paß von Villarica möglich sei, um den Stillen Ocean mit dem Atlantischen zu verbinden, wozu er mir die nöthigen Mittel zur Disposition stellte. —

Wenn nun auch die beste Jahreszeit vorüber war und ich wußte mit welchen Hindernissen ich bereits bei der eingetretenen Regenzeit durch die angeschwollenen Ströme, wie Gefahren, durch die Chicha-Ernte verursacht, wo die Indianer sich bei steten Trinkgelagen befanden, hauptsächlich aber, weil die chilenischen Truppen im Norden noch den Araucaner-

Indianern gegenüberstanden, ich zu kämpfen hatte, so traf ich doch sofort meine Anstalten, begab mich nach Valparaiso, schiffte mich am 16. März daselbst ein und erreichte am 22. Valdivia, um von hier aus die vierte Expedition in das Gebiet der unabhängigen Araucaner-Indianer zu unternehmen, die der Leser im zweiten Band beschrieben findet.

Nach meiner Rückkehr am 24. Juli schiffte ich mich, mit Empfehlungen des jetzigen Intendenten Garzia Videla an den Präsidenten ein und erreichte am 30. Juli Valparaiso, von wo ich mich sofort nach Santiago begab.

Kapitel XXII.

Audienzen beim Präsident Perez.

Schon während meines Aufenthalts in der Provinz Valdivia hatte die Presse von Valparaiso wie Santiago Berichte über meine Expeditionen gebracht, und wenn meine Pläne auch gescheitert und ich nicht die mir vorgesteckten Ziele erreicht hatte, wurde ich dennoch bei meiner Ankunft mit sympathischen Artikeln begrüßt und erhielt von den angesehensten Persönlichkeiten Santiagos Besuche.

Unter diesen befand sich auch der Prior des Capuziner Klosters, welcher Chef sämmtlicher Missionen in der Republik Chile war. Diesem war von den Missionären ausführlicher Bericht über mein Wirken erstattet worden, und kam er, mir für meine Dienste, die ich der katholischen Sache geleistet, zu danken, und mich auch zugleich abzuholen, um mich in seinem Kloster zu feiern. In diesem Kloster befanden sich an 30 Mönche, denen er mich vorstellte. Bei dem mir zu Ehren gegebenen Mahle hielt er eine Ansprache, worauf ich ihm erwiederte, daß mein Muth nicht gebrochen wäre, das vorgesteckte Ziel noch weiter zu verfolgen. —

Er wollte mir nicht allein danken, sondern auch helfen und fuhr mit mir zu diesem Zwecke zum Erzbischof, um mich diesem vorzustellen. Nachdem der Prior den Erzbischof über mein Wirken unterrichtet hatte und ich eine lange Audienz bei demselben gehabt, versprach er mir mich bei dem Präsidenten Jose Joaquin Perez bestens zu

empfehlen und darauf hinzuwirken, daß ich von Seiten der Regierung die Mittel bekäme, meine Erforschungen weiter fortsetzen zu können.

Um dies baldmöglichst zu erreichen, gab er mir einen Empfehlungsbrief an den damaligen Cultusminister, den Bischof von Serena, Don Justo Donoso.

Am nächsten Tage hatte ich eine Audienz bei diesem, welcher mich sofort dem Präsidenten vorstellte und welch' letzterer mir in einer langen Audienz sicher Unterstützung versprach, mir aber zugleich bedeutete, da momentan keine Mittel disponibel wären, daß ich mich an die nun gerade versammelte Kammer wenden möge.

Nach 14 Tagen präsentirte ich mich diesen Kammern mit Certificaten von dem früheren Präsidenten Manuel Montt, dem Prior der Missionen, dem Intendenten der Provinz Valdivia wie dem Regierungsingenieur dieser Provinz, und da meine Eingabe von mehreren Deputirten befürwortet wurde und dadurch eine gute Aufnahme fand, gratulirten mir diese nach dieser Sitzung zu den Erfolgen, wonach ich 6000 Pesos zu meinen weiteren Erforschungen erhalten sollte.

Aber auch hier verließ mich mein Unstern, der mich allerwärts verfolgte, nicht, und immer wenn ich glaubte mein Ziel erreicht zu haben, schlug es fehl. Denn wegen eines Zwistes, der zwischen dem Präsidenten und der Kammer ausgebrochen, wurde letztere geschlossen und ich erhielt nichts! Und da diese vielleicht erst wieder in einem Jahre eröffnet wurde, war ich gezwungen das Project aufzugeben.

Da von den Strapazen und Leiden der letzten Expedition unter die Araucaner meine Gesundheit noch zu sehr angegriffen war, warf mich dieser bittere Schlag aufs Neue darnieder und lag ich längere Zeit auf dem Krankenbett. —

Kapitel XXIII.

Valparaiso 1863.

Nachdem ich mich etwas erholt hatte, fuhr ich mit der Eisenbahn nach Valparaiso, in der Hoffnung, dort von einem mir befreundeten Handlungshause Capital zu meiner Expedition erhalten zu können. —

Welche Fortschritte hatte Valparaiso in den letzten Jahren gemacht! — Es war eine schöne Landungsbrücke errichtet, daneben erhob sich das schöne Börsengebäude mit den Bureaus des Hafencapitäns und der Zollbeamten. — Im Hafen selbst waren große Docks errichtet, die großen Zollhäuser waren beendet, die anderthalb Millionen gekostet, an der Plaza del Orden, wo sonst nur unansehnliche Gebäude standen, erhoben sich nun große Bauten, unter ihnen das großartige elegante Hotel de Santiago und das preußische Generalconsulat. —

Von den Zollhäusern, die an der südlichsten Spitze von Valparaiso gelegen, zog sich bis an die äußerste Nordspitze eine Pferdebahn. — Am Estero im Almendral waren einige Villas angekauft und ein großartiger Concertgarten errichtet worden, wo die Elite Valparaisos verkehrte. Ferner war eine große eiserne Markthalle erbaut und ein ausgezeichneter Weg über das Küstengebirge angelegt worden. — Neue Dampferlinien waren durch die Magalhaenstraße nach Europa etablirt. — Viele Kaufleute, besonders Deutsche, die ich bei meiner Ankunft in Amerika als einfache Commis gekannt, hatten sich mit Hunderttausenden nach Europa zurückgezogen. —

Leider konnte ich aber das nöthige Capital nicht erhalten, kehrte deshalb nach Santiago zurück und logirte mich dort im Hotel de Commercio an der Plaza de Armas ein. —

Kapitel XXIV.

Die Valparaiso-Santiago-Eisenbahn.

Am 14. September herrschte in Santiago freudige Aufregung; es war ein großer Festtag, an welchem die von Henry Meiggs von Valparaiso nach hier gebaute Eisenbahn vollendet, eingeweiht und dem Verkehr übergeben wurde.

Am 1. October 1852 war unter großen Festlichkeiten in Valparaiso der erste Spatenstich zu dieser Bahn gethan worden.

Seit dieser Zeit wurde aber sehr wenig an dem Weiterausbau gearbeitet, da man große Terrain-Schwierigkeiten zu überwinden hatte, und obgleich bereits zwei Linien von da aus projectirt waren, konnte sich die Regierung doch nicht entschließen, eine vollständig auszuführen. Es trug wohl sehr viel zu dieser Zaghaftigkeit bei, daß die von Valparaiso nach Quillota gebaute Strecke eine so colossale Summe mehr gekostet hatte, als sie veranschlagt war. Unter diesen Verhältnissen nahm die Regierung die Offerte Henry Meiggs an, welcher sich verpflichtete, die über 80 englische Meilen lange Strecke von Quillota bis Santiago für die Summe von 6,000,000 Pesos binnen drei Jahren dem Betriebe zu übergeben, und wurde hierbei stipulirt, daß Meiggs für jeden Monat früherer Ablieferung 10,000 Pesos Gratification erhalte. Dieser begann nun die Arbeiten Anfang October 1861, und nachdem er sie in vier Sectionen getheilt, nahm er sie an diesen Punkten zugleich in Angriff und beschäftigte bisweilen 8000 Arbeiter zu gleicher Zeit. —

Am 14. September 1863 war sie vollendet. — Meiggs hatte diese Bahn demnach anstatt in drei Jahren in zwei Jahren vollendet, und erhielt außer den 6,000,000 Pesos noch 120,000 Pesos Gratification. Die Gesammtkosten der Bahn von Valparaiso nach Santiago, welche 114 englische Meilen lang war, betrugen über 11 Millionen Pesos. Aus den so großen Unkosten ist zu ersehen, mit welchen Schwierigkeiten diese Bahn zu kämpfen hatte, besonders wenn man sie mit der zu gleicher Zeit von Caldera nach Chanarzillo in der Provinz Atacama erbauten vergleicht, welche bei 100 engl. Meilen nur drei Millionen Pesos kostete.

Nach den Feierlichkeiten des Septemberfestes fuhr ich das erstemal auf dieser Bahn von Santiago nach Valparaiso.

Es war am 1. October an einem schönen Frühjahrstag, wo ich mich nach dem in der Alameda gelegenen Bahnhof begab, von wo aus die Züge sowohl nach Valparaiso, wie auch nach San Fernando abgingen. Unzählige Passagiere strömten nach hier, um diese Fahrt auch mitzumachen.

Um 10 Uhr fuhren wir ab, und nachdem wir erst zwischen den Vorstädten Santiagos, dann auf einer hübschen Brücke über den Mapocho gekommen waren, fuhren wir zwischen Gärten, Feldern und Hainen durch das Dörfchen Renca, welches sich durch schöne Obstbäume auszeichnete, und erreichten in 45 Minuten das 12 englische Meilen von Santiago entfernte Bad Colina, welches ich früher oft zu Pferde von Santiago aus besucht hatte. Das Terrain fiel auf dieser Strecke nur um 103 Fuß, so daß man es kaum bemerkte. Von hier aus hatten wir vier englische Meilen bis zur Station Batuco zurückzulegen, in welcher Distanz das Terrain acht Fuß fiel, und da es von da wieder anstieg und sehr sumpfig war, waren zu gewissen Jahreszeiten die Schienen mit oft ein Fuß hohem Wasser bedeckt, so daß man förmlich durch einen See fuhr. Von hier stieg das Terrain 132 Fuß und zwar bis zu der sechs englische Meilen entfernten Station Lampa oder Polpeico an und war die Umgegend hüglig und kahl. Von da stieg es 178 Fuß bis zu der sechs englische Meilen entfernten Station Tiltil, in deren Nähe sich die Silberbergwerke gleichen Namens, wie die von Runge befanden. Nach einer Fahrt von 18 englische Meilen, während welcher wir 572 Fuß anstiegen, erreichten wir die Station Montenegro, welches 2,472 Fuß über dem Meere der höchste Punkt dieser Bahn war. Die Umgegend war bergig, kahl und wildromantisch.

Von hier fiel das Terrain, und wilde Felsenschluchten passirend, erreichten wir den 300 Fuß langen Tunnel de los Maquis, fuhren dann über die Felsenschlucht gleichen Namens auf einer eisernen Brücke, dann durch den 340 Fuß langen Tunnel de los Loros, und als wir aus diesem herauskamen, bot sich uns eine wahrhaft imposante Ansicht dar. Vor uns breitete sich ein üppiges Thal mit seinen Dörfern, Feldern und Hainen aus und am Fuße dieses Gebirges tief unter uns lag die Station Llaillai, nach welcher wir des starken Gefälles wegen ohne Locomotive hinabfuhren und durch Bremsen den Zug in der Gewalt behielten. Diese Station lag 15 englische Meilen von der von Montenegro und 847 Fuß tiefer als jene.

Diese Strecke hatte besonders viel Capital erfordert; das einemal wurden an 80 Centner Pulver in eine Mine gelegt, welche einen so guten Erfolg hatten, daß 42,000 Kubikfuß rother sehr fester Porphyr zerschellt wurde, welche Masse mit Hammer und Meißel zu bearbeiten 10,500 Pesos gekostet haben würde und durch das Sprengen mit 500 Pesos erreicht wurde.

Llaillai war die Hälfte des Weges zwischen Valparaiso und Santiago und langten wir um 1 Uhr 30 Minuten gerade zur Zeit an, wo der Valparaisoer Zug eintraf. Hier trafen wir auch die Passagiere, welche aus der sehr nahe gelegenen Stadt San Felipe kamen.

Bald gelangten wir nach Ocoa, und von da am Ufer des Aconcaguaflusses dahinfahrend, nach Calera und Crux und um 2 Uhr 40 Minuten nach Quillota. Dies lag 23 englische Meilen von Llaillai. Von Quillota aus zwischen Gärten und gut bebauten Feldern dahinfahrend, passirten wir den 1600 Fuß langen Tunnel von San Pedro und erreichten nach acht englischen Meilen das Dorf Limache, wo das Terrain von 410 Fuß bis auf 289 Fuß gefallen war. Von Limache zwischen öden Hügeln die Stationen Pena blanca, Quilpue, Salto und Vina del Mar passirend, erreichten wir nach 25 englischen Meilen Fahrt endlich um 4½ Uhr Nachmittag Valparaiso.

Kapitel XXV.

Das Schuldgefängniß in Santiago.

Wiederum war ich auf einige Zeit nach Santiago zurückgekehrt, und als ich eines Tages einen Bekannten aufsuchen wollte, hörte ich, daß derselbe im Schuldgefängniß sei. — Obwohl ich das einestheils sehr bedauerte, so war ich doch anderentheils nicht ungehalten darüber, da ich ihn ja da aufsuchen konnte und somit Gelegenheit hatte, das Schuldgefängniß kennen zu lernen.

Dasselbe war ein großes, zweistöckiges Gebäude. Nachdem ich durch einen hohen, breiten Thorweg, in welchem sich ein Piquet Soldaten als Wache befand, sodann durch ein Gitterthor getreten war, gelangte ich in einen großen viereckigen Hofraum, auf welchem schöne, sehr alte Akazienbäume standen. Im Schatten dieser lagerte eine Menge Schuldgefangene, welche, da man von da aus einen großen Theil der Plaza übersehen konnte, sich damit zerstreuten, das Leben und Treiben draußen zu betrachten. Ringsum befanden sich Zimmer zu ebener Erde, in welchen je zwei bis sechs Schuldgefangene wohnten, wie ein Zimmer für das weibliche Geschlecht, in welchem etwa ein Dutzend gefangen saß, welche durch ein großes eisernes Gitter von den Räumlichkeiten für die männlichen Gefangenen getrennt waren und nicht heraus durften. An der einen Seite führte eine Treppe nach dem ersten Stock, wo ein Balkon rings herum ging, sich die besten Zimmer befanden und nur Leute logirten, welche entweder ein Zimmer allein hatten oder nur mit einem Leidensgefährten zusammen wohnten. Nach diesem Balkon wurde ich geführt, wo ich in einem freundlichen Zimmer den Gesuchten fand.

Es war dies ein Majoratsherr von altadeligem spanischem Geschlecht, den Familien-Intriguen wegen einer Erbschaft von einigen Hunderttausend Pesos hierher gebracht hatten. Er war mit solchem Comfort und so elegant eingerichtet und wurden ihm so lukullische Dejeuners und Diners von Außen servirt, daß man nicht glauben konnte, derselbe befinde sich im Schuldgefängniß.

Das Terrain weiter recognoscirend, fand ich noch mehrere meiner Bekannten hier im ersten Stock und außer diesen noch an zwanzig Herren gebildeten Standes, darunter Advokaten, Gutsbesitzer, Bergwerksbesitzer, Kaufleute u. s. w. Der Advokat hatte seine Bibliothek und arbeitete als ob er frei wäre, ebenso arbeitete ein Maler, ein Holzschnitzer fabrizirte Heilige und ein junger Mann hatte sich selbst sein Piano mitgebracht. Sie machten Promenaden auf dem Balkon oder lagerten sich im Hofe im Schatten der Akazien; es wurde gut gegessen und getrunken, Alles empfing Besuche und Geschenke. Kurz es war ein ganz angenehmes interessantes Leben.

Danach begab ich mich in einen zweiten noch größeren Hof, in welchem sich die Criminalgefangenen befanden. Wohl an 200 waren hier in zwei großen Sälen gemeinschaftlich untergebracht, welche sich aber am Tage in dem Hofe frei bewegen durften. Hier befand sich ein großer Brunnen und ein gemauertes Bassin zum Baden, was wahrlich bei der Hitze eine große Erquickung für die Gefangenen war.

Gegenüber von diesen Sälen befand sich eine Kapelle, in welcher die zum Tode Verurtheilten die letzten zwei Tage in Gemeinschaft eines Geistlichen zubrachten, sowie ein großer kellerartiger Raum, welcher dadurch berüchtigt war, daß, als im Freiheitskriege die Spanier die Chilenen besiegt hatten, diese einige hundert Gefangene in diesen Raum einsperrten, in welchem sie dann der spanische General sämmtlich erschießen ließ.

Im ersten Stock befand sich hier auch ringsum ein Balkon und dienten die Zimmer für die Verbrecher, welche sich in Untersuchungshaft befanden. Es waren da mehrere Schildwachen postirt, um zu verhindern, daß sie mit Jemand sprechen konnten. Auch der Scharfrichter wohnte da, und in seinem Zimmer prangten noch an den Wänden herum eine Menge Marterwerkzeuge von der Inquisition her. — Vom Hofe aus führte eine Thür in die unterirdischen Gefängnisse, wohin Gefangene gebracht wurden, die sich hier im Gefängniß etwas hatten zu Schulden kommen lassen oder Verbrecher, welche ihre Schuld nicht gestehen wollten, von welcher aber der Richter überzeugt war.

An drei Tagen in der Woche, nämlich Dienstag, Freitag und Sonntag, war es gestattet, Besuche zu empfangen. Sonntag früh wurde Messe gelesen, der Alle beiwohnen mußten.

Bei meiner Anwesenheit brachte ein Piquet Soldaten in Begleitung des Henkers einen Dieb aus dem zweiten Hof heraus, um ihn nach dem Hause zu führen, wo er gestohlen hatte, vor welchem er öffentlich 50 Peitschenhiebe erhalten sollte. Er trug eine hohe weiße Papiermütze auf dem Kopfe, an welcher Ladron (Dieb) mit großen Lettern stand. Nach einer halben Stunde kam das Piquet zurück, er aber war derart gezüchtigt worden, daß er nach dem Hospital getragen werden mußte.

Plötzlich drangen melancholische Klänge an mein Ohr, man spielte auf einem Piano und eine junge weibliche hübsche Stimme sang dazu. Erstaunt befragte ich den Inspector wer an diesem Orte so spiele und singe, worauf dieser mich lachend zu folgen aufforderte. Ich trat in ein Zimmer und fand zwei sehr hübsche Mädchen am Piano; es waren die Töchter meines Führers, des Inspectors. Da ich Musik sehr liebte und selbst Piano spielte, so brachte ich einige Stunden in Gesellschaft der hübschen Schwestern zu und ließ mir einige interessante Episoden aus dem Gefängnißleben schildern, welche ich hier wiedergebe.

In einer Nacht war einstmals ein merkwürdiges anhaltendes Geräusch und Klopfen gehört worden, und nachdem dies bis gegen 3 Uhr fortgedauert, war plötzlich ein furchtbarer Lärm, Waffengeklirr und Schießen erschollen und eine Compagnie Soldaten hatte den Hof besetzt, so daß Alles geglaubt hatte, es sei eine Revolte ausgebrochen. Es stellte sich dann heraus, daß die Verbrecher des Kriminalgefängnisses, unter denen es viele Bergleute gab, eine Oeffnung nach der Straße durch die Mauer gebrochen hatten und an 60 daraus entflohen waren, und würden wohl Alle heimlich geflüchtet sein, wenn nicht ein allzu dicker in der Oeffnung stecken geblieben wäre, so daß er nicht vor und rückwärts konnte und durch sein Angstgeschrei Alles verrathen hätte.

Ein weiterer interessanter Fall war Folgender: Ein junger Mann von sehr guter Familie, welcher sich erst seit einigen Tagen mit einem sehr hübschen jungen Mädchen verheirathet hatte, wurde in Schuldarrest gebracht. Er war in wahrhafter Verzweiflung, da er nicht die Mittel zu zahlen besaß, und sein Gläubiger darauf bestand, ihn sechs Monate hier gefangen zu halten. Er sann natürlich Tag und Nacht, auf welche Art er seine Freiheit erreichen könne, und es war wahrlich eine harte Strafe für ihn, die Flitterwochen hier zubringen zu sollen.

Vorerst meldete er sich krank und wurde nach dem Hospital San Juan de Dios gebracht. Er hoffte von da aus entweichen zu können, doch auch da befand sich eine Wache und es war ihm nicht möglich seine Flucht auszuführen.

Als er nun in größter Verzweiflung eine Nacht ohne Schlaf finden zu können sinnend auf seinem Bett ruhte, kam ihm ein Gedanke der Rettung. Er kleidete sich sofort an — es mochte um Mitternacht sein — nahm seine Betttücher und schlich sich leise nach dem Hofe, von wo er heimlich in die Todtenkammer, dieselbe, aus welcher ich früher den jungen Wagner geholt hatte, hinabstieg. — Es lagen da an sieben Leichen in Leinentücher eingenäht, und nachdem er sich in die von ihm mitgebrachten sorgfältig gehüllt hatte, legte er sich zwischen die Todten.

Gegen 1 Uhr nahten Tritte; es waren Todtengräber, welche die Leichen abzuholen kamen. Sie trugen eine nach der andern hinaus und schoben sie in einen Leichenwagen, eine über die andere, und endlich ergriffen sie auch ihn, warfen ihn in diesen Wagen und auf ihn noch drei andere. — Hiernach wurde der Wagen fest geschlossen und im Trapp fuhr er nach dem Kirchhof.

Theils durch Mangel an Luft, theils durch die Last der auf ihm lagernden Leichen, theils durch den furchtbaren Leichengeruch halb betäubt, glaubte er zu ersticken, und kämpfte mit größter Anstrengung aus den Leichen sich emporzuarbeiten, aber alles war umsonst, und durch das furchtbare Schütteln auf dem Pflaster wurde er, anstatt freier, stets fester eingerammelt. Er verfiel in eine Art Ohnmacht, wollte schreien, vermochte es aber nicht, und so wurde er eine halbe Meile weit bis vor die Stadt gebracht, wo sich der Kirchhof befand. — Hier hielt der Wagen vor einer großen Grube, man öffnete, die über ihm liegenden Leichen wurden in die Grube geworfen, und als man auch ihn nun ergriff, da Dank, der frischen Luft, kam er etwas zu sich und machte eine Bewegung. Die Todtengräber prallten zurück und ließen ihn fallen, doch da er wieder ganz still lag und vernahm, wie sie beschlossen, auch ihn hinab in die Grube zu werfen, bot er all' seine Kraft auf und schrie. Entsetzt flohen die Todtengräber, er aber entledigte sich seiner Betttücher, verschwand im Dunkel der Nacht — und war frei.

Ich traf ihn einige Monate später in sehr guten Verhältnissen, er hatte seine Schulden bezahlt und lebte geachtet und glücklich mit seinem hübschen Weibchen.

Eine dritte schauerliche Scene hatte sich erst vor wenigen Tagen ereignet und viel Aufsehen erregt. Ein junger Mann war, ich erinnere mich nicht mehr welches Verbrechens angeschuldet, und sprachen alle Umstände derart zu seinen Ungunsten, daß der Kriminalrichter ihn ganz sicher für schuldig hielt. Da der Verhaftete aber seine Unschuld behauptete, wurde er in das im zweiten Hofe befindliche unterirdische Gefängniß gebracht, um ihn durch diesen schauerlichen Ort zum Geständniß zu bringen. Dies war ein finsterer feuchter und so beschränkter Raum, daß er sich kaum aufrichten und bewegen konnte, außerdem führten Abzüge der Cloaken hindurch, welche die Luft vollends verpesteten, und Tausende von den großen Ratten lebten in diesem unterirdischen Bereich.

Nachdem der Verhaftete 24 Stunden bei Wasser und Brod zugebracht, ohne einen Augenblick schlafen zu können, da die gefräßigen sehr bösartigen Ratten fortwährend über ihn herliefen und ihn ansprangen, gegen deren Gier er sich vertheidigen mußte, wurde er gefragt, ob er seine Schuld gestehen wolle, und da er auch jetzt noch seine Unschuld behauptete, wurde er verurtheilt, wiederum noch 24 Stunden an diesem schrecklichen Ort zuzubringen.

Am zweiten Tage rief man ihn auf's Neue zum Verhör herauf, allein trotz allen Rufens erschien er nicht, und als der Inspector hinabgestiegen war, fand er den Unglücklichen größtentheils bereits von den Ratten aufgefressen; er mochte sich lange gegen sie vertheidigt haben, war aber zuletzt der Uebermacht unterlegen.

An demselben Tage, wo man die Ueberreste desselben den Ratten abgejagt, wurde ein Mann verhaftet, welcher gestand, die That vollbracht zu haben, wegen welcher der andere in Untersuchung sich befunden und dieses schreckliche Ende genommen hatte.

Kapitel XXVI.

Die Jesuiten und der Brand der Kirche La Compania in Santiago.

Die Jesuiten der Republik Chile wurden im Jahr 1593 unter der Regierung Martin Garcia Onez de Loyola, des Neffen des Stifters des Jesuiten-Ordens, eingeführt.

Nachdem sie während 174 Jahren in dieser Colonie geherrscht, durch die Inquisition größtes Unglück über das Land gebracht, die besten und größten Landgüter an sich gerissen und enormes Vermögen erworben hatten, wurden sie im Jahr 1767 auf Befehl Carl III. von Spanien durch den damaligen Gouverneur Guill de Gonzago plötzlich sämmtlich verhaftet, um nach Europa gebracht zu werden. —

Ihre Zahl betrug damals 398, von welchen drei wegen Krankheit Erlaubniß erhielten, bis zu ihrer Genesung in dieser Colonie zu verbleiben, acht derselben waren bei der Einschiffung im Hafen von Valparaiso entflohen, und von den 387 Eingeschifften fanden 60 durch Untergang eines der Schiffe ihren Tod in den Wellen und gelangten nur 327 nach Europa.

Ihre großen Klöster wurden in wohlthätige Anstalten, größtentheils Hospitäler verwandelt, und der Ertrag der größten und schönsten Landgüter, welche sie an sich gerissen hatten, wurde zur Dotirung dieser philantropischen Anstalten benützt.

Trotzdem es den Jüngern Loyolas laut Constitution der Republik verboten war, in das Gebiet des Staates zurückzukehren und sich daselbst niederzulassen, hatten sie sich unter dem Namen „La Congregacion de los santissimos corazones de Jesus i Maria“ (die Vereinigung der heiligen Herzen Jesus und Maria) wieder eingeschlichen.

Den so sehr befähigten Männern dieses Ordens war es leicht, unter einer Bevölkerung, in welcher soviel Ignoranz und Fanatismus herrschte, bald wieder eine hervorragende Stellung einzunehmen und aufs Neue Vermögen zu erwerben. Sie hatten zum Centralpunkte ihrer Wirksamkeit die alte Jesuitenkirche La Compania in Santiago gewählt.

Die Bevölkerung Valparaisos war in Folge des Zusammenlebens mit vielen Ausländern und Andersgläubigen, und vermöge eines höhern Bildungsgrades eine durchaus aufgeklärte und freisinnige, und von dieser Handelsstadt aus war durch die Eisenbahnverbindung mit Santiago auch schon ein Lichtstrahl, wenigstens unter die männliche Bevölkerung der letzteren Stadt gedrungen. Da die Jesuiten deshalb bei dem gebildeten Publikum keinen guten Boden fanden, beuteten sie desto mehr die unteren Schichten der Bevölkerung aus, und ein großes Kloster, welches sie bald in dem Stadttheile „Barron“ errichteten, bekundete deutlich, wie sehr hier ihr Geschäft blühte.

Die Bevölkerung von Copiapo besaß einen ebenso gesunden Sinn, und hatte wie erwähnt solchen Haß gegen die Jesuiten, daß, als sie bei meinem dortigen Aufenthalt im Jahre 1853 die Ausländer vertreiben wollten, die gesammte Bevölkerung sich empörte und die bezüglichen Edikte des Erzbischofs von Santiago öffentlich verbrannte.

Eben so schlechten Erfolg hatten einige der Jünger Loyolas, welche während meines Aufenthalts in den südlichen Provinzen Chiles im Jahre 1860 in der deutschen Colonie Valdivia anlangten. Diese waren Deutsche und zwar aus Westphalen, und wenn bei ihrer Ankunft schon deutlich zu erkennen war, daß man wenig Sympathie für sie fühlte, empörte sich die gesammte Bevölkerung nach einer von einem dieser Jesuiten gehaltenen Predigt derart, daß sie es nur dem Schutze des Gouverneurs, welcher sie unter polizeilicher Escorte wegbringen ließ, zu danken hatten, daß sie nicht eine derbe Züchtigung erlitten.

Seit 12 Jahren lebte ich in der Republik Chile und hatte genügend Gelegenheit zu beobachten, wie das Vermögen und die Macht dieser Gesellschaft wuchs, welchen Einfluß sie bereits im Regierungspalast, bei dem Erzbischof und in den ersten Familien ausübten. Bei Letzteren

fungirten sie als Beichtväter und hatten bald mehr Macht über die Hausfrau als der Gatte, mehr Gewalt über die Tochter als die Eltern. Bei den unteren Volksschichten beförderten sie den Aberglauben und schürten den Fanatismus. Der chilenische Clerus, größtentheils aus den ersten aristokratischen Familien hervorgegangen, welcher von Hause aus Renten von Tausenden von Pesos zu verzehren hatte, war zu nobel und zu bequem, um als Rival dieser Eindringlinge aufzutreten, und zog es vor, das Leben möglichst zu genießen.

Als nun die Jünger Loyolas wieder festen Boden unter sich gewonnen hatten und ihnen ihre schon sehr bedeutenden Einnahmen, welche ihnen hauptsächlich die Erbschleicherei abwarf, nicht mehr genügten, trachteten sie danach sich eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen, und einer ihrer Chefs, der Pater Ugarte, fand ein Mittel, welches bald goldene Früchte bringen sollte. Dieser gründete nämlich zu diesem Zweck einen frommen Verein von Frauen und Mädchen, welche natürlich dem Fanatismus und Vorspiegelungen leichter als das männliche Geschlecht zugänglich waren. — Die Mitglieder wurden „Las higas predilectas de la virgen Maria Purissima“ (die bevorzugten Töchter der unbefleckten Jungfrau Maria) benannt.

Um sich einen möglichst großen Erfolg zu sichern, vermochte dieser schlaue Jünger Loyolas zuerst einen Theil der Damen der ersten Familien diesem Verein beizutreten, und nachdem er dies erreicht, wurde es ihm nicht schwer, daß ebenso wie bei einer neuen Mode, welche Jeder mitmachen will, sehr bald der größte Theil der weiblichen Mitglieder der Aristokratie, dann bald Bürgerfrauen und Töchter und zuletzt die weiblichen Dienstboten sich betheiligten.

So gehörte bald ein sehr großer Theil der weiblichen Bevölkerung Santiagos, welche Stadt damals schon über 100,000 Einwohner zählte, zu den „bevorzugten Töchtern der unbefleckten Jungfrau Maria.“ — Wenn nun auch von jeher von Seelenhirten die verschiedensten frommen Vereine gegründet wurden, so hatte doch keiner einen solchen verwerflichen Zweck wie dieser, denn das Motto des Pater Ugarte hieß: Geld verdienen. Jedes in diesem Verein aufgenommene Mitglied mußte deshalb beim Eintritt eine seinen Verhältnissen entsprechende Summe zahlen.

Die „bevorzugten Töchter der unbefleckten Jungfrau Maria“ hatten nun aber auch den für schweres Geld erkauften Vorzug, direct mit der Jungfrau Maria correspondiren zu können, zu welchem Zweck sich in der Kirche Compania ein großer Briefkasten befand, der diese Corre-

spondenz aufnahm!! Wenn der Pater Ugarte durch die so starke Betheiligung große Summen verdient hatte, wollte er aber auch bei der Beförderung der Correspondenz Geschäfte machen, weshalb ein bestimmtes Porto nach dem Himmel in dem Briefe eingeschlossen sein mußte, damit derselbe befördert wurde; ebenso mußten die Töchter Marias bei Empfangnahme der Antwort zahlen.

Das Geschäft blühte bald in solchem Maße und zählte so viele Kunden, daß das große Schiff der Kirche Compania nicht mehr ausreichte „die bevorzugten Töchter der Jungfrau" zu fassen, und mir wurde von einigen in dieser Sache Eingeweihten versichert, daß die Jesuiten durch diesen Schwindel bereits eine große Summe verdient hatten.

Diese Angabe war nicht zu bezweifeln, da einerseits das weibliche Geschlecht in Santiago so ungemein leichtgläubig, wie opferwillig und gutherzig war, andererseits ein sehr großer Reichthum in dieser Stadt herrschte, welcher theils aus den so ergiebigen Gold-, Silber- und Kupferbergwerken dieser Republik gewonnen war, theils aus der Zeit der Entdeckung der Goldfelder Californien's stammte, als den Gutsbesitzern ihre landwirthschaftlichen Produkte mit Gold aufgewogen wurden.

Aber nicht nur allein war es die Habsucht der Jesuiten, die durch Lüge und Betrug die gläubigen Herzen der Frauen und Mädchen bestrickten, um sie auf diese Weise auszubeuten, sondern sie benutzten auch die heilige Stätte der Kirche, um ihren Lastern zu fröhnen, junge Frauen zu entehren und unschuldige Mädchen zu verführen. — Die Kirche La Compania war nicht mehr ein Bet-, sondern ein Sündenhaus.

Um ihre verwerflichen Ziele zu erreichen, hielten sie auch stets Abendgottesdienst, bei welchem die Kirche nur schwach erleuchtet und in ein mystisches Dunkel gehüllt war. Oefter drangen Nachrichten von Entehrungen angesehener Frauen und Mädchen an die Oeffentlichkeit und erregten große Entrüstung.

Wie viele ähnliche Vorgänge zum Glück für die Ruhe und Ehre angesehener Familien aber nicht bekannt geworden sind, kann man daraus schließen, daß, wie sich später ergab, der zuvor erwähnte Briefkasten in der Kirche Compania mit dem Nützlichen auch das Angenehme für die Patres zu verbinden bestimmt war, indem die verführten Frauen und Mädchen daselbst ihre Liebesbriefe an die galanten Beichtväter niederlegten, um ihnen Zeit und Ort des nächsten Rendezvous anzugeben — kurz die Jesuiten waren Tempelschänder, wie ihre Vorgänger,

welche deshalb und wegen vieler anderer Verbrechen mit Schimpf und Schande aus dem Lande gejagt worden waren. Es fehlte ihnen jetzt nur die Inquisition, um Gatten schöner Frauen, auf welche sie ihr Auge geworfen hatten, und reiche Leute als Ketzer: „por la gloria de Dios“ (zum Ruhme Gottes) zu verbrennen oder heimlich verschwinden zu lassen, um sich dann des Vermögens und der Frauen zu bemächtigen.

Sollte der Leser meine Worte zu scharf finden, so findet er den Beweis dafür in dem Fall, der sich bei meiner Anwesenheit ereignete und der allüberall gerechte Entrüstung hervorrief.

Einem sehr angesehenen Manne war nämlich hinterbracht worden, daß die eheliche Treue seines Weibes nicht zum Besten bestellt und sie mit ihrem Beichtvater ein straffälliges Verhältniß eingegangen wäre. Um sich Gewißheit zu verschaffen, überraschte er sie eines Tages im Beichtstuhl und zwar in einer Situation, die ihm jeden Zweifel benahm. — Seiner Sinne nicht mehr mächtig, faßte er das unglückliche verführte Weib beim Haar, schleifte sie durch die Kirche und stürzte sie am Ausgang eine steinerne Treppe hinab, wo sie schwer verletzt liegen blieb. — Der Verführer war feig entflohen, wurde aber gefaßt und nach dem Gefängniß gebracht, von wo er durch den Erzbischof, als dem geistlichen Gericht zuständig, gefordert wurde. Der wackere Intendent gab ihn aber nicht frei und wies das Ansinnen mit den Worten zurück, daß eine solche Handlungsweise jeden Unterschied des Standes aufhebe und daß der Geistliche nur wie ein gemeiner Verbrecher abgeurtheilt werden könne.

Der 8. December des Jahres 1863 war für Santiago ein großer Festtag. Es war der Tag der Jungfrau Maria Purissima, welcher natürlich ganz besonders von den „bevorzugten Töchtern der Jungfrau“ in der Jesuiten-Kirche La Compania mit großem Pomp und Glanz gefeiert werden sollte.

Um die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf sich zu ziehen und dadurch auch wieder neue „bevorzugte Töchter“ zu gewinnen, waren die Wände der Kirche schon während des Tages von Oben bis Unten mit den feinsten Stoffen decorirt, unzählige Guirlanden, theils von natürlichen, theils künstlichen Blumen, zogen sich von Altar zu Altar und erstreckten sich bis in die Kuppel. Die Jungfrau war mit den theuersten Spitzen und den werthvollsten Brillanten geschmückt, ebenso waren

Tausende von Wachskerzen und Gascandelabern angebracht, um am Abende das Innere dieses Tempels in ein Lichtmeer zu verwandeln.

Ein ununterbrochener Strom von Tausenden von Menschen beiderlei Geschlechts, jeden Standes und Alters pilgerte nach der Kirche. Die großen Kosten dieses Festes mußten natürlich die „bevorzugten Töchter Marias" tragen, welche die Wachskerzen, die Stoffe, die Blumen und das Geld zu spenden hatten.

Es war ein heißer, sehr schwüler Sommertag und am Nachmittag strömte ein großer Theil der Bevölkerung Santiago's nach der Alameda oder nach den Gärten der Vorstädte, um sich in der Abendkühle zu erfrischen, sich am Dufte herrlicher Blumen zu erquicken und an aromatischen Früchten zu laben. — Auch ich hatte mich nach der Alameda begeben, wo Tausende von Menschen einherwogten, und mit einer sehr befreundeten Familie so lange verweilt, bis die Glocken der Kirchen die Gläubigen zum Abendgottesdienst riefen, und da die Damen, mit denen ich zusammen war, zu den bevorzugten Töchtern der Jungfrau gehörten, begleitete ich sie bis zu der Kirche La Compania.

Es war dies ein altes, massives, großes mit zwei Thürmen bekröntes Gebäude, dessen hohes Portal sich nach der Plaza de la Compania öffnete. Ein wahres Lichtmeer von vielen Tausend Kerzen und Gasflammen strahlte aus dieser Kirche und erhellte den Platz, während Gesang, rauschende Musik und Orgelklang aus derselben erschallte. Nachdem die mir befreundeten Damen in die Kirche eingetreten waren, bewunderte ich noch eine Zeit lang die Pracht vom Platze aus.

Tausende von Frauen und Mädchen strömten zu Fuß daher, andere fuhren in elegantesten Equipagen vor und Alle waren nach Landessitte ganz schwarz gekleidet. Sie trugen je nach Stand und Vermögen schwere seidene, reich mit echten Spitzen besetzte Kleider oder Merino-Gewänder und die aus denselben Stoffen wie das Kleid gemachte, über den Kopf geworfene und unter dem Kinn zusammen gesteckte Manta; in der Hand hielten sie Gebetbuch und Rosenkranz. Während den Vornehmen und Reichen Dienstboten mit Teppichen folgten, um ihnen diese in der Kirche unterzubreiten, fehlte auch den ärmeren Klassen nie ein Teppich beim Kirchgange.

Wie viele mir befreundete Damen, welchen Flor von herrlichen jungen Frauen und Mädchen, durch deren Schönheit die Stadt so berühmt war, sah ich an mir vorüber eilen. Alle strömten nach dem Tempel und bald war derselbe von mehr als 3000 weiblichen Wesen, größtentheils „Töchtern der Jungfrau", angefüllt. Es sammelten

sich nun aber noch Hunderte unter dem großen Portal und standen auf dem Platze, da sie nicht weiter vordringen konnten, und immer noch langten andere in Schaaren an, welche zu ihrem großen Schmerz darauf verzichten mußten, dieser Feier beizuwohnen und sich nach einer anderen Kirche begaben.

Nachdem ich wohl eine Stunde lang an dem großen Portal verweilt hatte, begab ich mich nach dem am Hauptplatz Santiago's gelegenen Hotel de Comercio, in welchem ich wohnte, dessen Hinterfront von der Kirche La Compania nur durch eine enge Gasse getrennt war. Schon nach kurzem Aufenthalt daselbst vernahm ich plötzlich einen furchtbaren Lärm von der Straße, es erschollen die Rufe: „quemazon incendio“ (Feuer, Feuer). Als ich mich auf meinen Balkon begab, sah ich, daß in der Kirche La Compania Feuer ausgebrochen war, wohin ich nun schleunigst eilte, um wo möglich Hülfe zu leisten.

Im Anfang gelang mir dies aber nicht, da aus dem Hauptportal eine große Menschenmenge nach dem Platze herausströmte, welche, jemehr das Feuer in der Kirche um sich griff, von Todesangst erfaßt sich bald derart herausstürzte, daß selbst das breite Portal sie zu fassen zu eng war und der größte Theil derselben schon mit herunter gerissenen Kleidern, mehr oder weniger verletzt, sich nur langsam aus diesem Knäuel befreien konnte. Aus dem Innern der Kirche ertönte furchtbares Angstgeschrei, welches, je mehr die Flammen Nahrung fanden und sich verbreiteten, immer lauter wurde. In der größten Verzweiflung drängten die Unglücklichen derart nach dem einzigen Ausgange, dem großen Portale, daß viele Frauen und Mädchen, denen die Brust eingedrückt wurde, todt zu Boden fielen. Ueber diese stürzten nun unzählige andere, so daß sich binnen wenigen Minuten, gerade im Portale, eine mehr als sechs Fuß hohe Mauer, theils von noch lebenden, theils von bereits erdrückten weiblichen Wesen jeden Standes und Alters erhob, welche nun den einzigen Ausgang aus der Kirche versperrte.

Nur mit der größten Schwierigkeit gelang es von nun an Einzelnen über dies Hinderniß wegzuklettern, welche, nachdem sie sich ihrer Kleider und besonders der gefahrbringenden Krinoline entledigt hatten, fast entblößt herauskamen. Merkwürdiger Weise waren die Eingeborenen, durchweg kräftige Gestalten, in so hohem Grade consternirt und von der Größe des Unglücks erschüttert, daß sie nur wenig Hilfe leisteten, während der nordamerikanische Gesandte und sein Sekretär, der Nord-Amerikaner Henry Meiggs mit seinem Buchhalter und mehreren anderen

seiner Nation, wie ich und mehrere Deutsche mit Anstrengung aller unserer Kräfte zu helfen suchten. Es gelang uns auch, Einige unversehrt zu retten, der größte Theil der Entronnenen war jedoch schon mehr oder weniger verletzt und unsere Hauptaufgabe bestand nun darin, den Ausgang frei zu machen und die Ohnmächtigen und Todten von da wegzuschaffen, was uns jedoch trotz fast übermenschlicher Anstrengung nicht gelang.

Die Verunglückten lagen bereits durch die Krinolinreifen so an einander gefesselt, daß ihnen eher Arme und Beine ausgerissen wurden, ehe sich der Körper nur bewegte. — Die Spritzen nützten leider wenig oder nichts, indem sie nicht den Herd des Feuers im Schiffe der Kirche erreichen konnten und nur die menschliche Mauer am Eingang bespritzten, welche ja fast nur aus Leichnamen bestand.

Da wir von hier aus nur wenig Hilfe bringen konnten, war ein Theil der Vorerwähnten nach der Hinterseite der Kirche geeilt, um von da durch die Sacristei einzudringen und die unglücklichen Opfer zu retten. Man kann sich das Erstaunen und die Wuth derselben wohl erklären, als sie eine große Anzahl der Jesuiten in derselben antrafen, welche die Thür nach der Kirche verschlossen hatten, um ihre Ornate und andere Sachen ungestört retten zu können, und unter dem Ruf: Zurück Ihr Ketzer! ihnen den Eingang streitig machen wollten.

Als die Jesuiten selbst jetzt nicht die von dieser Sacristei nach der Kirche führende Thür öffnen wollten, wurden sie von der empörten Volksmenge mit Gewalt herausgetrieben und hatten es der Barmherzigkeit der Amerikaner zu danken, daß sie nicht ermordet oder gar in die Flammen gestürzt wurden. Die Thür wurde sofort eingeschlagen, leider aber war es zu spät, die hellen Flammen schlugen bereits heraus.

Wenn man bedenkt, wie viel Zeit die Jesuiten gehabt hatten, um die Sacristei vollständig, selbst bis auf alte Teppiche und Möbel zu räumen — wie viele Hunderte dieser Unglücklichen hätten gerettet werden können; diesen Elenden galten aber ihre Ornate und Lumpen mehr als unzählige Menschenleben.

Von der Hinterseite war also auch keine Hülfe zu bringen, und als meine Bekannten von da wieder zu mir zurückgekehrt waren, erkletterten wir die am Portal aufgeschichtete Mauer von weiblichen Leichnamen, und versuchten durch in das Schiff der Kirche geworfene Stricke, Lazos und Schlingen, welche von starken Männern und von Pferden vom Platz aus gezogen wurden, so viele als möglich noch zu retten. Wenn wir auch auf diese Weise einige retteten, welche fast nackend

herauskamen, so war diese Hülfe im Vergleich zu den vielen Rettungsbedürftigen höchst unbedeutend, und es wurden bessere Resultate auch dadurch vereitelt, daß sich zu gleicher Zeit zu Viele an diese Seile hingen, so daß wir bald Niemanden mehr herausziehen konnten.

Aber welch' furchtbarer, erschütternder Anblick bot sich von dem Damme aus dar, von welchem wir das ganze Schiff der Kirche übersehen konnten. Die verheerenden Flammen waren, immer neue Nahrung findend, von Altar zu Altar gedrungen, und eben züngelten sie nach dem Hauptaltar hinüber, um welchen Hunderte der älteren dieser unglücklichen „Töchter Marias" betend auf den Knieen lagen. Die Unmöglichkeit einer Rettung nur zu deutlich erkennend, schienen sie sich bereits in ihren schrecklichen unvermeidlichen Tod gefunden, und sich vorgenommen zu haben, mit dem Allerheiligsten und der Jungfrau gemeinsam ein Raub der Flammen zu werden und mit festem Blick auf den Herrn ihre letzte Stunde zu erwarten; Familienweise waren sie zusammen geschaart und hielten einander fest umschlungen.

Zwischen dieser Gruppe und der nahe dem Portal stehenden gedrängten Masse befand sich ein, wenn auch von Ohnmächtigen bereits besäeter, doch noch ziemlich freier Platz, und während die um den Altar Geschaarten in stiller Ergebung und Gebet das furchtbare unausbleibliche Schicksal in frommer Ruhe erwarteten, bot dieser Raum, wo sich junge rüstige Frauen und Mädchen befanden, die erschütterndsten herzzerreißendsten Scenen dar, und herrschte die größte Verzweiflung. Fast alle diese Unglücklichen hatten sich zum großen Theile ihrer Kleidung entledigt, um der immer mehr sich nähernden Flamme keine Nahrung zu geben, und versuchten nun sich an den von uns geschleuderten Seilen heraus ziehen zu lassen, was aber nur den Wenigsten gelang.

Immer furchtbarer wüthete das entfesselte Element, immer stärker wurde das Angstgeschrei und der Hülferuf Tausender aus der Kirche, und nur mit fast übermenschlicher Anstrengung konnten wir unsern Standpunkt behaupten und noch Einigen helfen, — da erfaßte die gierige Flamme den Hauptaltar, und zugleich die vor ihm betende Gruppe, und binnen wenigen Minuten befanden sich alle diese Unglücklichen mit dem Allerheiligsten in einem Feuermeer.

In diesem Augenblicke stürzte aber auch unter furchtbarem Donner und Krachen ein Theil der Decke der Kirche hernieder, zerschmetterte Hunderte der Unglücklichen, und begrub sie unter den Trümmern. —

Ein wahrhaft furchtbarer Anblick! Ein gellender herzzerreißender Schrei ertönte, und die ganze Kirche war in eine Rauch- und Staubwolke gehüllt.

Als sich diese durch den Luftzug, welcher nun nach oben hin entstand, zertheilte, da boten sich unserem Auge so furchtbare und erschütternde Scenen dar, daß meine Feder zu schwach ist, nur irgend annähernd dieselben schildern zu können. Da sah man, wie die immer noch an 1000 lebende Wesen zählende Masse immer mehr nach dem Ausgang drängte, und die Hintersten bereits von der Gluth versengt oder vom Rauch erstickt niederfielen, wie unter den Balken, deren einer nach dem andern unter furchtbarem Krachen aus der schwindelnden Höhe der Kuppel der Kirche brennend herniederstürzte, Hunderte junger Mädchen begraben wurden, wie nun auch vom Altar aus all' die am Boden liegenden Kleidungsstücke in Brand geriethen, ein starker Luftzug von oben das Feuer auf all' den am Boden ohnmächtig Liegenden fortpflanzte und auf diesem Wege die zusammen gedrängten Opfer an dem Portal erreichte. Diese standen so gedrängt und an einander gepreßt, daß die Flammen nicht eindringen konnten und nur die Hintersten zu brennen begannen. Als nun aber durch Herabstürzen eines andern Theils der Decke und der Glocken ein neuer starker Luftzug entstand, griff das Feuer weiter und im nächsten Augenblick brannten an 1000 Köpfe dieser Unglücklichen, dann erreichte die Flamme den menschlichen Wall und schlug zum Portal heraus. Nun war Alles verloren; denn sowohl die Hitze als der Rauch, wie der furchtbare Geruch so vieler verbrannter menschlicher Wesen zwang uns zum Rückzug.

Noch einmal ertönte ein herzzerreißendes Geschrei — und von den mehr als zwei Tausend in der Kirche befindlichen Wesen lebte Niemand mehr.

Hier war Nichts mehr zu retten, es galt nur die Geretteten wegzuschaffen und ihnen ärztliche Hülfe zu bringen.

Auch jetzt war der Platz, wie zwei Stunden vorher, tageshell erleuchtet, aber nicht von geweihten Kerzen, sondern von der furchtbaren Feuersbrunst, welche diesen Tempel verzehrte, erleuchtet von mehr als Tausend nun brennenden „bevorzugten Töchtern der Jungfrau Maria“, während die noch lebende Minderzahl theils ohnmächtig, theils schwer verletzt und sterbend, mit in Fetzen zerrissenen Kleidern, oder nackt vor uns am Boden lag. Aus ihren Reihen drangen die schrecklichsten Schmerzensschreie der Halbverbrannten an unser Ohr, wie die Verzweiflungsrufe derer, die dem Tode entgangen waren, aber ihre An-

gehörigen noch in den Flammen wußten, und nun versuchten sich ihren Rettern zu entwinden, um sich in den Flammenherd zu stürzen und mit den Ihrigen gemeinschaftlich zu sterben.

Hier sah man keinen Jünger Loyolas Hülfe leisten, trösten, die Sterbesacramente reichen, nicht einen, sie waren schwerer Schuld bewußt feig geflohen, um sich zu verbergen. Hunderte von händeringenden Vätern suchten ihre Töchter, Männer in größter Verzweiflung ihre Frauen, Söhne ihre Mütter, Brüder ihre Schwestern, der Bräutigam die Braut — doch vergebens! alle waren von den Flammen verschlungen und ein besonderes Glück war es, wenn eine oder die andere unter den Ohnmächtigen oder schwer Verwundeten aufgefunden wurde.

Gegen 11 Uhr ließ der Brand etwas nach, und da die Spritzen unausgesetzt ihre Wasserstrahlen nach dem Portal sandten, beschränkte sich das Feuer bald auf das Innere der Kirche. Es wurde uns nun möglich, für's erste die im Portal liegenden Leichen derer, welche größtentheils erdrückt waren, nach und nach auf den Platz herauszubringen.

Der Platz vor der Kirche war von Militär und Polizeimannschaften abgesperrt, welche der Intendent befehligte, und da ich mit ihm sehr befreundet war, verharrte ich die ganze Nacht an seiner Seite, wo sich mir Gelegenheit bot, die Details dieser furchtbaren Katastrophe auf das Genaueste zu beobachten.

Als man nun nach und nach alle unter dem Portal liegenden Leichen nach dem Platz herausgebracht hatte und etwas weiter in die Kirche eindrang, da lagen Erdrückte und Erstickte bis fast in die Mitte des Schiffs massenhaft am Boden und auf diesen standen eng zusammengepreßt noch an 800 dieser Unglücklichen, denen größtentheils nur die Köpfe verbrannt oder verkohlt waren, während ihre Körper bis zur Brust vom Feuer unversehrt geblieben, welche stehende Gruppe Leichen einen schaudererregenden Anblick darbot.

Obgleich nun die Spritzen bald vollends des Feuers Herr wurden, war der Geruch ein so furchtbarer, daß die Arbeit des Herausschaffens auf einige Zeit eingestellt werden mußte, und als dieselbe wieder aufgenommen wurde, boten sich Schwierigkeiten dar, von denen man sich keinen Begriff machen kann, diese noch stehende an einander gedrängte Masse von Leichnamen zu entfernen. Die Krinolinen, welche damals Mode waren, und welche Vornehm und Gering trug, hatten sich derart in einander verschoben, daß es oft nur dadurch gelang, die Körper herauszubringen und zu entwirren, daß man Glieder der Leichen abschnitt. — Es steht fest, daß die meisten Verunglückten

hätten gerettet werden können, wenn die im Portal zusammen gedrängten und gestürzten Frauen dieses unglückselige Kleidungsstück nicht gehabt hätten. Die Krinoline war damals so allgemein verbreitet, daß oft die Telegraphendrähte gestohlen und in Krinolinenreifen umgearbeitet an die dienende Klasse verkauft wurden.

Die ganze Nacht hindurch wurde gearbeitet, und als nun der Tag anbrach, war man glücklich so weit, daß man diese so compacte Masse herausgebracht hatte. Wenn die am Portale Erdrückten und Erstickten, wie die unzähligen mit verkohlten Köpfen Dastehenden schon einen schrecklichen Eindruck auf mich gemacht hatten, so war das noch entsetzlicher, und wird mir unvergeßlich bleiben, was meine Augen nun weiterhin im Schiff der Kirche sahen. Da lagen auf einem etwas freieren Platze theils ganz, theils halb verkohlte, theils halb verbrannte, theils von den Flammen verschonte, aber erstickte, endlich vollkommen gebratene und geröstete Körper; da lag eine halbverbrannte Frau mit ihrem im Schreck geborenen unverbrannten Kinde; da fand man ganze Gruppen knieend in sich verschlungen und verkohlt.

Die abgeworfenen Kleider waren alle verbrannt; ein Haufen von mehr als 100 Krinolinenreifen bekundete den Ort; unzählige Gebetbücher, Rosenkränze, Hausschlüssel, goldene Ringe, Brochen, Ketten, Uhren, Armbänder lagen am Boden oder hingen noch an den Gerippen. Weiter vordringend fand man Alles von der heruntergestürzten Decke begraben, und keine leichte Arbeit war es, den Schutt herauszuschaffen, unter welchem noch Hunderte erschlagen lagen. Ueber 1000 dieser Unglücklichen hatte man am Morgen aus dieser Kirche auf den Platz gebracht, wo sie in langen Reihen lagen; dazwischen waren Gänge gelassen, damit die Familienväter ihre Angehörigen suchen konnten. Das Militair und die Polizei bildeten lange Spaliere als Wache, und es war angeordnet, daß die Suchenden von der einen Seite nach dem Platz zugelassen, die Reihen der Opfer passiren, und auf der anderen Seite des Platzes weiter gehen mußten. Die Erkannten wurden sofort von der Polizei nach dem Hause der betreffenden Angehörigen gebracht.

Wie furchtbar schwierig es war, die Seinigen aus diesen Reihen aufzufinden, ist wohl begreiflich, da den meisten die Köpfe verbrannt oder verkohlt waren, und alle diese Unglücklichen schwarze gleiche Kleidung trugen, daher hauptsächlich Schmucksachen zur Erkennung führten.

Dabei war die Zeit so gemessen, indem laut Gesetz stets alle Leichen binnen 24 Stunden beerdigt werden mußten, was nun, bei der größten Hitze im Monat December und bei dieser so enormen Anzahl Leichen um so strenger durchgeführt wurde. Da lagen nun an 1000 Frauen und Mädchen, theils halbverbrannt, einst der Stolz und der Glanz der Residenz, viele bekannte angebete Schönheiten, und nachdem sie einige Zeit da ausgestellt und viele von den Angehörigen erkannt und nach Hause abgeholt worden waren, wurden die nicht Erkannten in die Nebenstraßen gebracht und weitere Tausend aus der Kirche nach diesem Platz geschafft. —

Da ich mich, wie erwähnt, im Gefolge des Intendenten befand, hatte ich überall Zutritt und Gelegenheit, diese Reihen öfter zu passiren. Da auch viele junge Damen meiner Bekanntschaft in dieser Kirche gewesen waren, suchte ich unermüdet und gelang es mir auch mehrere aufzufinden. So entdeckte ich denn auch ein bildschönes Mädchen, eine der Schwestern, die ich am Abend nach dieser Kirche begleitet hatte, welche nicht verbrannt war, sondern nur erstickt zu sein schien, aber fast ohne Kleider vor mir lag; ich übernahm die traurige Pflicht, sie ihrem Vater nach Hause zu bringen.

Wenn ich einerseits der Decenz wegen nicht beschreiben kann, in welchem Zustande Hunderte von jungen Frauen und Mädchen auf diesem Platz lagen, so würde es andererseits meiner Feder nicht möglich sein, die Scenen des Wiedersehens dieser unglücklichen Väter, Männer, Brüder, Söhne ꝛc. zu schildern; solcher Schmerz und grenzenlose Verzweiflung können nur gesehen und mitgefühlt, aber nicht beschrieben werden.

Ich kannte einen solchen Unglücklichen, der in dieser furchtbaren Nacht Frau, Schwester und vier Töchter verloren hatte. Es gab viele, welche ihre Frau und viele Töchter beweinten. Die Gesammtzahl der Leichen belief sich, nachdem auch der Schutt in der Kirche entfernt war, auf mehr als 2000. Alle Hauswirthe mußten bei der Polizei melden, wer bei ihnen fehlte, damit man die Todtenregister entwerfen konnte. — Es gab wohl keine Familie in Santiago, die nicht ein Mitglied oder mehrere verloren hatte. Jeden Augenblick starben mehrere an Brandwunden.

Die Glocken aller Kirchen, Klöster und Kapellen wurden alle Stunden geläutet; fünf Tage waren alle Geschäfte geschlossen, alle Fenster dicht verhängt. In der sonst so lebhaften Stadt herrschte

Grabesstille; Alles trug Trauer in Kleidung wie im Herzen; die Leute gingen leichenblaß wie Gespenster durch die Straßen. Die Zeitungen, mit breitem Trauerrande versehen, die ich zur Erinnerung an dieses entsetzliche Ereigniß aufbewahrt habe, brachten nach und nach die Namen der Todten. In allen Kirchen und Klöstern wurden Seelenmessen gelesen.

Die zwei Tausend unglücklichen Opfer waren beerdigt; doch wagten die Jesuiten nicht in den ersten darauffolgenden Tagen auszugehen, und als sie wieder erschienen, wurden sie beschimpft, man spuckte vor ihnen aus und drohte ihnen. — Die unglücklichen Familienväter, die ihre Angehörigen verloren hatten und in Verzweiflung waren, trösteten sie damit, daß sie erklärten, das furchtbare Unglück sei eine große Gnade Gottes und die Jungfrau Maria habe damit ein Wunder gethan, daß sie alle „bevorzugten Töchter" zu sich genommen habe. — Diese Elenden hatten kein Gefühl für den furchtbaren Schmerz und trauerten nur deshalb, weil sie ihr gutes Geschäft verloren, ihre Macht und ihr Ansehen eingebüßt, und daß der berüchtigte Briefkasten mit der Correspondenz an die Jungfrau Maria, den sie am Eingang der Kirche angebracht hatten, nicht verbrannt, sondern gerettet und dem Intendenten übergeben worden war.

Obwohl nun die Jesuiten ein so furchtbares Unglück über die Stadt gebracht hatten, ihr Treiben genugsam erkannt worden war, und man sie verachtete, verabscheute und verfluchte, da besaß ihr Oberhaupt, der Pater Ugarte, noch die Frechheit, sich in einem Briefe, den er in den Zeitungen veröffentlichen ließ, an den Intendenten zu wenden und sich zu beklagen, daß die Bevölkerung solchen Haß gegen seinen Orden habe. Der Hauptgrund des Hasses schien ihm der zu sein, daß sich unter der Bevölkerung die Nachricht verbreitet hätte, er und seine Collegen hätten mit jungen Frauen und Mädchen Liebesverhältnisse gehabt und der gerettete Kasten aus der La Compania Briefe enthalten sollte, welche es bewiesen. Er forderte daher von dem Intendenten, daß er die in besagtem Kasten gefundenen Briefe in den Zeitungen veröffentliche.

Da die Jesuiten bereits solche Macht in der Republik Chile besaßen und im Regierungspalast wie beim Erzbischof den größten Einfluß ausübten, wurde dem Intendenten insgeheim befohlen zu erklären, daß sich nichts die Jesuiten irgend Gravirendes in dem Kasten gefunden habe.

Der Intendent jedoch, ein strenger Katholik und Biedermann, den die Frechheit der Jesuiten im höchsten Grade empört hatte, antwortete am nächsten Tage öffentlich in den Zeitungen Folgendes:

„Nachdem Sie durch Ihre leichtsinnigen Anordnungen ein so furchtbares Unglück über diese Stadt gebracht und durch das Schließen des einzigen Ausganges durch die Sacristei direct den schrecklichen Tod so Vieler verschuldet, beklagen Sie sich über die Haltung der Bevölkerung und deren Haß und Verachtung, und da Sie dies der in dem geretteten Briefkasten gefundenen Correspondenz zuschreiben, verlangen Sie, daß ich diese Briefe veröffentliche. Es thut mir leid, Ihre Wünsche nicht erfüllen zu können, indem sich leider verschiedene Briefe von Damen aus den besten Familien darin befunden haben, welche zu meinem großen Schmerze nur zu deutlich bekunden, wie verbrecherisch und straffällig die Patres der Gesellschaft Jesu gehandelt haben. Ich erkläre Ihnen, daß ich nicht aus Schonung gegen Sie und Ihre Mitschuldigen dies verweigere, sondern aus Schonung gegen die unglücklichen Opfer, und daß ich nie, wie Sie es verlangen, meine Hand dazu bieten werde, die Schande und Entehrung derselben der Oeffentlichkeit zu übergeben und den Schmerz der Angehörigen noch bis zum Wahnsinn zu steigern, weshalb ich diese Briefe verbrannt habe. Ruhe der Asche der unglücklichen Verführten, Schande über die Verführer!"

Die Jesuiten waren hierdurch wie ihre Vorgänger gebrandmarkt. Mehr noch als früher wurden sie nun verabscheut und gehaßt. Leider aber hatten sie bereits so festen Boden in Chile gewonnen, daß man sie nicht, wie es sich gehört hätte, sofort aus dem Lande jagte.

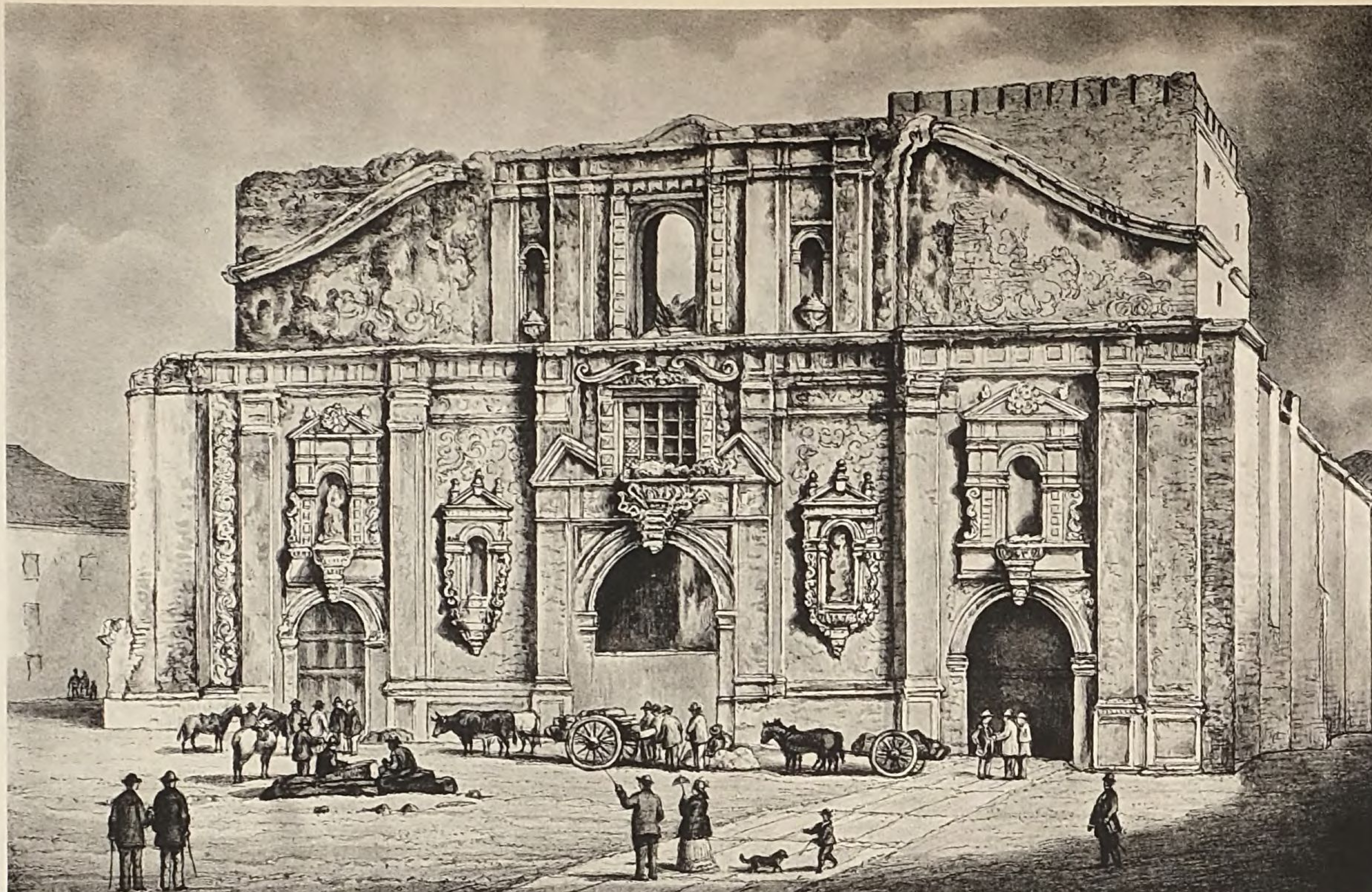
Kurze Zeit nach dieser furchtbaren Katastrophe beschloß die Bevölkerung Santiago's die noch stehenden Mauern der La Compania-Kirche der Erde gleich zu machen und ein herrliches Denkmal, von Blumengruppen umgeben, auf der Stelle zu errichten. Man veranstaltete deshalb Sammlungen, welche sofort eine sehr bedeutende Summe ergaben. Wer beschreibt nun aber die Wuth der Bevölkerung, als man beginnen wollte die Mauern niederzureißen und die Jesuiten, vom Erzbischof und vom Präsidenten geschützt, dies nicht erlaubten, da sie ihre Kirche und ihr Geschäft da wieder neu errichten wollten. Die Aufregung darüber war so groß, daß man eine Revolution erwartete. — Der Intendent erklärte, daß er seinen Abschied nehme, wenn die Mauern nicht der

Erde gleich gemacht würden. — Obgleich auch alle Zeitungen, deren mehrere sich mit den ersten Europa's messen können und von anerkannt gläubigen Katholiken redigirt und herausgegeben wurden, sämmtlich mit größter Entschiedenheit gegen die Jesuiten in dieser Angelegenheit auftraten, unzählige Deputationen zu dem Präsidenten kamen, hatte dieser, ein schwacher, von den Jesuiten umgarnter Mann, nicht den Muth, den gewünschten Befehl zu geben.

Da entbrannte in Valparaiso ein so großer Zorn gegen die Jesuiten, daß an 1000 Arbeiter sich mit Brechstangen bewaffneten, einen Eisenbahnextrazug nahmen und nach Santiago eilten, hier unter Drohungen sich vor das Haus des Präsidenten begaben und die sofortige Ordre zum Niederreißen verlangten, widrigenfalls sie sofort selbst diese Arbeit beginnen würden, wonach der Präsident eingeschüchtert nachgab.

Nach allen diesen Vorgängen fiel es wohl Manchem wie Schuppen von den Augen; sie kannten jetzt die Jünger Loyolas, die wahrlich nicht besser zu bezeichnen sind als die, welche „in Schafskleidern einher gehen, inwendig aber reißende Wölfe sind."

Von dieser Zeit an durfte keine Kirche mehr am Abend geöffnet werden.



Die Klosterkirche La Compania in Santiago
nach dem Brande.

Kapitel XXVII.

Mein Abschied von Chile.

Das Jahr 1863 nahte sich seinem Ende. Welch traurige Weihnachten für Santigo, wo nur selten eine Familie zu finden war, die nicht eines ihrer Glieder verloren hatte, — welch traurige Weihnachten auch für mich! —

Zwölf Jahre hatte ich in dieser Republik gelebt und trotz all' meiner Unternehmungen, trotz der größten Anstrengungen, wie Opfer an Zeit, Geld und Gesundheit und trotzdem ich mein Leben dabei eingesetzt, nichts erreicht! — Ich hatte Alles, was ich in dieser Zeit erworben, wieder verloren. — Meine letzte Hoffnung endlich, die Mittel, die mir als einigen Ersatz für die vielen Tausende, die ich geopfert, um das angefangene Werk zu beenden, zwei Präsidenten aus Staatsmitteln versprochen, war zu nichte geworden. —

Ich stand nun mittellos da, infolge der Strapazen an Körper und Geist gebrochen, und so schwer es mir auch wurde, beschloß ich nach Europa zurückzukehren.

Wenn ich nun auch nach so langem Aufenthalt in diesem reichen Land es ohne Vermögen verlassen mußte, so halte ich es doch für meine Pflicht, die Vorzüge dieser Republik, wo ich ja auch glückliche Zeiten verlebt, hervorzuheben. —

Chile ist unstreitig eine Musterrepublik, das chilenische Volk das Gastfreundlichste und die Deutschen daselbst, obwohl sie aus

aller Herren Länder zusammengewürfelt sind, ein Vorbild der Eintracht. Sie unterstützen sich nicht nur untereinander, sondern gehen auch den Ankommenden mit Rath und That zur Hand. —

Die Hauptgründe, die mich dazu bewegen, dies Land den Deutschen Auswanderern zu empfehlen, sind erstens die geordneten politischen Verhältnisse, wo die Präsidenten seit vier Epochen, nachdem sie fünf Jahr regiert, stets wieder erwählt worden sind, zweitens die sehr guten und weisen Gesetze, vollkommener Schutz und Sicherheit des Eigenthums und die Respectirung der deutschen Flagge. — Ferner die freie Religionsausübung, das herrliche Klima, der ausgezeichnete Gesundheitszustand, wo nie eine Epidemie aufgetreten ist.

Chile ist ein Land, wo keine giftigen Insekten, Schlangen noch wilde Thiere existiren. Es hat ausgezeichnete Verkehrswege, als Eisenbahn und Chauseen, Telegraphenverbindungen mit Europa, an der ganzen Küste vollkommen geregelten Postverkehr, ferner gute Hotels, Aerzte, Apotheken, einen großen Reichthum an Gold, Silber, Kupfer und Kohlen, herrliche Weiden und Ebenen für den Acker-, Wein- und Obstbau. —

Meinen Worten wird man wohl umsomehr Glauben schenken, als ich ja nichts erworben, viel gelitten und bittere Enttäuschungen erfahren habe. Aber der Wahrheit die Ehre! —

Möge dieses Werk dazu beitragen, daß die Vortheile Chiles in Europa bekannt werden und daß man es schätzen lerne wie es das Land und seine Bewohner verdienen, und bin ich überzeugt, daß diejenigen, welche durch diese Schilderungen angeregt vielleicht hinübergehen, dort ein zweites glückliches Vaterland finden werden.

Kapitel XXVIII.

1864.

Reise von Valparaiso nach Callao.

Am 17. März 1864 begab ich mich begleitet von vielen meiner Freunde auf den der Pacific Steam Navigation Company gehörigen Dampfer „Lima“, um mich nach Peru einzuschiffen. Der Dampfer war von Passagieren überfüllt, und als der letzte Schuß erdröhnte und ich mich von allen Lieben verabschiedet und Valparaiso meine letzten Grüße gesandt, flog der Dampfer hinaus in die schäumende See. —

Am nächsten Mittag erreichten wir Coquimbo und am darauffolgenden Morgen Caldera. Hier hatten sich viele meiner Freunde von Copiapo eingefunden, um mir noch einmal die Hand zu drücken, und nachdem wir noch ein Stündchen bei einem Glas Wein zugebracht, verabschiedete ich mich auch von diesen wohl für immer. —

Von hier aus gelangten wir auf unserer Weitereise nach dem unter 22° 34′ Südl. Br. gelegenen einzigen Hafen der Republik Bolivia, Cobija, ein kleiner nur 2000 Einwohner zählender, in brennendem Wüstensande gelegener Ort. Nächstdem erreichten wir den unter 20° 12′ 30″ gelegenen ersten peruanischen Hafen Iquique, auch nur ein kleiner Ort von 2000 Einwohnern. — Letzterer ist dadurch berühmt, daß sich in seiner Nähe die so reichen Salpeter- und Boraxlager befinden, welch’ ersterer unter dem Namen Chilesalpeter bekannt ist und einen Weltruf hat.

Weitersegelnd erreichten wir den unter 18° 28′ 5″ gelegenen Hafen von Arica, der etwa 4000 Einwohner zählte. Dieser Ort war 1833 durch ein Erdbeben total zerstört, später aber wieder aufgebaut worden.

Da sich der Dampfer mehrere Stunden hier aufhielt, begab ich mich mit vielen meiner Mitpassagiere ans Land und erstiegen wir vorerst einen schroffen Felsenhügel, auf welchem Wege dahin Seehunde in Heerden, wie ich sie selten gesehen, am Ufer lagerten und so wenig schüchtern waren, daß sie sich nur wenn man sie berührte, ins Meer stürzten. Der Berg war so von Nestern von Albatrosen, Möven, Pelikanen u. s. w. bebaut, daß sich Schritt für Schritt ein Nest befand und waren die Vögel in solchen Schaaren vorhanden, daß sie bei ihrem Aufflug effectiv die Sonne verfinsterten. Ihre Tummelplätze fand ich fußhoch mit ihren Excrementen bedeckt, was den vorzüglichsten Guano gab. — Was für mich aber von größtem Interesse, war eine alte indianische Begräbnißstätte, auf die man beim Planiren des zum Bahnhof nöthigen Terrains der nach der 39½ engl. Meilen entfernten Stadt Tacna im Bau begriffene Eisenbahn gestoßen war. — Bei unserer Ankunft waren bereits Hunderte von Gräbern geöffnet und die Leichen resp. Mumien sämmtlich ins Meer geworfen worden, da der fanatische katholische Clerus es nicht zugab, daß die Heiden auf geweihtem Boden wieder bestattet würden. —

Wir ließen uns mehrere der Gräber öffnen und fanden die Mumien sämmtlich in Strohdecken gehüllt sitzend in ihren Gräbern, zu ihren Füßen Pfeil und Bogen, Achatkugeln, Geschmeide und dergl. mehr. — Bemerkenswerth waren bei Allen die so gut erhaltenen schönen weißen Zähne und bei Frauen und Mädchen das üppige Haar, das mitunter bis zum Knie reichte. —

Hierauf kehrten wir zum Schiff zurück, und weitersegelnd gelangten wir nach dem Hafen von Islay, unter 17° S. B. gelegen. Es war dies ein kleiner nur 1000 Seelen zählender Ort, aber dadurch von Wichtigkeit, daß er der Hafen von Arequipa war. — Arequipa, das 40,000 Einwohner zählte und am Fuße des sich schroff erhebenden 20,000 Fuß hohen Vulkans von Misti lag, wurde 1540 gegründet, hatte aber das Unglück 1582, 1784, 1831 und 1845 durch Erdbeben zerstört zu werden. Man zählte hier von 1811 bis 1848 826 weniger heftige Erdbeben. — Um die Stadt zu erreichen, mußte man eine in Fels gehauene 150 Fuß hoch steil ansteigende Treppe erklimmen. —

Von hier ging es nach Chala, ein unbedeutender Hafen, und von da nach Pisco unter 13° 43′, ein Ort von 4000 Einwohner, der dadurch einen Ruf erlangt, daß hier ein aus Trauben und Zuckerrohr bereiteter Schnaps, Pisco genannt, fabricirt wird, der an der ganzen Küste Südamerikas das Lieblingsgetränk bildet. —

Zehn engl. Meilen nordöstlich von hier erreichten wir die berühmten Chincha- oder Guano-Inseln von Peru. — Da wir auch hier längere Zeit Aufenthalt hatten, ging ich mit einem Theil der Passagiere ans Land, um diese interessanten und berühmten Inseln in Augenschein zu nehmen.

Es sind drei und hat die größte 5000 Fuß Länge, 2400 Fuß Breite und 200 Fuß Höhe, von welch' letzteren 90 Fuß auf den Guano kommen, der von Hunderttausenden von Vögeln seit Jahrhunderten erzeugt worden ist. —

Unsere Landung war mit vielen Schwierigkeiten verbunden, da eine große Anzahl von Schiffen aller Nationen hier auf Ladung warteten, und kann man sich hiernach einen Begriff machen, welch lukratives Geschäft der Guano war und welche Summen die Republik Peru damit verdiente, da in einem Jahr allein über 300,000 Tonnen im Werthe von 12,000,000 Pesos gewonnen wurden. —

Die Inseln wurden von einem Gouverneur, einem Deutschen, verwaltet, der 50 Europäer, einige 50 Chinesen und 250 Neger zu seiner Verfügung hatte; erstere erhielten täglich zwei Pesos und letztere sieben Pesos per Monat nebst freier Station.

Gern hätten wir hier länger verweilt, aber die Ausdünstungen waren derart, daß wir uns bald beeilten nach dem Schiff zurückzukehren.

Nachdem wir von hier aus in nordwestlicher Richtung weiter gefahren waren, erblickten wir vorerst einen aus dem Meere sich erhebenden Gebirgszug von 1000 Fuß Höhe, 4½ engl. Meilen Länge und einer Meile Breite; dies war die Insel San Lorenzo. An dieser vorüberfahrend, breitete sich vor unseren Augen der Haupthafen der Republik Peru, Callao aus. — Bald rasselten die Ankerketten und ich hatte mein Ziel erreicht. — Ich begab mich nach dem ganz nahe am Meere gelegenen Hotel Americano.

Kapitel XXIX.

Callao.

Callao liegt 12° 4′ S. B. und 77° 13′ 30″ W. L., zählte 10,000 Einwohner und ist einer der bedeutendsten Welthäfen Süd-Amerikas.

Es lagen hier Hunderte von Schiffen aller Nationen und herrschte ein ungemein reges Leben und Treiben.

Der Ort war von den chilenischen Städten sehr verschieden sowohl in Bezug auf die Bauart der Häuser, als auch seiner Bewohner. Es gab hier keine großartigen Bauten außer dem Zollhause, dem Bahnhof und dem Hafendamme. Die Häuser waren sehr primitiv hergestellt; sie bestanden größtentheils aus Palmenrinde mit Lehm verschmiert und sämmtliche hatten flache Dächer. — Besonders fiel mir die Verschiedenheit der Menschenracen auf, und wenn es in der Republik Chile eine Seltenheit war, einen Neger, Mulatten oder Chinesen zu sehen, so bestand ein großer Theil der Bevölkerung hier aus diesen und konnte man Menschen vom tiefsten Schwarz bis zum blendenden Weiß sehen, wie auch Braune aller Schattirungen. —

Es war dies sehr natürlich, wenn man bedenkt, daß die dunkelbraunen Eingeborenen indianischer Abkunft mit den weißen Spaniern sich gekreuzt, Neger mit Weißen oder Indianern sich vermischt und drittens Chinesen mit Weißen, Schwarzen und Braunen sich gepaart, und nun wieder die Sprossen aus diesen Mischehen sich unter einander vermischt, wodurch alle Schattirungen von Farben entstanden waren.

Mein Hotel, das das beste sein sollte, war schlecht und würde in Chile ein Hotel dritten Ranges sein. Es lebten hier viele Ausländer, besonders aber Engländer und Nordamerikaner und sollte ich bald das Sprichwort derselben: „Time is money“ bewahrheitet finden. Denn als zur Table d'hôte geläutet wurde, versammelten sich binnen kaum zehn Minuten wohl an 40 bis 50 Personen in einem Vorzimmer; beim zweiten Signal wurden die Thüren zum Speisesaal geöffnet und Alles stürzte hinein. Die Tafel war mit allen Gerichten von der Suppe bis zum Dessert vollkommen besetzt. Es wurde hier nicht servirt, sondern Jeder langte zu und nahm was ihm convenirte und binnen kaum zwanzig Minuten war die Abfütterung vorüber und der Salon vollkommen leer. Drückte man über dies wahrhaft ungemüthliche Diner sein Erstaunen aus, so hieß es: Time is money.

Nach der Table d'hôte unternahm ich einen Spaziergang durch die Straßen, um den Ort kennen zu lernen, und war ein Deutscher aus Königsberg, Namens Freimann, so freundlich die Führung zu übernehmen.

Infolge der tropischen Hitze begaben wir uns zuerst an den Strand, wo verschiedene Badeanstalten waren, um uns durch ein Seebad zu erfrischen. Es herrschte hier ein ungemein reges Leben, da die besseren Classen der Bewohner von Lima ihren Sommeraufenthalt hier genommen.

Am Strande entlang promenirend wurde meine Aufmerksamkeit durch Hunderte von Pelikanen, die in einer langen, schnurgrade sich hinziehenden Reihe am Ufer saßen, erregt. Dieselben warteten das Zurückgehen der Wellen ab, um die zurückbleibenden Fische, Schaalthiere ꝛc. zu erbeuten und flohen bei der Wiederkehr derselben in Reih und Glied auf ihre vorher innegehabten Plätze zurück, was höchst komisch aussah. Am meisten interessirte mich aber das Terrain, das sich vom Meere landeinwärts in einer ganz mit Sand bedeckten Ebene nach Lima zog, in welchem, nächst dem Meere, sich die alte Stadt Callao befand, die 1746 bei dem großen Erdbeben total versank und mit ihr an 8000 Menschen; bei welchem Erdbeben auch in Lima einige Tausend Menschen umkamen.

Das einzig Sichtbare waren nur noch einige starke Mauern von Klöstern, die aus dem Sande emporragten, und eine Unzahl von verschiedenen Gegenständen, Schädeln und Gebeinen, die überall zerstreut umherlagen. — Durch dieses Erdbeben wurde zugleich die Insel San Lorenzo gebildet, welche vordem mit dem Festlande durch einen schmalen Streifen Landes, auf welchen sich ebenfalls Häuser erhoben, verbunden war,

deren Trümmer man noch heut bei klarem Wasser in der Tiefe sehen kann. —

Dies Alles erregte mein Interesse in so hohem Grade, daß ich beschloß, hier Ausgrabungen vorzunehmen, um die mit der Stadt zugleich untergegangenen Schätze ans Tageslicht zu fördern. — Um mir das Privilegium zu sichern, wollte ich keine Zeit verlieren, um beim Präsident in Lima vorstellig zu werden, und begab mich schon am nächsten Tage mit der Bahn dahin. — Nachdem wir erst ein Stück am Meeresufer dahin gefahren, dann die Ebene gekreuzt hatten, wo das alte Callao gestanden, erreichten wir nach einer Meile einige Hütten, wo sich ein großes eisernes Kreuz befand, welches aus dem Hauptanker eines beim Erdbeben 1746 durch die Wellen bis hierher verschlagenen englischen Kriegsschiffes zur bleibenden Erinnerung an das großartige Naturereigniß errichtet worden war.

Von hier weiterfahrend, gewann die Gegend nach und nach mehr Leben; auf der rechten Seite gewahrte ich einige circa 100 Fuß hohe Hügel, die Indianergräber enthielten. Bald darauf passirte der Zug die Vorstädte von Lima, durchfuhr herrliche Plantagen von Bananen und erreichte den mitten in der Stadt gelegenen Bahnhof. —

Es herrschte hier ein ungemein geschäftiges Leben, das durch die vielen verschiedenfarbigen Menschen, die hier zusammengewürfelt waren, einen komischen Anstrich erhielt. — Ich übergab mein Gepäck einem Neger mit dem Auftrag, mir dasselbe nach dem unweit des Bahnhofs am Hauptplatz gelegenen Hotel Morin zu bringen, und war nicht wenig erstaunt dort sieben Neger, der eine mit einem Koffer, der zweite mit der Hutschachtel, der dritte mit dem Regenschirm u. s. w. anlangen zu sehen, für welche Leistungen ein Jeder 1 Pesos verlangte. —

Kapitel XXX.

Historische Nachrichten über Peru.

Die Republik Peru, welche, zwischen dem 3° und 21° Gr. S. B. und 71° 81° W. L. gelegen, 24,000 □ Meilen umfaßt, 375 Meilen sich an den Ufern des Stillen Oceans hinzieht, im Norden an die Republik Ecuador, im Süden an die Republik Bolivia, im Osten an Brasilien, im Westen an den Stillen Ocean grenzt und zwei Million Einwohner hat, ist unstreitig eines der reichsten und interessantesten Länder Südamerikas. —

Was die graue Vorzeit betrifft, weiß man leider nur sehr wenig über das Reich der Incas, deren Volk sich aber auf einer hohen Culturstufe befunden haben muß, was die großartigsten und staunenerregendsten Bauten von Straßen, wie Wasserleitungen durch Gebirge und über Schluchten beweisen.

Nach Traditionen lebten die Peruaner früher in größter Barbarei und Grausamkeit versunken und sandte die Sonne zwei ihrer Kinder, den Manco Capac und die Mama Ollo Huaco, den ersteren, um den Männern Ackerbau und Viehzucht zu lehren, letztere, um die Frauen und Mädchen in weiblichen Arbeiten zu unterrichten. — Manco Capac gründete im 12. Jahrhundert die alte peruanische Hauptstadt Cuzco inmitten seines Reiches und eine erbliche Dynastie. Er war Alleinherrscher, zugleich aber auch Oberpriester der Sonne, welcher er einen Tempel erbaute, dessen Wände und Götzenbilder von gediegenem Gold und Silber, mit den reichsten Edelsteinen verziert, hergestellt waren.

Eine große Anzahl der Sonne geweihte Jungfrauen, sogenannte Vestalinnen, versahen den Tempeldienst und führten auf der großen vor diesem Tempel befindlichen Plaza an besonderen Festtagen ihre ceremoniösen Tänze und Spiele auf und brachten Opfer dar. Die geweihte heilige Stätte war von einer massiven goldenen Kette umspannt, deren jedes Glied einige Pfund gewogen haben soll.

Manco Capac hatte zwei Söhne, Huascar und Atahualpa und theilte, als er starb, sein Reich, welches damals nicht allein das heutige Peru, sondern auch die heutige Republik Ecuador, die Republik Bolivia und einen großen Theil der Republik Chile, also über 40 Breitegrade umfaßte, unter diese. — Atahualpa bekriegte später seinen Bruder, entriß ihm das Land und machte sich zum Alleinherrscher, und befand sich das Land unter seiner Regierung 1525 auf der höchsten Stufe der Blüthe. 1532 langte nun der spanische Feldherr Francisco Pizarro in Tumbes an und ließ Atahualpa zu sich berufen, um mit ihm zu unterhandeln. — In Cajamarca trafen sie zusammen. Hier ließ Pizarro den Atahualpa, der mit den Angesehensten seines Reiches erschienen war, verrätherischer Weise in's Gefängniß werfen und verlangte von ihm für seine Freilassung, daß er das Zimmer, worin er sich befand, so hoch mit Gold fülle, als er mit seinem Degen bezeichnete, welcher Strich noch heutigen Tages gezeigt wird.

Auf diese Forderung hin sandte Atahualpa die Großen seines Reiches in alle Theile desselben, um diese kolossale Masse Goldes zu beschaffen, was diesen auch binnen kurzer Zeit gelang. Nichtsdestoweniger ließ ihn Pizarro, durch den Glanz des Goldes gereizt, erdrosseln, um sich in den Besitz des Landes zu bringen.

Laut geschichtlichen Nachrichten kamen, um Atahualpa zu befreien, und ihre Liebe für den Herrscher zu bezeugen, auch die Eingeborenen aus allen Theilen des Reiches mit Gold. Auf dem Wege nach Cajamarca erhielten sie nun die Nachricht, daß ihr Herrscher bereits ermordet sei. Traurig kehrten sie mit ihrer einige Hundert Lamas zählenden Heerde um und versenkten oder vergruben das Gold, damit es den habgierigen Spaniern nicht in die Hände falle. — Diese schlauen Indianer trieben darauf diese Lamaheerde eine Strecke weiter, wo sie sie sämmtlich niedermachten, um dadurch die Stelle, wo das Gold wirklich lag, zu verheimlichen und etwa danach Suchende irre zu führen.

Ich hörte, daß die Skelette dieser Lamas heute noch im Wüstensand existiren und viele Eingeborene als auch Engländer an dieser Stelle Nachgrabungen unternommen hatten, aber ohne jeden Erfolg.

Nach dem Tode Atahualpa's zogen die Spanier, vor Begierde brennend, das reiche Land unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, immer weiter landeinwärts und war ihr Hauptziel die Hauptstadt Cuzco. Dort angekommen machten sie wohl bedeutende Beute, aber der Reichthum des Tempels: die Wände von Gold und Silber, die Götzen von gediegenem Golde, die vielen Edelsteine und die erwähnte große goldene Kette waren verschwunden und sind es auch bis heutigen Tages geblieben, da der Indianer bekanntlich dem Weißen nicht verräth, wo Schätze liegen, obwohl sich das Geheimniß von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat.

Langwierige kostspielige Ausgrabungen sind von Spaniern wie von Engländern noch vor wenigen Jahren unternommen worden, ohne die Schätze zu Tage zu fördern; eben so wenig sind die Schätze des zweitgrößten Sonnentempels Peru's, den von Pachacamac, welcher nur einige Meilen von Lima liegt, aufgefunden worden und nur eine französische Compagnie hatte zur Zeit meines Aufenthalts in Peru das Glück, in den nördlichsten Theile Perus, in Tumbes, einen Schatz von Hunderttausend Pesos zu finden. Außerdem fand ein Gutsbesitzer einige Meilen von Pachacamac entfernt eines Tages, daß sich der Boden eines seiner Felder gesenkt hatte, und als er nachgrub, fand er daselbst Götzen von massivem Golde im Werthe von ca. 30,000 Pesos, die wohl dem Tempel Pachacamac entstammten.

Kapitel XXXI.

Lima.

Lima, die sogenannte Stadt der Könige, wurde 1535 von Franzisco Pizarro an den Ufern des breiten oft sehr reißenden Flußes Rimac unter 12° 3′ 40″ S. B. und 76° 52′ 38″ W. L. gegründet, liegt 174 Meter über dem Meere, 1½ Meilen von Callao und zählte bei meiner Anwesenheit gegen 150,000 Einwohner.

Auch sie hatte viel von Erdbeben zu leiden und besonders die von 1630, 1687, 1746, 1806 und 1828 zerstörten einen großen Theil der Stadt und kamen dabei Tausende ums Leben.

Die ganze Stadt bildet ein unregelmäßiges Dreieck und wurde im Jahre 1685 ringsum mit Festungswerken umgeben. Sie ist nach spanischem System ganz symmetrisch gebaut; grade breite Straßen von Süd nach Nord werden von anderen von Ost nach West rechtwinklig geschnitten.

Die Bauart der Häuser war hier sehr verschieden von der Chiles und Europas und gewährte es einen eigenthümlichen Anblick, daß sämmtliche Häuser nur flache Dächer hatten, auf denen man von Haus zu Haus spazieren gehen kann. Dazu kamen nun die vielen Kirchen, deren Lima über sechzig hat, worunter 10 Mönchs- und 11 Nonnenklöster.

Die Plaza de Armas, die ich von meinem Fenster aus übersehen konnte, war 170 Meter lang und breit und gepflastert. Mir gegenüber an ihrer Ostseite erhob sich die herrliche Kathedrale, welche, 1535 gebaut, 600,000 Pesos gekostet hatte, 1746 bei dem großen Erdbeben auch zerstört, aber wieder aufgebaut wurde. Sie war 160 Meter breit und

tief und besaß außer dem Hauptaltar noch 16 Nebenaltäre. Neben ihr befand sich der Erzbischöfliche Palast, welche beiden Gebäude die ganze Front einnahmen.

Die ganze Nordseite füllte der alte Palast der Vicekönige aus, der jetzt vom Präsidenten der Republik bewohnt war, ein schlechtes altmodisches Gebäude.

An der Westseite lag das große Municipalitätsgebäude und führten längs diesem hohe gewölbte von Granitsäulen gestützte Arcaden hin, unter welchen sich höchst elegante Läden befanden.

Die Südseite endlich war nur von Privathäusern eingenommen und befanden sich eben solche Arcaden daselbst.

In der Mitte des Platzes befanden sich von eleganten Eisengittern umgürtete Blumenanlagen und in ihrer Mitte erhob sich ein 1650 errichteter Springbrunnen aus Bronce mit einem 9 Meter breiten Becken und hoher Statue, wo aus vielen Löwenköpfen Wasser hervorsprudelte.

Nachdem ich recht gut Table d'hôte gespeist, wo ich Bekanntschaft mit mehreren Eingeborenen wie Deutschen gemacht, die mich mit Lima und seinen Sitten und Gebräuchen bekannt machen wollten, beschlossen wir, nachdem wir vorerst das großartige zu ebener Erde gelegene Kaffee, wo sich an zehn Billards befanden, besucht, einen Spaziergang durch die Stadt zu machen.

Die Straßen, die wir passirten, waren sämmtlich gut gepflastert, mit gutem Trottoir versehen und in den Rinnsteinen floß frisches Wasser, an welchen ich oft einzeln, öfter in kleinen Schaaren die berühmten Aasgeier fand, die, weil sie alle Unreinigkeiten, Ratten und Mäuse aus den Rinnsteinen auffischen, als die Sanitätspolizei angesehen und deshalb allgemein hochgeschätzt werden. Sie sind infolge dessen, daß sie von Niemand gestört werden, höchst dreist und kann man sie mit den Händen greifen.

Auf diesem Spaziergang gelangten wir auch auf die Plaza de la Inquisition, wo früher die Ketzer verbrannt wurden. Hier befindet sich der Inquisitionspalast, wo noch die alten Marterwerkzeuge zu sehen sind, sowie die 1576 gegründete Universität; nahe von da das großartige Franziskanerkloster mit seinen vielen Höfen, Kirchen und Kapellen.

Von hier aus begaben wir uns über die über den Rimac führende steinerne Brücke, die 1610 gebaut wurde, nach dem jenseits gelegenen Stadttheil. — Der Fluß war jetzt seicht und da er so sehr reich an Krebsen war, waren viele Menschen damit beschäftigt diese einzufangen.

Am Ufer entlang führten schöne Promenaden nach der Arena, dem Acho, wo jeden Sonntag die Stiergefechte abgehalten wurden.

Von da uns mehr dem Gebirge zuwendend, erreichten wir die Haupt-Alameda, welche mit den herrlichsten Bäumen und Blumen, Springbrunnen und Statuen verziert war.

Auf dem Rückwege machten wir noch einen Spaziergang an den Bastionen der Festungswerke entlang, um die ganze Stadt herum, aus welcher sieben Thore hinausführen, und des Abends führten mich meine neuen Bekannten in eine der unzähligen Spielhöllen, welche hier existirten.

Am nächsten Tage machte ich dem preußischen Generalconsul Müller, an welchen ich Empfehlungen hatte, wie dem Chef des ersten deutschen Hauses, Güldemeister, meine Aufwartung, bei welchen Beiden ich freundliche Aufnahme fand. Dann besuchte ich Herrn Carlos Pflücker und seinen Bruder, welche aus meiner Vaterstadt Waldenburg in Schlesien gebürtig und seit langen Jahren hier ansässig waren und in den im Innern des Landes 5000 Meter hoch gelegenen Silberbergwerken von Morococha ein bedeutendes Vermögen erworben hatten; ferner Herrn Max Hahn aus Breslau, den Director des städtischen Leih-Amtes. — Ich hatte aber auch Empfehlungen an Eingeborene mitgebracht und wurde besonders von dem peruanischen General Morote freundlich empfangen, dessen Haus ich, so lange ich in Lima lebte, als Hausfreund besuchte.

Da dieser mit dem Präsidenten der Republik Don Juan Antonio Pezet i Rodriguez, welcher seit dem 2. April 1863 regierte, sehr befreundet und bei diesem sehr viel im Palast verkehrte, theilte ich ihm auch bald mein Project betreffs der Ausgrabungen von Callao mit, und da er sich für mein Unternehmen interessirte, versprach er mir mich baldmöglichst dem Präsident vorzustellen und mein Project zu befürworten. Der Präsident war aber momentan verreist und so mußte ich mich bis zu dessen Rückkehr gedulden, welche Zeit ich benutzte, Lima und seine Bewohner, wie deren Sitten und Gebräuche näher kennen zu lernen.

In den Abendgesellschaften bei dem General Morote, wo ein Flor der Damen der ersten Häuser verkehrte, hatte ich Gelegenheit diese Schönheiten mit ihrem alabasterweißen Teint, die einen Weltruf haben, zu bewundern, und sie zugleich von ihrer lebenslustigsten und genußsüchtigsten Seite kennen zu lernen.

Man nennt Lima „das Paradies der Frauen und die Hölle der Ehemänner", und dies mit Recht, da die Moral der Frauen auf keiner zu hohen Stufe steht. — Das peruanische Weib ist sinnlich, gefall- und



Frauentrachten aus den Republiken
Chile und Peru.

putzsüchtig und liebt sehr auf Liebesabenteuer auszugehen, die durch die Saya y Manta (ein über den Kopf gezogenes Tuch, das so geschickt um und über den Kopf geschlungen wird, daß nur das Auge sichtbar bleibt) so sehr begünstigt werden. Dabei ist es bigott und abergläubisch und versäumt selten eine Messe.

Um nur eine Idee von dem Standpunkt der Moral in Lima wiederzugeben, will ich zwei Punkte hier anführen.

Ich war in dem Hotel Morin, dem ersten und theuersten, abgestiegen, besaß aber nicht die Mittel ein kostspieliges Leben zu führen, weshalb ich mich nach dem in der Hauptstraße gelegenen Hotel Bola de Oro, wo ich für ein freundliches Zimmer im ersten Stock und gutes Essen bedeutend weniger zu zahlen hatte, begab.

Wenn ich nun auch Anfangs mit meiner Wahl sehr zufrieden war, und eine herrliche Aussicht über die Hauptstraße und die ganze Plaza hatte, so fehlten doch auch die Schattenseiten nicht, die mich zwangen, mich nach dem in derselben Straße gelegenen Hotel Americano zu begeben.

In der Bola de Oro wurde nämlich Tag und Nacht Bank gelegt und herrschte ein sehr unruhiges Leben und tolles Treiben, infolge dessen eine große Anzahl der der Demi monde angehörende Damen unaufhörlich dieses Hotel belagerten und mir im höchsten Grade lästig wurden.

Der zweite Punkt wäre die Geburtsliste von einem Jahre in Lima, deren Zahlen deutlich von dem sinnlichen Leben erzählen, und zwar wurden geboren:

Knaben:

	weißer Abkunft:	indianischer Abkunft:	Neger:	
ehelich	442	142	141	= 725.
unehelich	304	176	359	= 839.

Mädchen:

	weißer Abkunft:	indianischer Abkunft:	Neger:	
ehelich	423	107	129	= 659.
unehelich	258	201	352	= 811.

In den Cirkeln bei General Morote erhielt ich auch sehr interessante Daten in Betreff des Heeres, das wie in Chile aus der Linie und Nationalgarde bestand. So existirte z. B. ein kolossales Mißverhältniß zwischen Soldaten und Offizieren.

Die Linie zählte zu meiner Zeit ungefähr 9000 Mann, die von fünf Marschällen, vier Divisions- und 21 Brigade-Generälen, 140 Obersten,

187 Oberst-Lieutenants, 208 Majors, 421 Capitänen und über Tausend Lieutenants befehligt wurden.

Die Rekruten stellten sich nicht freiwillig, sondern mußten durch Soldaten zusammengetrieben werden. Dabei entwischten sie nach den unzugänglichen Bergen und mußte die Regierung ihre Zuflucht oft zu einer List nehmen, um nur die nöthigen Mannschaften zusammenzubringen. So war u. A. einmal eine Bekanntmachung erlassen worden, daß in dem und dem Ort die heilige Jungfrau Blut schwitze, und von Nah und Fern war Alt und Jung, Männlein und Weiblein herzugeströmt, um dies Wunder zu sehen. Dies war aber nur eine Falle gewesen, und während vorn Alles herzu- und entgegengesetzt wieder hinausströmte, wurden dabei die jungen kräftigen Burschen ergriffen und als Vaterlandsvertheidiger mit hinweggeführt.

Wie überaus reich Lima früher und zum Theil jetzt noch ist, bekundet wohl, daß als der letzte Vicekönig einzog, die Straße, in welcher ich wohnte, mit gediegenen Silberbarren gepflastert war, welche einen Werth von mehreren Millionen repräsentirten und von den reichen Privat- wie Kaufleuten, Bergwerks- wie Gutsbesitzern leihweise geliefert worden waren, ferner der große Reichthum, der in Kirchen und Klöstern angesammelt war, von dem ein großer Theil jetzt allerdings verschwunden ist.

Um eine Idee von der Finanzwirthschaft dieses Landes zu geben, welches 10—12 Millionen Pesos allein aus dem Guano bezog, führe ich hier an, daß ein Präsident, als er eines Abends gegen 10,000 Pesos im Spiel verloren, einfach einen Check auf die Staatskasse ausstellte. Als dieser ihm nun am nächsten Morgen zum Gegenzeichnen präsentirt wurde, war er nicht wenig erstaunt, daß dieser auf 15,000 Pesos lautete. Darüber befragt, antwortete ihm der Secretär, daß es ursprünglich nur 10,000 Pesos gewesen wären, da er aber auch gerade 5000 Pesos gebraucht, so habe er der Einfachheit halber erstere Summe um letztere erhöht. Der Check erhielt die Namenszeichnung des Präsidenten und so wurden 15,000 Pesos für Privatzwecke aus der Staatskasse gezahlt.

Was das Klima anbelangt, war es hier im Allgemeinen sehr heiß, es regnete nie, vom September bis März herrschte große Trockenheit und die übrige Zeit nur Nebel, weshalb die Häuser auch nur mit flachen Dächern versehen sein konnten.

Der Gesundheitszustand war kein besonders guter und erstreckte sich das gelbe Fieber von Panama oft hierher und erforderte viele Opfer.

— Besonders unbequem war aber das ewig hier grassirende Fieber „Tertiana“ genannt, von welchem auch ich viel zu leiden hatte.

Wenn ich meine Verwunderung schon in Callao über die verschiedenen Menschenracen, die da leben, ausgedrückt habe, so war dies hier noch vielmehr der Fall.

Lima war von Negern und Chinesen fast überschwemmt, was eine Folge der im Jahre 1855 aufgehobenen Sklaverei war. Fast alle Neger verließen damals die großen Güter und Plantagen, wodurch die Gutsbesitzer in größte Verlegenheit geriethen, indem sie keine Arbeitskräfte besaßen, ihre Ernte einzuheimsen.

Andererseits zogen die Neger nun zu Tausenden nach Lima, und da so viele keine Beschäftigung finden konnten, entstand Raub, Mord und Todtschlag, so daß das Standrecht proklamirt werden mußte und täglich auf der Plaza de Inquisition Neger erschossen wurden.

Die Gutsbesitzer, um sich zu helfen, ließen nun Chinesen kommen, und kamen diese durch Gesellschaften, die sich gründeten, zu Tausenden in Callao an. — Gewöhnlich brachte ein Schiff drei bis fünf Hundert.

Weil Sklavenhandel verboten, wurde das Geschäft auf andere Art arrangirt. Jeder Chinese mußte nämlich für die Ueberfahrt sich verpflichten, sieben Jahr zu arbeiten bei freier Kost, Wohnung, Kleidung und sieben Pesos monatlich. Wenn nun ein Schiff in Callao landete, brachte der Capitän die am Bord befindlichen Chinesen an einem Tage, der durch die Zeitungen bekannt gemacht worden war, nach Lima und war ich sehr oft Zeuge, wie sie auf dem Bahnhof in Lima in Reih und Glied aufgestellt waren und nun die Bewohner Limas, wie Bergwerks- und Gutsbesitzer vom Lande kamen, und nachdem sie die für sie passenden heraus gesucht, für die oben angegebene Zeit für 250 bis 300 Pesos pro Mann kauften.

Der Chinese hat den Aberglauben, daß er nur in den Himmel gelangen kann, wenn er in seiner Erde ruht, weshalb es allgemein Sitte unter ihnen war, ihre ersten Ersparnisse bei ihrem Consul zu deponiren, um daß im Fall, wenn sie stürben, ihre Leichen nach China gebracht würden, und wurde mir versichert, daß ganze Schiffsladungen von Leichen nach China gebracht worden seien.

Da der Chinese ungemein sparsam lebt, hat er sich, nachdem er seine sieben Jahre abgedient und vollkommen frei wird, regelmäßig 400 bis 500 Pesos erübrigt, womit er sich nach Lima begiebt und daselbst ein Geschäft, gewöhnlich ein Frühstückslokal, etablirt.

Dadurch gab es in Lima ganze nur von Chinesen bewohnte Straßen, die sich durch den daselbst herrschenden Opiumgeruch und durch als Leckerbissen ausgehangene Ratten ꝛc. auszeichneten.

Die Geistlichkeit, die infolge der hier befindlichen 60 Kirchen und einigen 20 Klöstern massenhaft vertreten war, führte ein ausschweifendes Leben, war namentlich dem Spiel sehr ergeben und stand auf einer viel niedrigeren Stufe als die chilenische.

In Lima gab es unzählige Spielhöllen, die in viele Klassen zerfielen und deren jede für sich abgeschlossen war, so daß in der einen, wo die Generäle, Obersten, die hohe Geistlichkeit und Bankiers vertreten, die Kaufmannschaft und der gut situirte Bürger keinen Zutritt hatte, und aus diesen letzteren Kreisen wieder der weniger Bemittelte ausgeschlossen war, der wieder speciell unter sich verkehrte — aber überall war die Geistlichkeit aller Orden und Farben vertreten. — Selbst in einem Kloster hatten sie eine Spielbank etablirt, und wie groß ihre Spielwuth, war daraus zu ersehen, daß sie sich oft nach durchwachter Nacht von der Spielbank direct nach der Kirche begaben, um die Messe zu celebriren. Man erzählte mir ferner, daß sie, um ihren Lastern zu fröhnen, aus den Altargegenständen die Edelsteine herausgebrochen und durch Glas ersetzt hatten.

Ihr Oberhaupt, der Erzbischof, war ein Greis von einigen neunzig Jahren, und wie allgemein bekannt Besitzer von 12 Millionen Pesos Vermögen. Aber trotz seines kolossalen Reichthums war er ungemein geizig und weder wohlthätige Anstalten noch Arme empfingen irgend eine Unterstützung.

Dagegen erhielt er von bigotten Frauen zur Kräftigung und Erhaltung seiner Gesundheit viele Leckerbissen, an denen er sich aber aus zu großem Geiz nicht erquickte, sondern sie auf dem Markte noch veräußern ließ. — So kam es einmal vor, daß er einen Truthahn dreimal hintereinander als Geschenk erhielt und ihn auch dreimal veräußern ließ, als er denselben aber zum viertenmal zu Gesichte bekam, er ihn endlich, wenn auch mit schwerem Herzen, braten ließ.

Was die Klöster betrifft, war das bedeutendste und größte das von San Pedro, der frühere Hauptsitz der Jesuiten an der ganzen Westküste von Süd-Amerika, in welchem sie ihre Baarschätze aufbewahrten.

Da General Morote Chef der Nationalgarde war und seine Bureaus sich in diesem Kloster befanden, hatte ich besonders Gelegenheit dieses großartige alte Kloster kennen zu lernen.

Wenn mich einestheils mehrere in den langen Corridoren dieses Klosters befindliche große Bilder, auf welchen die Jünger Jesus als Missionäre ermordet wurden, wie die vielen in der Bibliothek befindlichen von ihnen verfaßten Manuscripte und ausgezeichneten Werke mit Ehrfurcht und größter Bewunderung erfüllten, so bemächtigte sich meiner anderntheils nach den erhaltenen verbürgten Nachrichten über ihre Habsucht und empörende Sittenlosigkeit und den nach ihrem Wahlspruch: „Der Zweck heiligt das Mittel!" verübten Thaten ein anderes Gefühl, denn ihr Thun und Treiben war derart, daß junge Frauen und Mädchen sich dem Beichtstuhl in San Pedro nicht mehr nahen konnten, ohne Gefahr zu laufen, von den galanten Jüngern Loyolas entehrt zu werden.

Da die Jesuiten aber ihre Beichtkinder nicht verlieren wollten, wurde zur Beruhigung der Väter und Gatten die Mauer des Hauptschiffs dieser Kirche nach dem Nebenschiff zu durchbrochen und die Beichtstühle der Patres derart im Haupttempel angebracht, daß sie von nun an die Beichte der Frauen und Mädchen durch die dicke Mauer hörten. Diese Einrichtung existirt heute noch und wird jedem Fremden zur Erinnerung an die galanten Väter der Gesellschaft Jesu des vorigen Jahrhunderts gezeigt.

Ebenso wie in Chile wurden auch hier die Jesuiten plötzlich durch einen Befehl des Königs von Spanien verhaftet, ihre Klöster und Güter eingezogen und sie nach Europa gebracht.

Welcher Fanatismus auch hier herrschte, wird dadurch bezeugt, daß die Geistlichkeit dem Director des Leihamtes, Herrn Hahn aus Breslau, der ein Jude war, das Begräbniß verweigerte. — Eine seiner Freundinnen aber sorgte durch bedeutende Geldopfer dafür, daß er noch getauft wurde, worauf er 24 Stunden öffentlich in der Kirche im Büßergewande ausgestellt wurde.

Ich begleitete ihn auch zur letzten Ruhestatt nach dem Kirchhof, der von denen, die ich bis jetzt gesehen, ganz abweichend angelegt war. — Die ganze zehn Morgen große Fläche war ein herrlicher Garten mit schönen Alleen und Blumenbosquets und kein Grabhügel, kein Kreuz, wie anderwärts, war zu erblicken. Das Ganze war von einer acht Fuß dicken hohen Mauer umzogen, in der sich drei Reihen Nischen befanden, in welche die Särge hineingeschoben und dann vermauert wurden. Auf diese Weise gingen die Leichen nicht in Verwesung über, sondern schrumpften zu Mumien zusammen.

Sobald der Präsident zurückgekehrt war, stellte mich der General Morote demselben vor, und nachdem ich ihm mein Project in Bezug auf die Ausgrabungen in Callao mitgetheilt, versprach er mir beste Unterstützung, verlangte jedoch von mir, daß ich ihm erst einen ausführlichen Plan unterbreiten sollte.

Um diesen aufzunehmen, begab ich mich sofort nach Callao, miethete mich dort im Hotel Americano ein, und begann sofort die Arbeiten.

Die größte Schwierigkeit bestand darin, daß man dieses ganze Terrain von Callao aus übersehen und nur mit Lebensgefahr betreten konnte, da ein so großer Aberglaube in Callao herrschte, daß wenn da Ausgrabungen vorgenommen würden, das neue Callao untergehen würde, und die unteren Schichten der Bevölkerung, besonders die Neger, derart fanatisirt waren, daß Jeder, der es wagte, unbarmherzig niedergeschlagen wurde, welches Schicksal zwei englische Matrosen bei ihrem Unterfangen, Ausgrabungen vorzunehmen, mit dem Leben bezahlt hatten.

Durch Bemühungen des General Morote hatte ich Ansichten und Grundrisse der untergegangenen Stadt erhalten, außerdem war ich an einen Eingeborenen Namens Torres empfohlen, der im Besitz sehr interessanter Daten war, und war nun meine Hauptaufgabe, alle Straßen und Plätze und besonders die Münze, in welcher laut Nachrichten Millionen liegen sollten, genau festzustellen.

Um das Ziel zu erreichen, mußte ich meine Zuflucht zu einer List nehmen und zog daher jeden Morgen mit mehreren Leuten mit dem photographischen Apparat hinaus, um Ansichten aufzunehmen, und als ich mich durch Compaß 2c. gehörig orientirt, konnte ich nun daran denken, das eigentliche Ausgrabungs-Terrain zu betreten.

Ich verabredete nun mit Herrn Torres, der das lebhafteste Interesse für mein Unternehmen hegte, in einer der nächsten Nächte den Ruinen einen Besuch abzustatten.

Es war eine sehr nebelige und finstere Nacht, als wir heimlich aus Callao schlichen, um uns mit zwei chilenischen Bergleuten, die ich engagirt und die die nöthigen Werkzeuge, Lichte, Lebensmittel, wobei auch der berühmte Pisco nicht fehlte, mit sich führten, am Meeresufer zu vereinigen und uns nach den Ruinen zu begeben.

Wir durchkreuzten die ganze Schädelstätte von West nach Ost, und als wir die Trümmer des zunächst gelegenen Klosters erreichten, fanden wir eine noch ziemlich gut erhaltene Treppe, die nach dem Inneren hinab führte. Unten angekommen, bemerkten wir, daß wir uns in einer

Todtenkammer befanden, wo eine Menge Särge standen. — Ein Theil war noch gut erhalten, aber erbrochen, und die Leichen ihres Schmuckes beraubt. Der größere Theil war aber zerfallen und die Gerippe und Schädel lagen wild durcheinander am Fußboden umher.

Da wir hier nichts Besonderes vorfanden, setzten wir nach kurzer Zeit unseren Weg fort und erreichten nach nur einigen Hundert Schritten die Ruinen eines zweiten Klosters, von wo aus ich meine Ausgrabungen vornehmen wollte.

Das Terrain sondirend, fanden wir hier eine kleine Oeffnung, die nach dem Innern führte, wodurch aber kaum ein Mensch kriechen konnte, und am Fußboden bemerkten wir ebenfalls Särge, die in zwei Reihen übereinander standen.

Der eine der Bergleute kroch zuerst hinein, und unten angekommen machte er Licht, ordnete die Särge besser, wonach auch ich glücklich unten anlangte. Als jedoch mein Begleiter, Herr Torres, der sehr groß und stark war, hineinkroch, schrie er plötzlich laut auf, da er stecken geblieben war und nicht vor- noch rückwärts konnte und mußten ihn die Bergleute förmlich herausarbeiten. Als er nun den oberen Sarg betrat, brach dieser durch die Last ganz zusammen und mein Gefährte befand sich plötzlich auf dem Gerippe sitzend.

Für furchtsame Personen war der Aufenthalt an diesem Ort, wo uns so viele Gerippe und Schädel ob unserer Verwegenheit, sie in ihrer Ruhe zu stören, anzustieren schienen, nicht sehr einladend, besonders wenn man noch bedenkt, daß, wenn unsere Spur verfolgt und unser Vorhaben verrathen, wir, wie es bereits vorgekommen war, ohne Gnade von den fanatischen Negern niedergeschlagen worden wären.

Nachdem ich diese Räume genau untersucht hatte, handelte es sich nun vorerst darum, die Grundmauern dieses Klosters zu durchbrechen und einen unterirdischen Gang durch den interessantesten Theil der Ruinen zu führen, um hauptsächlich nach den Kellern der Münze zu gelangen, wo so große Schätze lagern sollten. Wir begannen daher sofort mit aller Kraft diese Arbeit. Zum Glück bohrten sich die Steine sehr leicht, und obwohl wir nur die kleinste Ladung Pulver anwenden konnten, um nicht durch den Knall die Aufmerksamkeit zu erregen, verfehlten diese ihre Wirkung nicht, und binnen zwei Stunden war die Mauer durchbrochen und begannen wir sofort einen Gang aufzufahren.

Da das Terrain aber nur aus aufgeschwemmtem, losem Sande bestand, bedurften wir Holz, um diesen Gang auszubauen und uns vor

dem Einsturz desselben zu sichern, wobei uns die Breter der alten Särge ausgezeichnete Dienste leisteten.

Kaum drei Fuß eingedrungen, stießen wir oben und unten und an den Seiten überall auf die verschiedenartigsten Gegenstände, als Säbel, Löffel, Gerippe und fanden auch zwei Thaler in Silber und eine Unze in Gold, und gestehe ich, obgleich daran gewöhnt, Ausgrabungen zu leiten, ich mir durchaus kein klares Bild zu machen im Stande war, auf welche Weise diese Gegenstände so durcheinander gewürfelt dahin gekommen waren, und konnte eben nur annehmen, daß hier Alles angeschwemmt worden war.

Immer weiter vordringend, und die Erde in den Ponchos wegtragend, stießen wir wiederum auf Gerippe, Messer, Geschirr, Sporen, auch auf einen kleinen Sarg mit einer Kindesleiche, welches von guter Familie sein mußte, da es in feinste Leinen gehüllt, die noch ganz erhalten waren.

Das wenige bis jetzt bearbeitete Terrain berechtigte mich zu der Annahme, daß wenn ich nur Gräben von 10 bis 15 Fuß Tiefe kreuz und quer an der Oberfläche ziehen würde, ich sicher eine Menge Gold und Gegenstände, welch' letztere durch die Ingredienzen von Salpeter und weil es nie regnet gut erhalten geblieben waren, finden würde.

Als wir in bester Arbeit waren, glaubten wir von Außen ein Geräusch vernommen zu haben und da es Alle deutlich gehört, war eine Täuschung ausgeschlossen.

Sofort gebot ich die Lichter auszulöschen und größte Ruhe zu beobachten, und nachdem wir wohl zehn Minuten in athemloser Stille verweilt, begab ich mich in Begleitung des Peruaners, Beide den gezogenen Revolver in der Hand, so leise als nur möglich nach der Oeffnung, durch die wir heruntergelangt.

Als wir da angekommen einige Minuten in größter Ruhe verharrt, bemerkten wir zu unserem Schrecken durch den fahlen Lichtschein, den der inzwischen aufgegangene Mond zu uns hereinwarf, wie erst ein, dann ein zweiter Mann an der Oeffnung erschien und sich langsam zu uns herniederließen. Wenn wir Anfangs durch das plötzliche Erscheinen dieser Männer erschrocken waren, so waren es diese um so mehr, als wir plötzlich Licht machten, und sie nun vier Mann, wovon zwei mit gezogenen Revolvern, vor sich sahen. — Es stellte sich heraus, daß es Obdachlose waren, welche hier schon viele Nächte zugebracht hatten. — Nach diesem Zwischenfall begannen wir auf's Neue die Arbeit, wobei diese Männer mit Hand anlegen mußten.

Wir sollten aber auch nun nicht ungestört weiter arbeiten können, und bei der furchtbaren Aufregung, einestheils in der Hoffnung, bald einen guten Fund zu machen, anderentheils auf's Neue überrascht zu werden, erschreckte es uns nochmals heftig, als wir an der Oeffnung wiederum ein Geräusch vernahmen. — Ich glaubte Anfangs, daß es Gefährten der Strolche wären, die sich hier versammeln wollten; nachdem mir aber diese Leute bei allen Heiligen geschworen, daß sie keine Verbündeten und die Nächte allein hier zugebracht hätten, begaben wir uns sämmtlich nach der Oeffnung, um zu untersuchen, ob uns eine Gefahr drohe. Das erste, was wir wahrnahmen, war, daß der Poncho, womit wir die Oeffnung zugehangen, damit man das Licht von Außen nicht bemerke, verschwunden war. Einer der chilenischen Bergleute kroch sofort hinaus, um zu erforschen, ob sich Jemand draußen befände, kehrte aber mit der Nachricht zurück, daß er nichts Auffälliges bemerke und mußten wir deshalb annehmen, daß Jemand wahrscheinlich von den Bädern der Punta vorübergekommen, unsere Stimmen vernommen, den Poncho gestohlen und von dannen geeilt war, dieser nun aber, wenn es ein Neger, uns leicht verrathen und in die precärste Lage bringen konnte.

Als wir nun berietben, ob wir uns nach Hause begeben, oder ob wir die Arbeit fortsetzen sollten, ertönte plötzlich dumpfer Donner, die Erde erzitterte unter unsern Füßen, Alles bewegte sich und krachte, so daß die am Boden liegenden Schädel und Gerippe Leben zu bekommen schienen, worauf wir so schnell als nur möglich die Oberfläche zu erreichen suchten. Ein starker perpenticulärer Stoß jedoch warf uns sämmtlich zu Boden und unter furchtbarem Donner und Krachen barst die Klostermauer, so daß centnerschwere Steine auf die Särge herabstürzten. Was aber dabei das Schlimmste, war die Verschüttung des einzigen Ausganges.

Noch fünf Stöße folgten hinter einander, zum Glück aber nicht so stark, sonst würden wir von der schon nach uns geneigten Mauer zerschmettert worden sein. Meine Begleiter lagen sämmtlich auf den Knieen, ihr Misericordia rufend und sich vor die Brust schlagend. Zum Glück ging das Erdbeben schnell vorüber, so daß wir bald an unsere Rettung denken konnten.

Unsere Lage war sehr ernst, denn wenn wir uns aus dieser Gruft nicht einen Ausweg bahnen konnten, mußten wir hier Hungers sterben, erreichten wir aber durch angestrengte Arbeit glücklich die Oberfläche, so drohte uns eine zweite Gefahr, nämlich daß unsere Arbeiten verrathen und wir von den fanatischen Negern erschlagen würden.

Vorerst versuchten wir natürlich den Ausgang wieder frei zu machen. Diese Versuche mißglückten jedoch total und hätten uns beinahe Allen das Leben gekostet, denn als es uns gelungen, nur einen dieser Steine zu entfernen, krachte und bewegte sich die ganze geborstene Mauer, und durch das herabkommende Gerölle wurden wir in eine solche Staubwolke gehüllt, daß wir kaum athmen und die nächsten Gegenstände erkennen konnten. — Hier war also keine Rettung möglich!

Sofort schritten wir nun zu dem am besten geeignetsten Mittel, uns von dem Gange aus, den wir gearbeitet, durch den losen Sand bis zur Oberfläche hindurch zu arbeiten. — Aber auch dies bot große Schwierigkeiten, indem durch die Erschütterung des Erdbebens der Gang völlig zusammen gestürzt war. Als wir den Sand heraus zu schaffen begannen, kamen immer neue Massen hernieder, und nachdem wir während einigen Stunden mit größter Anstrengung fortgearbeitet hatten und bereits ein großer hohler Raum entstanden war, entdeckten wir zu unserem Schrecken, daß unseren Arbeiten ein Ziel gesetzt, und daß wir auf eine gewölbte Decke gekommen waren, die zu durchbrechen unser Arbeitszeug zu schwach war.

Unter diesen Umständen waren wir gezwungen, den Gang horizontal aufzufahren, bis wir das Ende der Steindecke erreichten und da wir zu diesem Ausbau besonders viel Holz bedurften, waren wir genöthigt die noch in gutem Zustande befindlichen Särge zu dem Zwecke zu verwenden.

Nachdem wir zu dieser Arbeit viele Stunden gebraucht, aber auch dies Bemühen bisher vergebens gewesen und wir noch kein wesentliches Ziel erreicht, wir auch total erschöpft und unsere Hände derart voller Blasen waren, daß wir nur noch abwechselnd thätig sein konnten, überkam uns Alle eine vollständige Muthlosigkeit und resignirt legten wir unser Handwerkszeug bei Seite. — Unzählige werthvolle Gegenstände lagen zu unsern Füßen, doch wer hätte in einer solchen Situation, als wir uns befanden, daran gedacht, diese zu sammeln!

Fast zwei Tage und zwei Nächte befanden wir uns in dieser Gruft, wo infolge des Staubes eine furchtbare das Athmen erschwerende Luft herrschte, das letzte Licht war dem Verlöschen nahe, Hunger und Durst begannen uns zu quälen, und so bereiteten wir uns zum Tode vor, denn wir waren gänzlich entkräftet und von oben her war ja keine Hilfe zu erwarten, da kein Weg über die verfluchte Stätte führte.

Meine Gefährten knieeten am Boden und riefen ihre Schutzheiligen um Hilfe an, und ich gestehe, daß auch ich Gott um Rettung und schnellen Tod bat.

Wir hatten uns vorgenommen, daß nachdem sich alle unsere Anstrengungen als fruchtlose herausstellen würden, wir noch das letzte Mittel versuchen wollten, den Stein vom Ausweg, der mit der bereits nach uns zu geneigten Mauer in Verbindung stand, hinweg zu räumen, der, wenn uns das gelingen würde, ohne der Mauer dabei einen Halt zu nehmen, uns wohl das Tageslicht erblicken ließ, andererseits uns aber auch in die Gefahr eines sicheren Todes bringen würde.

Doch wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten, denn plötzlich vernahmen wir von der Oberfläche her ein Geräusch. — Wir lauschten fast athemlos und entdeckten zu unserer unbeschreiblichen Freude, daß dies Geräusch ein anhaltendes war und erkannten, daß man von Außen arbeitete nach hier zu dringen. Wir schrieen sämmtlich aus Leibeskräften, um unsere Anwesenheit kund zu thun.

Ich kann unser Glück nicht beschreiben, als wir auf unsere Rufe Antwort vernahmen und die Arbeiten mit doppelten Kräften fortgesetzt wurden. Nach etwa einhalbstündiger Arbeit stürzte eine große Sandwand nach uns hernieder, die uns, wenn wir nicht schnell zurückgewichen wären, uns Alle verschüttet hätte. Als der Staub sich verzogen, erblickten wir durch die entstandene Oeffnung das Tageslicht und unsere Befreier.

Durch die uns zugeworfenen Lazos wurden wir glücklich einer nach dem anderen aus diesem Grabe hervorgezogen, und ist wohl kaum zu beschreiben, wie wir vor Freude und Entzücken einem Jeden um den Hals sprangen, um für unsere Befreiung zu danken.

Nachdem wir uns nur etwas erholt und uns an den von unsern Rettern mitgebrachten Speisen erquickt hatten, begaben wir uns nach Callao, auf welchem Wege dahin wir den Sachverhalt unserer Rettung erfuhren.

In dem großen Seebad-Etablissement in der Punta wurde nämlich oft bis in die Nacht hinein gezecht und gespielt. Einer dieser Spieler hatte nun an dem Abend, wo wir in die Gruft hinabgestiegen waren, den kürzeren Weg über die Schädelstätte gewählt; als er an den Ruinen des Klosters vorübergekommen, hatte er einen Lichtschein aus der Klostergruft bemerkt und, nachdem er den Poncho entfernt, unsere Arbeiten beobachtet. — Fürchtend, daß wenn wir unsere Arbeiten entdeckt sähen, er von uns ermordet würde, war er unter Mitnahme des Ponchos in größter Eile nach Callao geeilt und hatte seine Entdeckung unter Vorzeigung des Ponchos bekannt gemacht; Niemand hatte sich aber infolge des stattgehabten Erdbebens hinaus gewagt.

Am nächsten Tage begab er sich mit vielen Negern dahin, da aber an der Stelle, die er bezeichnet, keine Oeffnung zu finden, er auch als Trunkenbold bekannt war, schrieben sie seine Aussagen einer Vision zu und bläueten ihm das Fell gewaltig durch, weil er sie belogen hatte.

Das Gerücht war auch zu Ohren von Bekannten des Herrn Torres, der vermißt worden war, gekommen, und da sie von dessen Verkehr mit mir und meinen photographischen Aufnahmen wußten, kam ihnen der Gedanke, daß wir in den Ruinen gearbeitet und bei dem Erdbeben verschüttet worden seien — und so wurden sie unsere Retter.

Unser Unternehmen blieb aber nicht verschwiegen und verbreitete sich wie ein Lauffeuer in Callao wie auch in Lima, und alle meine Bekannten wie auch der Intendant suchten mich sofort auf, um das Erzählte von mir persönlich zu hören.

Nur dem Umstand, daß man unser Unglück für eine gerechte Strafe des Himmels für unser Unterfangen betrachtete, verdankten wir, daß die fanatische Negerbevölkerung davon absah an uns Rache zu nehmen. — Ihr Aberglaube wurde aber durch diesen Vorfall auf's Neue angefacht und bekräftigt

Am nächsten Tage begab ich mich nach Lima zurück und sofort zum Präsidenten, dem ich das aufgenommene Terrain und mein diesbezügliches Project unterbreitete. Letzteres bestand darin, daß ich eine Compagnie gründen wollte, welche mir das nöthige Capital zur Disposition stellen sollte, um diese Ausgrabungen zu Land und zu Wasser bewerkstelligen zu können, auch ein Privilegium vom Staate beanspruchte, wodurch ich nicht nur allein das Recht der Ausgrabungen ausüben, sondern auch die bewaffnete Macht mich gegen das Volk beschützen solle. Ebenso sollte die Geistlichkeit angewiesen werden von den Kanzeln herab gegen diesen Aberglauben zu predigen und darauf aufmerksam zu machen, daß gerade durch mein Unternehmen die Bevölkerung von Callao Nutzen haben würde.

Ich dagegen verpflichtete mich den vierten Theil von Allem, was ich fände der Stadt Callao zu übergeben, welche durch speciell angestellte Beamte meine Arbeiten controliren lassen konnte. Ferner wollte ich inmitten dieser Ebene eine Kirche erbauen und Geistliche dotiren, damit für die mit der Stadt Untergegangenen Seelenmessen gelesen werden

könnten. Ferner ein Beinhaus errichten, um alle zerstreut umherliegenden Gebeine und die, die ich bei den Ausgrabungen finden würde, da zu vereinigen; und endlich wollte ich dem Erzbischof von Lima wie den Kirchen von Callao bestimmte Summen zu Seelenmessen geben.

Trotzdem der Präsident sich sehr dafür interessirte und mir alle Wege zur Erreichung meines Zieles angab, war der Fanatismus ein so kolossaler, daß es weder der Gouverneur, noch die Municipalität und selbst die Geistlichkeit nicht wagte, dasselbe öffentlich zu unterstützen und zu befürworten. Dazu kam nun noch, daß ein Ereigniß eintrat, das den Aberglauben und Fanatismus noch mehr bestärkte.

Wie erwähnt gab es in Callao am Strande entlang eine Menge Seebad-Etablissements, von denen sich das eine draußen an der äußersten Spitze, Punta genannt, befand.

Das bedeutendste dieser Etablissements lag in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs und war täglich von Hunderten aus Callao und Lima besucht, und herrschte daselbst ein reges Leben und Treiben.

Das Etablissement war im Quadrat auf im Meere eingerammten Pfählen nur von Holz errichtet und durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden. Auf der vorderen Seite befand sich ein breiter Balkon, auf welchem unzählige Sophas und Stühle unter dem Schatten in Kübeln gezogener Orangen- und Myrthenbäumen standen. Im Innern gab es mehrere Säle mit Kaffee, Restaurant, Billard, und inmitten des Ganzen befand sich ein Bassin für Schwimmer und ringsherum unter bedeckten Gängen über hundert Badezellen.

An einem herrlichen Nachmittag, wo das Meer ganz still und man selbst das Brechen der Wellen am Strande nur schwach vernahm und eine große Hitze herrschte, sich über 300 Personen hier befanden, deren ein Theil auf dem Balkon, der andere in den Wellen sich erfrischte — auch ich war eben in mein Bad gestiegen — stürmte plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel eine kolossale Woge gegen dies Gebäude, daß alles erzitterte und erbebte und die Balken aus den Fugen gerissen zu sein schienen. Alles was sich oben befand stürzte unter furchtbarem Angstgeschrei über die Brücke dem Lande zu, wobei die Geländer eingedrückt wurden und Viele ins Meer stürzten, von da aber, wenn auch durchnäßt, glücklich ans Land kamen.

Schlimmer aber sollte es denen ergehen, die sich im Bade befanden. Denn als sie sich in der größten Aufregung und Angst anzukleiden begannen, stürmte bereits eine noch mächtigere Welle gegen das Haus, so daß dasselbe unter furchtbarem Donner und Krachen zusammenbrach und Alles unter sich begrub.

Es ist nicht zu beschreiben, welches Angstgeschrei von den vielen unter den Trümmern Liegenden und so vielen Verwundeten erscholl und welche herzzerreißenden Scenen sich darboten.

Ich selbst, nur in Unterbeinkleidern, konnte nur mit der größten Lebensgefahr mich durch die unzähligen Breter und Balken hindurcharbeiten, wobei ich mich auch schwer verletzte, und da die Verbindungsbrücke ebenfalls zertrümmert war, mußte ich mich ins Meer stürzen, um das Land schwimmend zu erreichen.

Hunderte von Menschen, besonders Arbeiter von dem nahen Bahnhofe, waren sofort zur Stelle, und mit größter Aufopferung und eigner Lebensgefahr suchten sie Hilfe zu bringen und diese Opfer dem Tode zu entreißen.

Welch' schrecklicher Anblick bot sich nun dar! — Unzählige waren bereits ertrunken und wurden ihre Leichen nach dem Strande getrieben; Unzähligen waren aber Arme und Beine gebrochen oder die Brust eingedrückt und schrieen sie unter den Trümmern hervor um Hilfe. Da sah man auf einigen noch verbunden schwimmenden Balken Gruppen, die sich mit übermenschlicher Kraft anklammerten, um nicht von den hochgehenden Wogen ins Meer gespült zu werden. — Viele wurden durch ihnen rechtzeitig zugeworfene Lazos ans Land gezogen und gerettet, Viele gingen jedoch unter.

Während all' dieser schrecklichen Scenen und Rettungsversuchen erscholl plötzlich der hundertstimmige Ruf hoch vom Ufer herab: „Rette sich wer kann, das Meer bricht ein!“ und Alles verschwand landeinwärts bergan, denn weit vom Westen her hatten sie einen kolossalen Wasserberg nach dem Strande sich zuwälzen sehen. Wiederum unter größter Lebensgefahr — da ich verwundet am Ufer lag — hatte ich nur Zeit die Uferhöhe zu erreichen und landeinwärts zu flüchten, als dieser Wasserberg das Ufer erreichte und 20 Fuß hoch das Land überfluthete, einen Theil des Bahnhofes zerstörte und die Eisenbahndämme total wegwusch. —

Nachdem diese Woge sich wieder zurückgezogen, wurden die nächstfolgenden immer schwächer und schwächer, bis sich das Meer ganz beruhigte. Als man sich nun der Unglücksstätte nahte, da war nichts

mehr von dem Etablissement zu sehen, da ragten nur noch die starken Pfosten aus dem Meere, worauf es einst gestanden, und all' die Trümmer hatten die Wellen weit mit ins Meer hineingerissen, mit ihnen all' die Leichen, die herausgefischt schon am Ufer lagen, wie die vielen Ohnmächtigen, mit denen man beschäftigt gewesen war, sie ins Leben zurückzurufen.

Der Besitzer des Etablissements, Herr Terri, eine sehr geachtete Persönlichkeit Limas, mit dem ich auch befreundet war, hatte seine ganze Familie verloren, darunter ein bildschönes Mädchen von nur 15 Jahren, mit der ich noch am Morgen Piano gespielt hatte.

Viele Häuser in Callao, sowie der Bahnhof hatten auch bedeutenden Schaden durch diese Sturzwellen erlitten. — Bis in den Morgen hinein wurden viele Leichen am Ufer aufgefunden, welche von Tausenden von Menschen und den Behörden zur letzten Ruhestätte begleitet wurden.

Die Folge von dieser Katastrophe war, daß man sie meinen Ausgrabungen zuschrieb, und da es bekannt geworden, daß ich um ein Privilegium nachgesucht hatte, die alte Stadt ausgraben zu dürfen, betrachtete man sie als eine Warnung Gottes und mehr wie je befestigte sich der Aberglaube im Volke, daß wenn es geschähe, das neue Callao auch untergehen würde, denn der Untergang des alten Callao sei ein Gottesgericht gewesen, und die massenhaft im Sande liegenden Gebeine wären von Gott verdammte Menschen, die bis zum Weltuntergang da liegen bleiben sollten.

Unter diesen Verhältnissen mußte ich natürlich das Project aufgeben und ist es einer anderen Generation vorbehalten diese Schätze ans Tageslicht zu befördern.

Am nächsten Tage begab ich mich nach Lima, wo ich den Abend mit General Morote beim Präsidenten zubrachte, welch' Letzterer mir, da dieses Unternehmen fehlgeschlagen, dringend anempfahl, als Aequivalent durch Lima eine Pferdebahn zu bauen, wozu er mir seine ganze Unterstützung zusagte. Mit Freuden nahm ich diesen Vorschlag an, nivellirte und planirte das Terrain und setzte mich mit dem Ingenieur, der die Valparaisoer Pferdebahn gebaut hatte, in Verbindung.

Ich lernte nun Lima, seine Eingeborenen und die Eingewanderten kennen. — Auch besuchte ich sehr häufig den Präsidenten, wo ich mit dem deutschen Ingenieur Blum bekannt wurde, welcher mit einer Nichte desselben verheirathet war.

Sehr befreundet war ich auch mit Herrn Damian von Schütz, aus der Gegend von Frankfurt a. M., welcher einige Jahre vorher auf die glänzendsten Versprechungen, die ihm der damalige Präsident General-Feldmarschall Castilla gemacht hatte, über 300 Deutsche — etwa 200 Tyroler und 100 Rheinländer — als Colonisten nach hier gebracht hatte, um im Innern von Peru eine Colonie zu gründen. Als er mit diesen in dem nächsten peruanischen Hafen anlangte, waren aber nicht die geringsten Anstalten getroffen, um diese Colonisten von Seiten der Regierung nach dem Innern zu befördern.

Unter den größten Strapazen, Hunger und Durst, unternahmen nun die Deutschen den acht Tagereisen entfernten jenseits der Cordilleren belegenen Ort Pozuzo zu Fuß zu erreichen, auf welchem Wege der größte Theil durch die Einwirkungen des Fieber-Klimas zu Grunde ging. Nur ein kleiner Theil langte daselbst an und diesen geht es heutigen Tages sehr gut.

Des Sonntags besuchte ich gewöhnlich mit meinen Bekannten, die Stiergefechte und Hahnenkämpfe, welche beiden Belustigungen sich hier fest eingebürgert hatten, und von der ganzen Bevölkerung Lima's besucht wurden. —

Auch nach Chorillos fuhr ich öfters, welches man mit der Eisenbahn in einer halben Stunde erreichte. Dieser Ort lag sehr romantisch, terrassenförmig vom Meere aufsteigend, wo sich viele Villen befanden, in welchen die reichen Familien Lima's die heiße Jahreszeit zubrachten und sich durch Seebäder stärkten. Ein besonderes Leben und Treiben herrschte deshalb hier, weil unzählige Spielbanken etablirt waren.

Früher als noch keine Eisenbahnverbindung existirte, kamen die jungen Leute Lima's nach diesen Bädern zu Pferde, um sich hier zu zerstreuen und kehrten des Nachts nach Lima zurück. — Wenn auch die nächste Umgebung Lima's der vielen beschäftigungslosen Neger wegen sehr unsicher war, so hatte man von diesen doch weniger Raubanfälle zu fürchten, als von einer andern Art Räuber, die diese Wege unsicher machten. Dies waren Leute von guter Familie, die durch leichtsinniges Leben und Spiel ihr Vermögen vergeudet hatten, und nun zu diesem Handwerk ihre Zuflucht nahmen und wegelagerten, und sobald eine nur aus wenigen Personen bestehende Cavalcade nach Lima heimkehrte, sie attaquirte und ihres Geldes beraubte. Es kam dabei aber höchst selten zu blutigen Scenen, da die Angreifenden stets in der Mehrzahl waren und nur mit größter Höflichkeit die Börsen abverlangten.

Viel Heiterkeit erregte es in Lima, als einst der Besitzer der Eisenbahn, Senor Gandamo, ein Mann von 4—5 Millionen Pesos Vermögen, der durch seinen Geiz berüchtigt war, auch eines Abends mit mehreren Freunden von Chorillos zurückkehrte, angehalten und mit allen Andern der Baarschaft beraubt wurde, da er aber nur wenige Real bei sich führte, wenig verlor. Auf Vorhalten Einiger, daß sie nun nicht mehr die Mittel hätten, den Abend in Lima vergnügt verbringen zu können, ließ sich der generöse Anführer bewegen, Jedem zwei Unzen auszuzahlen, und nachdem er ihnen einen vergnügten Abend gewünscht, sprengte er mit seinen Leuten davon. Der Millionär Gandamo hatte nun, während Alle ziemlich bedeutende Verluste erlitten, 2 Unzen verdient. —

Da es in Lima des seichten Flusses halber keine guten Bäder gab, begaben sich die reichen Familien nach auswärts, die ärmere Classe aber, die hierzu nicht die Mittel hatte, mußte sich bescheiden, in einem Nebenarm des Rimac, welcher in einer der Vorstädte am Fuße eines schroffen Felsenhügels vorüberzog, zu baden. Von diesem Felsenhügel, von welchem nebenstehendes Bild auch aufgenommen ist, genoß man eine entzückende Aussicht auf Lima, weithin auf den Fluß Rimac, wie auf erwähnten Nebenarm, der sich nur 150 Schritt davon befand.

Dieser Felsenhügel war ein sehr besuchter Ausflugsort und oft lagerte ich da im Schatten eines Felsens und bewunderte die herrliche Stadt mit ihren Thürmen und im Vordergrunde die herrlichen Plantagen von Palmen und Bananen. Was aber dieser Landschaft ein besonders anziehendes Gepräge gab, waren die Bäder, in denen man zu jeder Tageszeit Hunderte von Menschen finden konnte, welche sich im Schatten der Bäume in der kühlenden Fluth erfrischten, und hatte man da die beste Gelegenheit höchst interessante Naturstudien zu machen, denn alle Menschenracen, die Lima in sich vereinigte, fanden sich auch hier zusammen — vom tiefsten Schwarz bis zum blendendsten Weiß und Braun in allen Schattirungen, Männer und Frauen, Alt und Jung, Knaben und Mädchen, fast im Naturkleide.

Nachstehender Fall, der einen traurigen Ausgang nahm, ereignete sich auch während meines Aufenthalts. — Der Bruder des Erzbischofs, Besitzer von acht Millionen Pesos Vermögen, hatte zwei hübsche Töchter. Ein

deutscher Zahnarzt, der sich in Lima ein hübsches Vermögen verdient, hatte sich in eine derselben sterblich verliebt und, um sie immer sehen zu können, seine Officin gegenüber der Wohnung derselben etablirt. — Da es dem Portier des Millionärs nicht entgangen war, wie sehr sich der Zahnarzt für seine junge Gebieterin interessirte, hatte er sich ihm eines Tages genähert und ihm unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit mitgetheilt, daß seine Gebieterin das größte Interesse für ihn habe, daß sie sich aber jetzt noch nicht nähern dürften, weil sie von ihrem strengen Vater, der sie nach seinem Willen verheirathen wolle, überwacht würde. Um in brieflichen Verkehr treten zu können, bedürfe sie der Unterstützung der Dienerschaft, deren Schweigen sie aber nur durch Geldgeschenke erkaufen könne, und da ihr Vater sehr geizig, bitte sie ihn ihr zu diesem Zwecke einige Hundert Pesos zukommen zu lassen.

Auf das Freudigste überrascht, hatte er dem Portier das Geld sofort übergeben, wofür er dann zärtlichste Worte der Liebe und des Dankes erhielt, in welchen sie ihm versicherte, daß sie ihm so bald als möglich ein Rendez-vous geben wolle, er aber Geduld haben müsse, bis ihr Vater verreise.

In der nächsten Zeit entstand nun ein steter Briefwechsel und sandte er ihr fortwährend werthvolle Geschenke. — Es vergingen einige Monate und immer wurde er vertröstet; während der Zeit hatte er bereits einen Werth von einigen Tausend Pesos theils in Baarem, theils in Geschenken gesandt.

Da dieser Glückliche nun durch sein Gebahren die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft erregt hatte, so blieb es dem Vater seiner Schönen auch nicht verborgen und erschien dieser eines Tages sehr entrüstet bei ihm, um sich die Kußhände, die er seinen Fenstern zusandte, zu verbitten und ihn wegen seines Benehmens zur Rede zu stellen. Der verblüffte Zahnarzt erwiederte ihm nun, daß er die ernstesten Absichten auf seine Tochter habe und auch von dieser leidenschaftlich geliebt werde, was die vielen von ihr empfangenen Briefe bewiesen und um die ihm gebotene Gelegenheit nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen, bitte er gleich um die Hand derselben. — Noch entrüsteter als er gekommen, verließ er mit diesen Documenten den Zahnarzt und eilte in sein Haus zurück, wo sich denn bald herausstellte, daß die sämmtliche Dienerschaft den Zahnarzt dupirt und die Geschenke für sich verwendet hatte; die junge Gebieterin wußte nicht das Geringste davon.

Sämmtliche Dienerschaft wurde sofort verhaftet und zu mehreren Monaten Gefängniß verurtheilt; der bedauernswerthe Liebende aber

wurde in Folge der furchtbaren Enttäuschung wahnsinnig, und nachdem er Alles zum Fenster hinausgeworfen, hatte er wie alle Irrsinnigen, die Manie alle Kleider vom Leibe zu reißen, worauf er im Naturgewande auf dem Balkon herumspazierte und seiner Angebeteten Kußhände zuwarf.

Er wurde darauf nach dem Hospital gebracht, entfloh aber nach einiger Zeit und eilte im Naturzustande durch die Stadt dem Hause seiner Angebeteten zu, wo er wieder und zwar für immer festgenommen wurde. —

In die Zeit meines Aufenthalts in Peru fiel auch das Volksfest die „Chaya", eine dem Carneval in Rom ähnliche Volksbelustigung, bei der es namentlich in Callao am Tollsten zuging. — Um das Fest kennen zu lernen und mich eventuell daran zu betheiligen, fuhr ich von Lima mit der Eisenbahn nach Callao, wo ich schon am Bahnhof ein reges und freudiges Treiben vorfand. — Auffallend war mir hier schon, daß sich Alles, Herren wie Damen, in weiße Leinen gekleidet hatte, in welchem Anzuge auch ich mich zufällig befand, und sollte ich bald den Grund dazu kennen lernen.

Kaum aus dem Bahnhof herausgetreten, wurde ich unter wüstem Gebrüll von einer Menge Neger umringt, die mir zu diesem Narrenkampfe Waffen und Geschosse anboten. — Da gab es Eier, theils in natürlichem Zustande, theils mit Mehl, Eau de Cologne und anderen Sachen gefüllt und mit allen Farben bemalt, und Spritzen von der kleinsten bis zur Handfeuerspritze, wozu natürlich die Wassereimer nicht fehlten.

Um mich dem Feste mit ganzer Lust hingeben zu können, kaufte ich von Allem und nahm auch zwei mit Wassereimern versehene Neger mit.

Nur wenige Schritte — und ein Wasserstrahl fuhr mir in's Gesicht, und während ich mir die Augen trocknete, wurde mir auch schon der Hut vom Kopfe gezogen und — knacks! auf dem Kopfe ein Ei zerdrückt, so daß mir der Inhalt zwischen den Schultern hinablief. — Zum Glück war es ein mit feinem Odeur gefülltes gewesen und die Spenderin ein hübsches, junges Mädchen, das mir ein Viva la Chaya zurief.

In den Straßen ging es höchst toll zu, und obgleich ich mich möglichst in Mitte dieser hielt, bekam ich doch unzählige Wasserstrahlen,

so daß ich bald durchnäßt war. Dies aber ging immer noch an, aber sobald man durch den auf- und abwogenden Menschenstrom gezwungen war, sich dem Trottoir zu nähern, wurde man von bereit gehaltenen Kübeln vollständig überfluthet. — Alles fand ich vom Kopf bis zum Fuß durchnäßt und galt es für eine Unehre, dies an diesem Tage nicht zu sein. Niemand konnte sich der Theilnahme am Feste entziehen und wer es dennoch that und seinen Unmuth darüber auslassen wollte, wurde nur desto mehr die Zielscheibe für die Geschosse.

Unzählige Herren von wassertragenden Negern begleitet hatten vor den Häusern ihrer Angebeteten Posto gefaßt und während sie ihre Wasserstrahlen und Wurfgeschosse nach den Balkonen richteten, wurden sie von eben solchen von oben herab bombardirt, so daß kein trockener Faden an ihnen war.

Welches Getöse durchschwirrte die Straßen und wie war Alles zugerichtet! Menschen und Häuser trieften vom Wasser und überall waren die Spuren vom Inhalt der Wurfgeschosse zu bemerken, dabei war die Luft von den feinsten Wohlgerüchen erfüllt.

Am Strande ging es noch toller zu als in den Straßen, denn hier begnügten sich die Herren nicht mit dem Bespritzen, sondern tauchten ihre Schönen gleich mit den Kleidern im Wasser unter, was natürlich ein furchtbares Gekreische einerseits und ein ebensolches Viva andererseits verursachte.

Gegen Abend wurde das Signal zur Einstellung gegeben. Alles eilte nach Hause, um sich umzukleiden, und der Abend vereinigte dann Alt und Jung bei Gesang, Tanz und Spiel, wo die Erlebnisse des Tages ausgetauscht wurden. Am nächsten Morgen begab ich mich nach Lima zurück.

Ebenso wie in Santiago fanden auch hier großartige Processionen statt. So unter Anderem wenn die des Nachts erfolgenden Niederschläge dem Boden nicht die gehörige Feuchtigkeit gaben und große Dürre eintrat. Dann kommen die Landleute zu Tausenden nach Lima herein, um in einer Procession den Schutzheiligen anzuflehen, daß die Dürre aufhöre, damit die Feldfrüchte nicht verloren gehen, wobei dem Heiligen bedeutende Geschenke gemacht werden. Eigenthümlich ist nun, wie man mir versicherte, daß wenn sie nach einiger Zeit keinen Erfolg ihrer Gebete und Spenden sehen, sie sich von dem Heiligen betrogen wähnen, und ihn öffentlich auspeitschen.

Interessant war auch das Fest Amancaes, das am 24. Juni stattfand. Um diese Zeit prangen die die Stadt umgebenden Hügel im prächtigsten Blüthenschmuck der gelben Narcisse, die hier wild und üppig wuchert und eine Lieblingsblume ist. — Ein großer Theil der Bevölkerung findet sich dort zusammen, Alles schmückt sich mit Kränzen und Sträußen und unter Gesang, Tanz und Spiel wird der Tag verbracht. — Am Abend kommt dann Alles geschmückt nach der Stadt gezogen, wobei ein großer Theil der jungen Mädchen wie Männer reitend die Straßen im Carrière durchjagen.

Infolge der häufigen Revolutionen, Erdbeben u. s. w., von welchen die früheren Bewohner Lima's heimgesucht wurden, hatte sich auch hier durch die Spanier die Sitte eingebürgert, Geld und Werthgegenstände dem Schoße der Erde anzuvertrauen. Nun kam es oft vor, daß die Bewohner vertrieben wurden oder dem gelben Fieber zum Opfer fielen, infolge dessen die vergrabenen Schätze nicht wieder gehoben wurden und auf diese Weise kolossale Summen verloren gingen. Dadurch hat sich nun eine Unzahl von Deroteros gebildet und aller Orts werden Nachgrabungen vorgenommen.

Auch ich wurde oft dazu aufgefordert, wobei mir dann stets im Falle des erhofften Gewinnes die Hälfte als Antheil versprochen wurde. — In den meisten Fällen waren die alten Nachrichten falsch, aber hin und wieder waren doch die Nachgrabungen von Erfolg begleitet, was eben zur Folge hatte, daß man jedem neu auftauchenden Gerücht immer wieder Glauben schenkt.

Eines Tages wurde ich durch General Morote mit geheimnißvoller Miene zum Präsidenten gebeten, welchen ich in größter Aufregung vorfand. — Nachdem ich mich auf Ehrenwort verpflichtet, über Alles was er mir mittheilen werde, das größte Stillschweigen zu bewahren, eröffnete er mir, daß er in den Besitz einer Nachricht gekommen, die für Alle von größter Wichtigkeit sei.

Aus Spanien war ein Jesuitenpater eingetroffen, der dem Präsidenten unter vier Augen mitgetheilt, daß er im Besitz des Planes der Kirche und des Klosters von San Pedro sei, aus dem ersichtlich, wo das Vermögen der im Jahre 1777 durch Befehl des Königs von Spanien vertriebenen Jesuiten verborgen liege.

Letztere hatten wie in der Republik Chile ebenso in Peru kolossales Vermögen an sich zu bringen gewußt, das sie in der Kirche San Pedro, dem Centralpunkt ihrer Thätigkeit an der ganzen Westküste von Süd-

Amerika, aufbewahrten. Ihre plötzliche Verhaftung und Ueberführung nach Europa ließ ihnen keine Zeit das Vermögen bei Seite zu bringen, und da ein Jeder noch auf das Strengste untersucht worden, damit ja nicht Geld oder Werthgegenstände mit fortgeführt würden, so wußte man ganz positiv, daß das Vermögen noch in der Kirche verborgen war.

Aus den vorgefundenen Papieren ergab sich zur Evidenz, daß ein Baarvermögen von acht Millionen Pesos, außerdem Gold- und Silbergegenstände von großem Werthe vorhanden gewesen, und um dies zu erlangen ließ die Regierung, die Besitz von der Kirche genommen, Alles auf das Sorgfältigste untersuchen — aber ohne jeden Erfolg.

Von diesem riesigen Vermögen hatte man nun selbst bis jetzt, obwohl zu verschiedenen Zeiten von fast allen Präsidenten kostspielige und langwierige Ausgrabungen vorgenommen wurden, durchaus nichts gefunden, man war aber so sehr von der Existenz desselben überzeugt, daß einer Vertrauensperson der Regierung in diesem Kloster stets Räumlichkeiten als Dienstwohnung angewiesen wurden, damit ja nichts heimlich entwendet und die verschiedenen Ausgrabungen stets auf das Strengste überwacht werden konnten.

Aus diesem Grunde hatte auch General Morote als Chef der Nationalgarde seine Bureaux darin aufgeschlagen und auf seine Empfehlungen hin wurde ich vom Präsidenten dazu ausersehen, die neuen Nachforschungen auf Grund des Planes hin, den der Pater der Regierung gegen Zusicherung des vierten Theiles des Fundes überreicht, zu leiten. Als Aequivalent für meine Bemühungen erhielt ich mit dem General Morote zusammen von dem Funde eine Million Pesos zugesichert und kann man sich daher wohl leicht denken, mit welchen Hoffnungen ich die Arbeit übernahm.

Ich und der Pater erhielten nun im Kloster mehrere Zimmer angewiesen, welche mit denen des Generals Morote in Verbindung standen. Es war sowohl meine wie des Generals Aufgabe, den Pater fortwährend im Auge zu behalten, damit er nicht etwa den Schatz heimlich entwende. Zur Ausführung der Arbeiten wurden mir von der Regierung 25 ausgediente erprobte alte Unteroffiziere, die in Staatsdiensten waren, zur Verfügung gestellt und nachdem ich alles nöthige Werkzeug aus gutem Stahl beschafft, begann ich mit Eifer und Energie den mir gewordenen Auftrag zur Ausführung zu bringen. Vier Mann wurden mit geladenen Gewehren an den verschlossenen Ausgängen als Wachen aufgestellt, damit keinerlei Störung vorkomme und Niemand durfte passiren, der nicht das Losungswort kannte.

Es war nun keine leichte Aufgabe, aus dem alten vergilbten Plane zu ersehen, wo er eigentlich hingehöre, ob in die Kirche, das Nebenschiff, das Kloster oder die Klosterhöfe. Die kolossalen Wände mußten alle vermessen werden; sie waren alle hohl, so daß man sich zwischen denselben bewegen konnte, aber seit Jahrhunderten nicht betreten, und hatte sich in dieser Zeit ein solcher Schmutz darin angesammelt, daß ich oft wie ein Schornsteinfeger wieder zum Vorschein kam.

Der Präsident, der dem Verlauf der Arbeit mit größtem Interesse folgte, erschien oft in Begleitung des Generals Morote und mehrerer Vertrauter, und wenn dann die Mitternachtsstunde ertönte, wurden die Arbeiten auf kurze Zeit eingestellt und bei heiterem Geplauder die vom Präsidenten gespendeten besten Weine, gebratene Truthühner, Backwerk, Obst, kurz alle nur möglichen Speisen und Getränke als Stärkung eingenommen.

Vierzehn Nächte wurde von zehn Uhr Abends bis vier Uhr früh ununterbrochen gearbeitet. Alle Zimmer, alle Zellen des Klosters untersucht, jeder Schrank geöffnet und von der Wand entfernt, um zu sehen, ob er etwa eine geheime Thüre verdecke, und der Fußboden vieler Orten aufgebrochen. Auch die lebensgroße Statue des Heiligen Ignaz Loyola wurde von ihrem hundertjährigen Standort herabgenommen, da sie sich als hohl erwies und ich in ihrem Innern etwas auf den Schatz Bezügliches vermuthete — aber Alles vergebens! — Dabei war es sehr zeitraubend, daß wir genöthigt waren, die begonnenen Arbeiten wieder zuzuschütten oder zu verdecken und Alles wieder an Ort und Stelle zu bringen, damit die früh fünf Uhr die Messe besuchenden Andächtigen keinerlei Spuren vorfanden.

Seit Beginn meiner Ausgrabungen in dem Kloster von San Pedro herrschte in den nördlichen Provinzen dieser Republik große Unzufriedenheit mit der Regierung und es bereitete sich wiederum eine der so berüchtigten Militär-Revolutionen vor, an deren Spitze diesmal der General Prado stand, welcher nach der Präsidentschaft strebte.

Binnen nur kurzer Zeit fiel von den nördlichen Provinzen eine nach der anderen von der Regierung ab und bald hatte General Prado ein Heer organisirt, mit welchem er direct auf Lima zu marschirend, die auf dem Wege gelegenen Provinzen unterwarf, wodurch er sein Heer vergrößerte, immer besser bewaffnete und verproviantirte.

Unter diesen Verhältnissen mußte ich natürlich zu meinem großen Bedauern meine Ausgrabungen sofort einstellen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo wir mit der größten Anstrengung und Energie arbeiteten, da wir uns in Uebereinstimmung mit dem Plane auf dem richtigen Wege zu befinden glaubten, den großen Schatz zu heben.

Da man allgemein eine Belagerung Lima's befürchtete, und ich mich nicht auf vielleicht längere Zeit mit einschließen lassen wollte, packte ich schleunigst alle meine Koffer und begab mich nach Callao, wo ich dieselben meinem Landsmann Freimann zur Verwahrung übergab, um im Fall daß diese Revolution größere Dimensionen annehmen sollte, welche das Leben und Eigenthum der Ausländer oft gefährden, mich schnell auf ein Schiff flüchten und abreisen zu können.

Meine Koffer in Sicherheit wissend, begab ich mich am Abend nach Lima zurück, wo bereits die größte Aufregung herrschte, da die Nachricht eingelaufen war, daß sich das Heer des Generals Prado täglich bedeutend verstärkt und er mit demselben bereits ohnweit von Lima stand.

Der Präsident Petzet zog am nächsten Morgen mit den Regierungstruppen dem Revolutionsheer entgegen, um ihm eine Schlacht zu liefern, nur einige Bataillone in der Hauptstadt zurücklassend.

Kaum hatte jedoch General Prado diese Nachricht erhalten, so änderte er sofort seinen Plan und marschirte in Eilmärschen direct auf Lima zu, und ehe noch am 5. November 1865 die Sonne die Hauptstadt mit ihren Kirchen und Palästen beleuchtete, drang sein Heer bereits von vier verschiedenen Seiten durch vier Thore, an welchen man die so überraschten Wachen sofort überwältigt, durch die Straßen Lima's vor.

Als der erste Kanonenschuß, darauf Gewehrsalven und der Ruf erscholl, daß das Revolutionsheer bereits in die Stadt gedrungen, beeilte ich mich, schleunigst mein Hotel zu erreichen, allein es war zu spät; alle Thüren, nicht allein meines Hotels, sondern aller Häuser waren auf den Schreckensruf: „der Feind bricht ein, die Stadt wird geplündert!" nicht allein geschlossen, sondern die meisten auch schon mit aller Art Sachen verrammelt. Da ich, wie viele andere Leidensgefährten besseren Standes, in keinem Haus Schutz finden, und uns nach außen hin auch nicht wenden konnten, wo der Feind von allen Seiten zugleich die ganze Straße breit im Sturmschritt unter Trommelwirbel und Gewehrsalven eindrang, geriethen wir in die schwierigste Lage und blieb uns nichts übrig, als in wilder Flucht von einer Straße zur anderen zu

rennen, bis wir endlich ganz ermattet auf die Plaza de armas gelangten, in der Hoffnung, in der Kathedrale oder wenigstens unter den steinernen Arkaden, welche sich an zwei Seiten dieses Platzes befanden, etwas Schutz zu finden. Die Kirche war aber auch geschlossen und blieben uns nur die Arkaden, und zwar gerade der gefährlichste Punkt, übrig, denn wenn das Revolutionsheer bis jetzt nur auf wenig Widerstand gestoßen war, so hatte sich die sämmtliche Macht der zurückgelassenen Regierungstruppen im Palast concentrirt und eröffnete nun, die Infanterie von den flachen Dächern und aus allen Fenstern, die Artillerie aus den Thoren ein mörderisches Feuer auf die Eindringlinge, welche den Palast von vier Seiten zugleich angriffen.

Binnen kurzer Zeit lagen Hunderte von Verwundeten und Todten um uns herum, auch von den Civilisten, die mit mir nach den Arkaden geflüchtet. Unter dem Kanonendonner, Gewehrsalven und Signalen erscholl das Geschrei Verwundeter, das Aechzen Sterbender und ein Strom Blutes rann bereits daher.

Wenn wir bis jetzt noch dem Tode entronnen, drohte uns nun aber die größte Gefahr unser Leben zu verlieren, indem die angreifenden Truppen, die Arkaden als einzigen Schutz gegen die Tausende von Kugeln, die uns dicht um den Kopf flogen, benutzend, uns nach und nach hinaus drängten, und rettete mich und meine Gefährten nur mein kaltes Blut und Geistesgegenwart. Die drohende Gefahr erkennend, forderte ich sie auf, sich sofort weiße Tücher um die Arme zu binden und mit mir die Verwundeten aus dem Feuer hinter die steinernen Pfeiler in Sicherheit zu bringen und ihnen die dringendste Hilfe zu leisten.

Alle folgten sofort meinem Beispiel. Dadurch hatten wir doch Hoffnung, unser Leben zu erhalten, während wenn wir aus den Arkaden vertrieben, von den Kugeln, welche den Platz bestrichen, sicher sofort getödtet oder verwundet worden wären.

Immer heftiger tobte der Kampf, und wir konnten mit Aufbietung aller Kräfte nur einen kleinen Theil der vielen Verwundeten aus dem Feuer tragen; immer größere Ströme Blutes rannen die Arkaden einher, immer stärker ertönten die Rufe Verwundeter und Sterbender — da plötzlich erschallten die Signale des allgemeinen Angriffes und Sturmes auf den Palast. Von vier Seiten wurde er unter furchtbarem Kampf mit Sturmleitern erstiegen und bald erscholl das Siegesgeschrei — der Palast war erstürmt und die Fahnen des Generals Prado entfalteten

sich auf ihm; Hundert Kanonenschüsse, sowie das Geläute aller Glocken und das Singen der Nationalhymne gab das Zeichen, daß der Kampf vorüber.

Sofort ordneten sich die Sieger in Colonnen, die Gefangenen wurden nach den Casernen gebracht, die Todten beerdigt, die Verwundeten nach den Lazarethen transportirt und der Platz von den Blutströmen gesäubert. Der General Prado hielt darauf eine feurige Ansprache an sein Heer, dankte ihm für seine Dienste, erklärte sich als Präsident der Republik und proclamirte das Avancement der Officiere.

Auch wir, die wir die weiße Binde trugen und vom Blute trieften, mußten vortreten, um den Dank für unseren Muth und Aufopferung für die freiwillige Ambulance und Krankenpflege vom General Prado in Empfang zu nehmen.

Wir nahmen diesen ruhig an, wußten aber Alle sehr wohl, daß wir nicht freiwillige sondern unfreiwillige Ambulancedienste geleistet, um unser eigenes Leben zu retten.

Gegen Mittag war Alles vorüber. Alle Thüren und Läden wurden wieder geöffnet, denn zur Ehre des Generals Prado mußte man sagen, daß er so ausgezeichnete Manneszucht hielt, daß kein Raub oder Plünderung vorkam und er jedes Vergehen exemplarisch bestrafte.

Dies war um so mehr anzuerkennen, wenn man bedenkt, daß sein Heer aus den verschiedensten Elementen bestand: theils aus Weißen spanischer, theils Braunen indianischer Abkunft, theils Schwarzen der Negerrace angehörig. Das Heer bot wahrlich einen eigenthümlichen Anblick dar, da diese Leute von so verschiedener Farbe und Race, auch die verschiedenartigsten Uniformen und Kopfbedeckungen trugen, und während ein Theil derselben mit hohen Stiefeln, der andere mit Schuhen oder Sandalen bekleidet war, besaß ein Theil gar kein Schuhwerk.

Jedenfalls hatten sich diese Truppen ausgezeichnet geschlagen, was ich aus so nächster Nähe zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte.

Am Abend herrschte ein tolles Treiben und Lärmen in der ganzen Stadt, fortwährend erschollen Freudensalven, es ertönte von allen Seiten Gesang und Musik, unter Absingen der Nationalhymne zog man durch die Straßen, Vivas über Vivas wurden an der Plaza de armas dem Helden des Tages, General Prado, gebracht und die Bevölkerung fraternisirte mit den Siegern, die sich nach den Strapazen der Märsche und des Kampfes zu entschädigen suchten.

Der Präsident Petzet, der mit seinem Heer ohnweit Lima stand, hatte, als er die so plötzliche Einnahme Lima's und des Palastes erfuhr, allen Muth kriegerische Lorbeeren zu pflücken verloren und flüchtete sich heimlich mit einigen seiner Getreuen nach Callao auf ein von ihm in Bereitschaft gehaltenes englisches Schiff, auf dem er sofort seine Reise nach Europa antrat, sein Heer sich selbst überlassend. Die Folge davon war, daß dasselbe sofort zu General Prado überging und geordnet in Lima einzog. — Dieser General war zur Beruhigung des ganzen Landes klug genug, alle Officiere des Generals Petzet in Stellung und Rang zu belassen, wodurch er auch jeder Gegenrevolution vorbeugte.

Freilich für die Staatskassen war dies eine große Last, da das Land nun fast die doppelte Anzahl von Officieren zu besolden hatte und wo ohnehin schon vordem fast auf jeden fünften Mann ein Officier kam.

Am Schlimmsten waren die Folgen der Revolution für Callao, wo nach der Flucht des Präsidenten Petzet ein größtentheils aus Negern bestehendes Bataillon des Führers ledig in offene Revolte ausbrach, raubend und plündernd die Straßen durchzog und weder Freund noch Feind schonte. General Prado sandte wohl sofort ein Regiment nach Callao ab, dies konnte aber erst am nächsten Tage dahin gelangen und den Aufstand dämpfen, da die Insurgenten die Eisenbahn-Verbindung unterbrochen.

Nach hergestellter Ordnung langte auch ich zu Pferde von Lima kommend in größter Sorge um meine Koffer, welche Alles, was ich besaß, enthielten, in Callao an.

Doch welch' ein Chaos fand ich hier vor! — Häuser und Läden waren ihres Inhalts total beraubt und die Straßen waren von Tausenden von zerschlagenen Kisten und Kasten vollständig übersäet, so daß man kaum gehen konnte. Aber auch meine Koffer, die ich so gut geborgen wähnte, waren verschwunden. Sie enthielten alle meine Sammlungen, meine Werthsachen, meine Bücher und war ich nur noch im Besitze der Kleider, die ich trug.

Jetzt konnte ich, da die geflüchtete Regierung meine einzige Hoffnung und Stütze gewesen, auch nicht mehr an die Ausgrabungen im Kloster San Pedro, noch an den Bau der Pferde-Eisenbahn in Lima denken, und so faßte ich endlich den festen Entschluß, mich, nachdem ich nach den traurigen Erfahrungen in Chile auch nun seit dem 13. März 1864 bis 6. November 1865 hier vergebens gearbeitet und öfter mein Leben in so große Gefahr gebracht, mit dem nächsten Dampfer nach Europa zurückzubegeben.

Am nächsten Tage erschien General Prado in Callao, um sich von den kolossalen Verwüstungen persönlich zu überzeugen und die Verurtheilung der bei der That Betroffenen auszusprechen, die sämmtlich erschossen wurden. — Dann wurden allerwärts Haussuchungen vorgenommen und die aufgefundenen Gegenstände nach dem Zollhause gebracht und in großen Haufen aufgestapelt.

Ein Jeder erhielt dann Zutritt, um die ihm gehörigen Sachen recognosciren zu können. Aber die Wenigsten gingen befriedigt von dannen, denn wie sollte es möglich sein, aus sechs aufgeschichteten zwölf Fuß hohen Haufen, die alles nur Mögliche enthielten, etwas heraus zu finden?

Da lagen Uhren, Kleider, Eßwaaren, Porcellan, Wäsche, Seife, Cigarren, Wein, Goldwaaren, Thermometer, Handschuhe, Lichte, Waffen, Bücher, Instrumente, Bilder, Lampen, Parfümerien, Käse, Oel, Gebetbücher, Rosenkränze, Apothekerwaaren — kurz alle nur denkbaren Gegenstände untereinander.

Auch ich versuchte mein Glück und nach langem Suchen fand ich eine Photographie von mir und nach kurzer Zeit auch einen meiner Koffer, der jedoch nur die Bücher enthielt. Dies war Alles! Alles Andere war verschwunden.

Ebenso wie General Prado für die Bestrafung der Missethäter sorgte, bot er auch Alles auf, um die Geplünderten zu entschädigen, zu welchem Zweck er sofort Commissionen ernannte, bei welchen Jeder seine durch Zeugen bestätigten und beschworenen Verluste angeben konnte.

Meinerseits erfolgte natürlich auch die Eingabe eines Verzeichnisses der mir geraubten Gegenstände, das von Herrn Freimann beeidet wurde. Leider konnte ich aber den Verlauf der Dinge nicht abwarten, da der nächste für Europa bestimmte Dampfer schon folgenden Tags abging, ich übergab daher die Angelegenheit dem preußischen General-Consul Müller, ging anderen Tags in Begleitung desselben und mehrerer

Freunde, die mir das nöthige Reisegeld vorgeschossen, an Bord des auf der Route nach Panama begriffenen Dampfers und nahm Abschied von Peru für immer.

Der damalige preußische Consul genoß aber — was wohl in den Zeitverhältnissen zu suchen — wenig Ansehen, und während Alles durch den englischen oder französischen Consul Reclamirte ersetzt wurde, erhielt ich bis heute, trotz des besten Rechtes, nichts! —

Kapitel XXXII.

Von Callao über Payta und Guayaquil nach der Insel Tumaco.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als ich mich auf einem der großen englischen, der Pacific-Steam-Navigation-Compagny gehörigen Dampfer, der Tags vorher von Valparaiso in Callao eingetroffen und viele meiner Bekannten von da mitgebracht, begab, um mit diesem auf demselben bis Panama und von da nach Europa zu reisen, und bald fuhren wir hinaus in die hochbewegte stürmische See.

Unter meinen Bekannten befand sich auch der früher erwähnte Herr Damian von Schütz, der die deutsche Colonie in dem Innern Peru's, Pozuzo, gegründet. Nach jahrelanger unermüdeter Thätigkeit und Opfern aller Art kehrte auch er, wie ich, ohne seine Pläne und Hoffnungen realisirt zu haben, nun nach Deutschland für immer zurück.

In Folge der furchtbaren Aufregungen, der zuletzt erlebten Gefahren, des Schmerzes all' meine Hoffnungen vereitelt zu sehen und dazu Alles, was ich besaß, verloren zu haben, bekam ich leider einen so schweren Anfall meines Leidens, der Neuralgie, daß ich mich gezwungen sah, mich im nächsten Hafen, Payta, wo der Dampfer einlief, auszuschiffen.

Payta, ein Ort von circa 9000 Einwohnern, besaß den besten Hafen von Peru und herrschte in Folge dessen ein sehr lebhafter Handelsverkehr; die Häuser waren aber nur aus Bambusrohr und Palmenrinde construirt und besaßen nur flache Dächer. Es war hier

durchaus kein angenehmer, noch gesunder Aufenthalt, indem einestheils die Hitze, wo der Ort schon unter dem 5° 5′ südlichen Breitengrade gelegen, kaum erträglich war und anderentheils die Seetange, die einen Theil des Hafens völlig bedeckte, die Luft mit ihren jodhaltigen Dünsten erfüllte. Dazu kam nun noch, daß die Umgegend von dieser Stadt meilenweit von einer Sandwüste umgeben war und es wenig oder nie regnete, infolge dessen der Wind oft so furchtbare Staubwolken aufwirbelte, daß man kaum athmen konnte und meine Zimmer und Effecten in meinem Hotel stets vollkommen von denselben bedeckt waren.

Unter Beistand eines deutschen Arztes Dr. Auz ging mein Anfall bald vorüber, und als es mir meine Gesundheit nur irgend erlaubte, schiffte ich mich auf einem kleinen Küstenfahrer ein, erreichte infolge starken Südwindes binnen wenigen Tagen den schönen breiten Strom Guayaquil, und an der Insel Esmeralda dahinfahrend, landete ich bald an dem Quai des ersten Handels- und Hafenplatzes der Republik Ecuador, Guayaquil, wo ich mich, sobald die Zollbeamten unser Schiff untersucht, nach einem ohnweit von da gelegenen Hotel begab.

Da der nächste Dampfer von hier nach Panama erst in acht Tagen abging, hatte ich Zeit, dieses Land, die Stadt und die Umgegend etwas näher kennen zu lernen.

Die Republik Ecuador, welche zwischen dem zweiten und sechsten Grad südlicher Breite gelegen, mithin durch den Aequator in fast zwei gleiche Theile getheilt wird, gegen Norden an die Republik Neugranada, gegen Osten an Brasilien, gegen Süden an Peru und gegen Westen an den Stillen Ocean grenzt und ungefähr 9000 Quadratmeilen einnimmt, wird von circa einer Million Einwohner bewohnt.

Die Hauptstadt dieser Republik, Quito, welche 0,14′, also direkt unter der Linie liegt, würde sehr von der Hitze zu leiden haben, wenn sie nicht in den Cordilleren, 8790 Fuß hoch über dem Meeresspiegel läge, wodurch sie eines so herrlichen Klimas genießt. Sie wurde 1533 gegründet und 1541 vom König Karl V. von Spanien zur Stadt erhoben.

Guayaquil wurde 1533 von dem spanischen Feldherrn Francisco Pizarro gegründet.

Diese Stadt, die circa 20,000 Einwohner zählt, ist größtentheils von Mulatten, Mestizen und Indianern bewohnt, aber auch viele Weiße spanischer Abkunft leben hier, von welchen die Frauen und Mädchen als schön bekannt sind. Der Ort selbst gewährt keinen freundlichen An-

blick, da ihm hervorragende Bauten ganz fehlen; er ist Bischofssitz und besitzt eine schmucklose Kathedrale und sechs ebensolche Kirchen.

Sehr wichtig und angenehm ist es für die Bewohner, daß hier, wo eine so kolossale Hitze herrscht und die tropischen Regengüsse sich in solchen Strömen ergießen, viele Straßen mit steinernen Arkaden versehen sind, wodurch man gegen die brennenden Sonnenstrahlen, wie gegen den Regen geschützt ist. — Das Klima ist aber nicht allein sehr heiß, sondern auch sehr ungesund; es grassiren hier Fieber, besonders das gelbe und die Blutruhr, denen namentlich die Ausländer zum Opfer fallen.

An dem Quai, dem Flusse entlang, befanden sich mehrere Badeetablissements, in deren Nähe den Tag über viele Boote mit den verschiedensten Früchten, besonders Ananas, Cocosnüsse und Bananen lagen, und herrschte daselbst stets ein sehr lebhafter Verkehr. Es war hier Sitte vor und nach dem Bade zur Erfrischung die Milch der Cocosnüsse zu trinken, welche Flüssigkeit, krystallhell, sehr niederschlagend wirkt, und waren eine Menge Neger den ganzen Tag über nur damit beschäftigt, die Nüsse zu öffnen und dem Dürstenden zu reichen. — Große Haine von Cocospalmen ziehen sich an der Stadt entlang, infolge dessen die Frucht sehr billig ist und ein Jeder sich an dem Genusse derselben nach Herzenslust laben kann.

Die Bäder wurden in großen in den Fluß eingelassene durchlöcherte Kasten genommen, um so gegen die unzähligen sogenannten amerikanischen Alligatoren, auch Caimans genannt, und viele andere kleinere, mehr oder weniger giftige und bösartige Thiere geschützt zu sein, von denen der Fluß förmlich wimmelte.

Anfangs begab ich mich jeden Morgen in diese Bäder, um mich nur etwas zu erfrischen, aber das Wasser war so warm, daß es fast gar nichts half. Bald machten mich aber meine Landsleute auf einen kleinen Fluß, der im Schatten herrlicher Palmen und großer Bäume des Urwaldes, etwa eine halbe Stunde von Guayaquil daher strömte, aufmerksam.

Hier war das Wasser herrlich frisch und waren die seichten Ufer dieses Flüßchens der Hauptbadeplatz der besseren und feineren Welt Guayaquils, welche die Mittel besaßen, dahin reiten oder fahren zu können.

Es gab hier aber kein Haus, keine Hütte, keine Aus- und Ankleidezimmer; Alles entkleidete sich hier ruhig am Ufer, und wenn in Valparaiso Frauen und Mädchen beim Baden nur ein Tuch um die Lenden

geschlungen trugen, und das dem Anstand genügte, war es hier strenge Sitte, daß alle Frauen und Mädchen Badehemden trugen, welche am Halse zusammen gebunden bis auf die Ferse reichten.

Eigenthümlich war aber hierbei, daß gewöhnlich je feiner die Damen, auch die Badehemden eben so viel feiner waren, welche dann vom Wasser angefeuchtet alle Formen bis in die kleinsten Details verriethen.

Niemand fand hierin etwas Unsittliches, es war so Sitte und dem Anstand genügt und nie hatte ich Gelegenheit etwas Unanständiges zu hören oder zu sehen, obwohl Männer und Frauen, Alt und Jung, Schwarze, Weiße, Braune 2c. hier gemeinsam badeten.

Sehr lebhaft wurde es in Guayaquil, wenn ein Dampfer anlegte. Alle Händler beeilten sich dann, an Bord zu gelangen, um den Passagieren ihre Artikel, als: Früchte, Affen, Papageien und andere Vögel, Schmetterlings- und Insecten-Sammlungen, kleine Alligatoren, Schlangen 2c. zum Kauf anzubieten. Dabei fehlte auch nie ein Indianer, der den Passagieren das seltene und aufregende Schauspiel eines Kampfes zwischen ihm und einem Alligator bieten wollte. Derselbe sammelte natürlich vorerst Geld ein, um, wie er äußerte, wenn er im Kampfe unterliege und von dem Unthiere gefressen würde, seinen Angehörigen etwas hinterlassen zu können, was ihm denn auch von den stets einige Hundert zählenden Passagieren reichlich gespendet wurde.

Nachdem der kühne Kämpfer sich bis auf eine Schwimmhose entkleidet, setzte er eine grellrothe Mütze auf, nahm ein langes gut geschliffenes Messer zwischen die Zähne und stürzte sich in den Strom. — Das durch den Sturz verursachte Geräusch erregte natürlich die Aufmerksamkeit der das Schiff stets umkreisenden Alligatoren, und in der Erwartung, an dem betreffenden Punkte etwas zu finden, was ihre Freßbegier befriedigte, sah man von allen Seiten theils mächtige, theils kleinere Alligatoren der Stelle zuschwimmen, was die stets über dem Wasserspiegel sichtbare Steuerflosse verrieth.

Kaum hatte nun eines der größten dieser Thiere den Körper erspäht, schoß es wie ein Pfeil auf die zu hoffende Beute los, den mächtigen Kopf mit weit geöffnetem Rachen aus dem Wasser emporstreckend, und ein allgemeiner Aufschrei erfolgte am Bord des Dampfers, der von den Tausenden am Ufer befindlichen Zuschauern wie ein Echo widerhallte, als man plötzlich den Indianer in unmittelbarer Nähe des Ungeheuers verschwinden sah und nur die rothe Mütze auf dem Wasser schwamm, die von dem gierigen Thiere verschlungen wurde.

Ein Augenblick der größten Sorge und Spannung, dann tauchte der kühne Schwimmer wieder empor und ein von ihm ausgestoßenes Hurrah bekundete, daß er den Kampf bestanden; aus Leibeskräften ruderte er darauf dem Ufer zu, um aus der so gefährlichen Nachbarschaft zu kommen, während der Körper eines riesigen Alligators mit aufgeschlitztem Leibe an der Oberfläche des Flusses zum Vorschein kam und denselben mit seinem Blute dunkelroth färbte, und nun von den Wellen nach dem Meere getrieben, eine Beute der gierigen Haifische wurde. Die Hauptsache bei diesem gewagten Unternehmen bestand darin, Muth und Kaltblütigkeit genug zu besitzen, um das Ungeheuer ganz nahe heran kommen zu lassen und erst in dem Moment unterzutauchen, wenn das Thier nach der Beute schnappt; getäuscht erwischt es jedoch nur die rothe Mütze und erhält in diesem Augenblick auch schon von unten die tödtliche Wunde.

Um die Passagiere des hier etwa zehn Stunden liegen bleibenden Dampfers noch anderweit zu belustigen und zu zerstreuen, wurden von dem Capitän eines kleinen Flußdampfers Ausflüge stromauf nach dem Innern dieses herrlichen Landes bis nach dem nur zehn Meilen entfernten Ort Bodegas arrangirt, was natürlich der größte Theil der Passagiere mit lebhafter Freude begrüßte. Der Preis betrug zehn Pesos, dafür erhielten die Theilnehmer aber nicht allein Beköstigung, sondern auch zur freien Benutzung eine Menge guter amerikanischer Büchsen mit Schießbedarf, um der Jagd auf Alligators nach Herzenslust obliegen zu können. Ich begab mich auch an Bord des Vergnügungsschiffes, das unter Musik und Büchsenknall abfuhr.

Kaum hatten wir den Quai und die Stadt hinter uns, als wir die herrlichsten Plantagen von Cacaobäumen, Cocospalmen, Zuckerrohr, Tabak und Baumwolle erblickten, welche sich zu beiden Seiten dieses majestätischen Stromes bis nach Bodegas hinzogen, in dessen Hintergrund auf den Riesenbäumen des dichten Urwaldes uns die Affen mit ihren lustigen Sprüngen ergötzten, Vögel der schönsten Farben in der Sonne erglänzten und Schaaren buntgefiederter Papageien die Luft mit ihrem gellenden Schrei erfüllten.

Niemand von uns hatte Lust die so komischen Affen zu tödten, Niemand ohne Zweck die schönen Vögel zu morden, aber instinctmäßig wählte jede unserer Büchsen als Ziel eines der zu Tausenden theils umherschwimmenden, theils oft in großen oder kleineren Gesellschaften sich am Ufer sonnenden Alligatoren. Dies war der Feind der Menschen, der die Plantagen, all' den Fleiß und Mühe der Besitzer, oft in wenig

Augenblicken vernichtete und sich seine Opfer nicht nur unter Thieren, sondern auch unter den Kindern auserkor, die er am Ufer des Flusses, sogar oft unmittelbar aus der Nähe der Wohnungen raubte und vor den Augen der Eltern verschlang.

Wir sahen Exemplare von einer ungewöhnlichen Größe in ihrer ganzen Länge am Uferrand ausgestreckt, die von dem unausgesetzten Feuern unserer Büchsen aufgescheucht, sich beim Herannahen des Schiffes erschreckt in wilder Flucht in den Fluß stürzten, wobei wir Gelegenheit hatten die große Schnelligkeit zu bewundern, mit der sie den so langen schweren Körper bewegten.

Von den vielen Kugeln, die wir nach ihnen sandten, prallten die meisten von ihrem Panzer ab und nur tödtlich war ein Schuß in's Auge oder aber, was bedeutend leichter, eine Kugel in den Rachen.

Dies Letztere war deshalb um so leichter zu erreichen, als diese Thiere gewöhnlich mit offenem Rachen am Ufer liegen, indem eine Unzahl von Fliegen, Schmetterlingen und anderen Insecten, an dem Schleim der Zunge sich labend, diese oft ganz bedecken, und wenn dies der Fall, der Alligator diese mit Vorliebe hinunter schluckt.

Die Regierung hatte eine Prämie auf jeden getödteten Alligator gesetzt, um der so großen Vermehrung Einhalt zu thun, allein da das Thier von gar keinem Nutzen und die Prämie sehr geringfügig war, so beschäftigten sich sehr Wenige damit. Erst in neuerer Zeit, wo die Haut des Thieres zu Leder verarbeitet wird, haben die Jagden einen größeren Erfolg und das Thier nimmt merklich ab.

Nach einigen Stunden sehr interessanter Fahrt erreichten wir den kleinen Ort Bodegas, der deshalb von Wichtigkeit ist, weil alle Waaren, die vom Meere aus gekommen und nach dem Innern des Landes und der Hauptstadt Quito bestimmt sind, von hier aus auf Pferden und Maulthieren weiter transportirt werden, und ebenso alle Landesproducte von hier aus nach Guayaquil und nach dem Auslande verschifft wurden, zu welchem Zwecke sich hier verschiedene Kaufleute und Spediteure niedergelassen hatten und bedeutende Lagerhäuser für die Waaren existirten.

Nach einer längeren Excursion in das Innere des Urwaldes, wo die schönsten Vögel, wie buntesten Schmetterlinge umherflatterten und die herrlichste Flora uns Alle wahrhaft entzückte, traten wir die Rückfahrt an, auf welcher den Alligatoren wiederum tüchtig zugesetzt wurde.

Obgleich ich mir vorgenommen hatte, mich mit dem nächsten Dampfer nach Panama einzuschiffen, um von da nach Europa zurückzukehren, änderte ich doch meinen Entschluß, da ich, ehe ich für immer von diesem

Erdtheile Abschied nahm, den sehnlichen Wunsch nicht unterdrücken konnte, eine Reise nach dem herrlichen Innern dieser Republik, welche Alexander von Humboldt so schön geschildert, zu unternehmen und beschloß ich, den Chimborazo und Cotopaxi, wie der alten Stadt Quito noch einen Besuch abzustatten.

Als ich jedoch eben mit den Vorbereitungen zu dieser Reise beschäftigt war, langte plötzlich die Nachricht in Guayaquil an, daß man in der Nachbar-Republik Neugranada, im Caucathale, ohnweit Barbacoas, so bedeutende und so reiche Goldgruben gefunden, infolge dessen Unzählige dahin strömten.

Diese Nachricht betrachtete ich als einen Wink des Himmels, gab daher die Reise nach dem Innern der Republik auf, und im Vereine mit vier hier ansässigen Deutschen beschloß ich dahin zu reisen. Mit dem nächsten Dampfer schifften wir uns ein und langten nach nur einigen Tagen Seereise auf der zur Republik Neugranada gehörigen Insel Tumaco an.

Kapitel XXXIII.

Von der Insel Tumaco nach Barbacoa in der Republik Neugranada.

Die Republik Neugranada, welche den nordwestlichen Theil des südamerikanischen Continents einnimmt, grenzt im Norden an den Staat Panama, im Osten an die Republik Venezuela, im Süden an die Republik Ecuador und im Westen an den Stillen Ocean, nimmt ohngefähr 23,000 Quadrat-Meilen ein und hat eine Bevölkerung von circa 2,500,000 Einwohner.

Die Insel Tumaco liegt in dem schönen Hafen gleichen Namens, der von dichtem Urwald und herrlichen Palmenwaldungen umgeben ist. Sie ist klein und enthält nur etwa eine halbe Quadrat-Meile Flächeninhalt und war fast nur von Mulatten bewohnt, die einige Hundert Köpfe stark waren.

Von Ausländern traf ich hier nur den französischen Consul Mr. Pouchoir und Mr. Carré, welche den ganzen Handel in Händen hatten, alle Schiffe daher an sie consignirt wurden und zugleich auch Agenten der englischen Dampfer waren.

Da ich an den Ersteren empfohlen und auch der französischen Sprache vollkommen mächtig war, fand ich mit meinen Landsleuten die freundlichste Aufnahme und orientirte uns unser Wirth bald über dieses Land, wie seine Verhältnisse im Allgemeinen, indem er uns auf alle

Vorzüge desselben aufmerksam machte, die Schattenseiten aber auch nicht verschwieg.

Die Insel Tumaco war völlig mit Cocospalmen, sowie mit den Bäumen, welche das vegetabilische Elfenbein geben, bedeckt, welches letztere hier einen bedeutenden Handelsartikel bildet.

Herr Pouchoir versandte auf seinen Canoas von hier alle ausländischen Waaren nach dem Innern des Landes und erhielt als Rückfracht hauptsächlich Kautschuk, Chinarinde, Cocosnüsse, Sarsaparilla 2c.

Was aber für uns von größtem Interesse, war eine ungeschminkte Schilderung von unserem Wirth über den so fabelhaften Goldreichthum dieses Landes und zwar besonders von den der Umgegend der Stadt Barbacoa zu erhalten, und erfuhren wir, daß allerdings in der Nähe dieser Stadt ein sehr bedeutender Goldreichthum existire, von wo die Spanier früher so kolossale Quantitäten dieses edlen Metalls gewonnen, daß es nur auf großen ordinären Waagen centnerweise gewogen worden und es auf ein Pfund mehr oder weniger nicht angekommen sei, trotzdem das Pfund mit 300 Pesos bezahlt wurde.

Was nun den so großen Reichthum, den man jetzt erst entdeckt haben wolle, beträfe, wäre diese Nachricht übertrieben, da sich aber dieselbe wie ein Blitz in Californien, wie New-York verbreitet und alle Zeitungen davon geschrieben und Barbacoa als ein zweites Californien geschildert hätten, wären bereits einige fünfzig Goldgräber aus San Francisco hier angekommen und hätten sich sofort nach Barbacoa begeben.

Um nun dahin zu gelangen, müsse man von hier mit einem großen Canoa auf dem Meere bis nach der Mündung des Patiastromes oder wenigstens bis an die Mündung eines näheren kleinen Flusses fahren, dann den Patia hinauf in den Telembifluß, an dessen Ufern die Stadt Barbacoa liege.

Den wichtigsten Rath, den er mir und meinen Landsleuten für den Augenblick aber geben könne, bestehe darin, daß wir unsere Stiefeln und Strümpfe sofort beseitigen und Alpargattas anziehen sollten, indem man in diesem Klima, wenn der Fuß nicht die gehörige Ausdünstung habe, sehr leicht das Sumpf- oder das gelbe Fieber bekommen könne, welche beide hier heimisch und sehr gefährlich, ja oft todbringend seien.

Mehrere von den angekommenen Californiern, so sehr an ihre großen Stiefeln gewöhnt, hätten den Rath, sie abzulegen, verspottet und ihren Leichtsinn bereits mit dem Leben bezahlt. — Diese Alpargattas waren eine Art Sandalen und wurden von den Eingeborenen angefertigt.

Die Neger und Mulatten waren hier fromme und gutmüthige Leute und gehörten sämmtlich der römisch-katholischen Kirche an, waren sehr kräftig und stark, ausgezeichnete Canoaführer, wie Schwimmer und Taucher.

Sehr interessant wie höchst eigenthümlich waren die Funde, welche man in der Umgegend in den alten Indianergräbern gemacht, die in männlichen und weiblichen Figuren, theils einzeln, theils in Gruppen aus gediegenem Gold oder Thon bestanden und zwar alle in mehr oder weniger obscönen Stellungen. Während in Peru in den berühmten Indianergräbern alle möglichen Gegenstände aus Gold und Silber oder Thon, wie Urnen, Götzenbilder, Krüge, Waffen 2c., ebenso wie im Staate Panama, vorkamen, fand man hier in den Gräbern nur diese, so daß es fast scheint, als ob bei diesen Stämmen eine Art Priap-Cultus geherrscht hätte.

Als ich noch Gast des Herrn Pouchoir war, legte eines Tages ein kleiner Küstenfahrer im Hafen an, dessen Besitzer Herr Flemming aus Glogau in Preußisch-Schlesien, der Sohn des Besitzers der berühmten kartographischen Anstalt, war. Dieser hatte ohnweit von Tumaco, in der Paylon-Bai, die schon zu der Republik Ecuador gehörte, bedeutende Ländereien gekauft, wo die herrlichsten Nutzhölzer wie auch viel Fieberbäume (Chinarinde) und Kautschuk zu finden waren und kam mit der Absicht hierher, sich mit dem nächsten Dampfer nach Europa zu begeben, um daselbst eine Compagnie zu gründen, damit diese Ländereien durch Anlage großartiger Sägewerke rationeller ausgebeutet werden könnten. Ich verlebte einige Tage in seiner Gesellschaft.

Die Wohnungen der Neger waren hier sämmtlich ganz gleichartig construirt. Es waren vorerst starke Bohlen in die Erde gerammt und auf diese, etwa 12 Fuß hoch, wurde nun das Haus aus Bambusrohr und Palmenrinde gebaut und mit Bananen- oder Cocosblättern oder einer Art breiten Schilfes gedeckt, um während der Regenzeit den nöthigen Schutz zu bieten.

Um in dieses Gebäude zu gelangen, war eine Treppe oder Leiter vorhanden, doch fand ich auch nur eingekerbte Baumstämme vor. Alle wurden des Abends hinaufgezogen, um zu verhindern, daß weder Bestien, Schlangen, Scorpione u. dergl. in die Wohnung drangen.

Wald und Wiesen prangten in dem herrlichsten Blumenflor und verbreitete die hier wild wuchernde Vanille einen aromatischen Duft. Bunte Schmetterlinge und andere Insecten mit den ihnen eigenthümlichen Metallglanz flogen überall umher, prächtige Kolibris flatterten

von einem Blumenkelch zum anderen, den Honig daraus naschend; schönste Vögel sangen in den Zweigen, unterbrochen von dem gellenden Schrei buntgefiederter Papageien; Schlangen verschiedenster Größe, Art und Farbe lagen träg in der Sonne, oder hingen Guirlanden gleich in den Aesten der Riesenbäume.

Wie so ganz verschieden waren diese Urwälder gegen die Chiles! Dort einförmige leblose Waldungen — hier die üppigste Flora, belebt und durchwebt von den buntschillernsten Insecten, Vögeln, Amphibien, Blumen und Früchten. Und als nun am Abend die Sonne gleich einem kolossalen Feuerball im Westen in den Fluthen des Stillen Oceans darniedersank und etwas Kühle eintrat, da schien die Natur sich erst von den sengenden Strahlen der Sonne zu erholen und die Blumen ihre aromatischen Düfte noch mehr auszuströmen.

Als es dunkler wurde, da stieg der volle Mond hinter den Felsengebirgen der Cordillere im Osten auf und beleuchtete mit seinem magischen Licht die herrlichen Palmenwälder, aus denen nur noch der Schrei des Jaguars ertönte. Fledermäuse, Eulen, Vampyre flatterten nun umher und Tausende von herrlichen Leuchtkäfern und Millionen von Mosquitos durchschwärmten die Luft.

Nach einigen Tagen Aufenthalt waren die Canoas des Herrn Pouchoir, die nach dem Innern des Landes bestimmt waren, beladen und glaubten die Neger nun, wo das Meer still und die Wellen sich nur schwach an den Ufern brachen, die Fahrt wagen zu können. Wir mietheten für den Preis von 100 Pesos ein Canoa, ließen Alle zur Goldwäscherei und -Bergbau nöthigen Werkzeuge dahin bringen, verabschiedeten uns von unserem freundlichen Wirth und schifften uns am Abend bei herrlichem Mondschein ein. Das Canoa, das wir inne hatten, war ein sehr großes, wie ich es nie gesehen; in der Mitte befanden sich mit Palmenblättern bedeckte Räumlichkeiten, in welchen man vor Sonne und Regen geschützt sitzen und liegen konnte, während vorn wie hinten je vier Neger zum Rudern angestellt waren.

Bald setzten sich die vier Canoas in Bewegung und wie in Schlacht-Ordnung fuhren wir unter dem gleichmäßigen Schlag der Ruder über die glatte Wasserfläche des Hafens hinaus in das Meer.

Kaum hatten wir dies jedoch erreicht, so verfinsterte sich nach und nach der Himmel, der Mond verschwand hinter dicken schwarzen Wolken

und ein starker Windstoß, der sich bald darauf erhob, bekundete den erfahrenen Schiffern, daß ein Sturm im Anzuge sei. Als der Wind immer stärker wurde, die Wellen immer höher gingen, wurden die Neger doch besorgt und beriethen, ob es nicht besser sei umzukehren.

Da wir jedoch schon den größten Theil des Weges zurückgelegt, waren sie sämmtlich für die Weiterfahrt.

Weiter ging es gegen Sturm und Wellen, die unser Canoa wie einen Ball hin und her warfen, und obgleich wir uns an der Mündung des kleinen Flusses befanden, auf dem wir nach dem Patia=Strom gelangen wollten, war es uns doch nicht möglich die Einfahrt zu erzwingen. Donnernd und brausend rollten die Wellen auf uns zu und brachen sich an den Felsenriffen der Küste, die sie mit Gischt und Schaum bedeckten, wodurch das großartigste Leuchten des Meeres, welches ich je gesehen, hervorgebracht wurde.

Unsere Canoaführer, wahrlich sehr beherzte und an Gefahren gewöhnte Männer von herkulischem Körperbau, waren vor Anstrengung und Ermattung kaum mehr im Stande den richtigen Cours zu steuern, als plötzlich eine mächtige Welle unser Canoa in die Höhe hob und im nächsten Augenblicke es derart gegen die Klippen schleuderte, daß es sich umschlug und wir Alle ins Meer geworfen wurden, welches Schicksal auch dem zweiten uns folgenden Canoa widerfuhr.

Die anderen zwei, die etwas weiter hinter uns fuhren, gelangten aber glücklich in die Mündung des kleinen Flusses. Unterdessen waren die Neger der verunglückten Boote mit einer wirklich fabelhaften Geschwindigkeit bemüht die Canoas mit Lazos aus den Klippen an's Land zu ziehen. Verwundet, erschöpft und total durchnäßt dankten wir erst Gott für unsere Rettung und begaben uns dann nach einer in der Nähe gelegenen Negerhütte, wo wir uns stärkten und die Kleider trockneten.

Nachdem die Canoas wieder in Stand gesetzt, ging die Fahrt auf dem kleinen Fluß landeinwärts weiter Die Kleider hatten wir infolge der großen Hitze gar nicht wieder angelegt, befanden uns daher im einfachen Naturkostüm. Während draußen auf dem Meere der Sturm heulte und brauste wurde es hier, wo der Fluß immer schmäler und seine Ufer mit immer dichterem Urwald und Cocospalmen besetzt war, immer stiller. Obwohl nun vor Wind und Wellen geschützt, war die Weiterfahrt nicht gefahrlos, da hier oft die Stämme und Aeste alter gestürzter Riesenbäume weit in den Fluß reichten oder vom Grunde emporragten und der Fluß außerdem von vielen Alligatoren und Schlangen bevölkert war.

Zu unserem Glück wurden wir aber von Tausend und aber Tausenden der großen Leuchtkäfer, Cucujos genannt (Pyrophorus noctilucus), umschwärmt, so daß die finstere Nacht tageshell erleuchtet war.

Dies Naturphänomen macht einen wirklich großartigen, ja feenhaften Eindruck und habe ich nie wieder etwas ähnliches zu Gesicht bekommen. Theils flogen die Käfer einzeln, theils in Schwärmen umher, oft war ein großer Baumstamm oder seine Aeste dicht von ihnen besetzt.

Alexander von Humboldt schreibt über diese Leuchtkäfer, die etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll lang sind, Folgendes: Das Gras am Boden, die Aeste und Blätter der Bäume, Alles glänzte von den röthlichen beweglichen Lichtern, deren Intensität zum Theil von dem Willen der Thiere abhängt. Es war als hätte das Sternenfirmament des Himmels sich auf die Wiesen und Wälder herniedergesenkt. — In den Hütten der ärmsten Landleute dienen ein Dutzend von diesen Cucujos in einer durchlöcherten Kürbißflasche als Nachtlampe — die ewige Lampe genannt, da das Licht nur durch Krankheit oder Tod der Insekten erlischt, und sie durch ein Scheibchen Zucker sehr leicht ernährt, aber auch leicht ersetzt werden können.

Diesen Berichten füge ich hinzu, daß diese Käfer von den jungen Damen gekauft und in Kränze eingeflochten wurden, welche sie des Abends bei den Festen trugen, wodurch dem weißen Teint und dem schwarzen Haar und Augen ein eigenthümlicher, ihre Schönheit erhöhender Glanz gegeben ward.

Aber während dieses so interessanten Anblickes des Urwaldes mit seiner Beleuchtung wurden wir auch auf das Grausamste von Schwärmen von Millionen Mosquitos zerstochen und zerfleischt, wie ich es auch noch nie erlebt, so daß bald Gesicht, Hände, Arme und Füße über und über mit Beulen bedeckt waren. Ich war herzlich froh, als wir nach einer Fahrt von einigen Stunden an dem Punkte anlangten, welcher das Ziel unserer heutigen Fahrt war.

Es war dies ein großes geräumiges Gebäude, aber auch nur auf Pfählen aus Bambusrohr und Palmenrinde aufgeführt, in welchem eine Negerfamilie lebte. Dieses Gebäude diente zur Unterkunft der Reisenden wie aller Waaren, da der Fluß nur bis hierher schiffbar war und alle Passagiere und Waaren von hier über einen Gebirgszug bis nach den Ufern des Patia-Stromes gebracht werden mußten.

Wir begaben uns nach dem Hause, in dem ein lustiges Feuer flackerte; ein starker, von einer gewissen Art Holz hervorgebrachter Rauch kam uns entgegen, der den Zweck hatte, unsere Peiniger, die Mosquitos, zu verscheuchen, damit wir ungestört einige Stunden der Ruhe genießen konnten.

Von hier ab machten wir beim Schlafen stets von den Mosquito-Stoffen Gebrauch; dies ist eine Art Mull, in welchen man sich vollkommen einhüllt.

Am frühen Morgen schon begannen die Neger unsere Effecten, wie alle Waaren über das Gebirge nach den Ufern des Patia hinunter zu tragen, und als diese sehr beschwerliche Arbeit beendet, wurden wir von denselben auf bequemen Tragstühlen aus Bambusrohr auf dem Rücken ebenfalls hinüber geschafft.

Zu einer Tour auf einem solchen Tragstuhl engagirt man gewöhnlich vier Neger, die sich abwechseln, und haben dieselben eine solche Kraft und Geschicklichkeit, daß sie mit mir als ob der Stuhl ganz leer sei, im Trab das Gebirge hinan und auf der andern Seite ebenso hinabliefen, und dann noch durch einen Arm des Flusses trugen.

Nachdem Alles wieder in Canoas gleich denen, die wir bis jetzt benutzt, untergebracht, ging die Fahrt weiter.

Ehe wir aber nach dem Hauptarm des Patiaflusses gelangten, mußten wir erst einen etwa eine Meile breiten Sumpf passiren, in dem man sich in steter Todesgefahr befand.

Die Oberfläche dieses Sumpfes war vorerst von den verschiedensten Schlingpflanzen bedeckt, so daß mehrere der Neger, welche sich an der Spitze des ersten Canoas befanden, diese erst mit der Machette durchhauen und entwirren mußten, ehe das Canoa nur einen Fuß weiter kam, welche Arbeit viele Stunden in Anspruch nahm; dazu entstiegen diesem Sumpfe an den Stellen, wo die Stangen in ihn gestoßen wurden, um das Fahrzeug weiter zu schieben, große Blasen, welche die scheußlichsten Gase ausströmten, wodurch nicht allein ich und meine Mitpassagiere, trotzdem wir uns Mund und Nase bedeckt, sondern auch die Neger bald von starken Kopfschmerzen geplagt wurden.

Dabei herrschte eine kolossale Hitze und durften wir Weißen nicht den kleinsten Theil des unbedeckten Körpers den Sonnenstrahlen aussetzen, da man sofort den Sonnenstich bekam und sich an der Stelle böse langwierige Geschwüre bildeten; außerdem wurden wir auch hier von den Mosquitos schrecklich zerstochen.

Dies war der gefährlichste Theil der Reise und schon viele Fremde wie Eingeborene waren dem Sumpf zum Opfer gefallen.

Wir gelangten darauf in die Hauptströmung des Patiaflusses, wo wir uns infolge der vielen Strudel jedoch nur langsam am Ufer fortbewegen konnten, und legten am Abend bei einer Negerhütte an. Hier wollten wir, da es Vollmond war und wir ein entzückendes Bild vor

uns hatten, im Freien rasten, wurden aber von den Negern bedeutet, daß dies gefährlich, weil der Mondschein magnetisch wirke und das Gesicht verziehe. Mit schiefem Mund oder Nase aufzuwachen war für uns kein berückendes Bild, suchten daher die Hütte auf und lagerten uns um das qualmende Feuer.

Am nächsten Mittag erreichten wir den Telembi, der in den Patia mündet und nach einigen Stunden Fahrt auf diesem unser Reiseziel — Barbacoas.

Kapitel XXXIV.

1866.

Barbacoas. — Meine Goldbergwerke und -Wäschereien in Cucarachera.

Barbacoas zählte ohngefähr 5000 Einwohner, theils spanischer, theils indianischer Abkunft, der größte Theil bestand aber aus Negern und Mulatten; sämmtliche Einwohner gehörten der römisch-katholischen Kirche an.

Die Stadt selbst war freundlich und lag mit ihren größtentheils nur aus Bambusrohr und Palmenrinde erbauten und der heftigen Regen wegen mit spitzen mit Schilf gedeckten Dächern versehenen Häusern ringsum von Urwald umgeben an dem reißenden Telembi.

Das Klima war hier ebenfalls unerträglich; das Barometer zeigte bisweilen Nachts 28 ° Reaumur. Doch war es von großem Vortheil, daß es hier keine Alligatoren gab und man sich täglich öfter baden konnte.

Bald nach unserer Ankunft besuchte uns der einzige hier lebende Europäer, ein Engländer, Mr. Jorje, welcher sich als Arzt hier niedergelassen hatte, mit einer Tochter des Landes verheirathet war und eine Apotheke besaß. Er nahm sich Unserer sofort auf das Liebevollste an und half uns mit Rath und That.

Ohnweit von unserer Wohnung befand sich der Markt, ein schöner großer Platz, an welchem eine Negerin, als sie von der Ankunft vieler Fremden gehört, sofort ein Gasthaus und Restauration errichtet hatte.

Wir nahmen daselbst unsere Mahlzeiten ein, konnten uns aber schwer an die Speisen gewöhnen, da sämmtliche natürlich nach Landessitte zubereitet und derart mit spanischem Pfeffer (Aji) gewürzt waren, daß man sich förmlich den Hals verbrannte. Dazu wurde nun Pisco, der in Peru aus Weinbeeren bereitete Schnaps, aus großen Gläsern getrunken, da sich jedoch der Körper Tag und Nacht stets in Transpiration befindet, so habe ich Betrunkene höchst selten gesehen.

Aji und Pisco wurden als ein Schutzmittel gegen die Fieber genommen, besonders um die Verdauung zu fördern, was hier höchst wichtig. Außerdem trug man stets ein Etui mit Chininpillen bei sich, und ebenso wie man in Europa einem Freunde, den man trifft, eine Prise anbietet, geschah es hier mit diesen Pillen. Ferner war es nothwendig, Alpargattas, wie auch eine wollene Unterjacke zu tragen.

Hier, sowie in der Umgegend wurde nicht das Geringste gebaut und gezüchtet, so daß alle Lebensmittel von den Gebirgen im Innern des Landes auf einem Wege von zehn Meilen nach hier geschafft werden mußten. Da nun aber die Wege dieses Gebirges so schmal, steil und gefährlich, daß weder Wagen, Handkarren, noch Pferde, Maulthiere und selbst Esel sie nicht passiren konnten, wurde Alles von den Indianern auf dem Rücken nach hier gebracht.

Es war wahrlich interessant zu sehen, wie sich jeden Morgen ein Zug von 80 bis 100 dieser Indianer, jeder eine Last von einigen Centnern auf dem Rücken, auf einen langen Stock stützend, stets einer hinter den andern gleich einer Schlange die steilen Gebirgswände herabschlängelte.

Hauptsächlich brachten sie Fleisch aller Art, Kartoffeln, Mehl, Gemüse, Früchte, aber auch alle für den Export bestimmten Erzeugnisse, wie Kautschuk, Chinarinde, Kaffee, Vanille ꝛc.

Diese Indianer waren durchgänglich von weißer Hautfarbe, schöne große sehr kräftige Leute, mit Muskeln wie von Stein. Sie waren gutmüthig und bescheiden, wie auch sehr ehrlich.

Nachdem sie ihre Waaren verkauft, kauften sie mit dem Erlös sofort ausländische Artikel und nachdem sie eine Nacht in Barbacoas geruht, begaben sie sich wiederum schwer beladen nach ihren Bergen zurück, wie sie gekommen, einer nach dem andern die schmalen Bergpfade erklimmend. Dann wieder in ihrer Heimath angekommen, ruhten sie nur wenige Zeit, um die so beschwerliche, so anstrengende wie gefährliche Reise wieder zu unternehmen und so ging es Monat für Monat, Jahr aus, Jahr ein.

Diese Leute standen stets mit einem Fuße im Grabe, indem sie fortwährend dem so kolossalen Temperaturwechsel von 30 bis 40 Grad bis zu Null ausgesetzt waren, auf dem Wege die furchtbarste Hitze, die heftigsten Gewitter und Wolkenbrüche zu ertragen hatten, dann die Fieberluft Barbacoas einathmen mußten, wozu sich noch der fortwährende Kampf mit wilden Thieren, unzähligen Schlangen, der Gefahr von den Scorpionen, Taranteln ꝛc. gestochen zu werden gesellte.

In dem Gasthaus bei unsrer schwarzen Wirthin lernte ich viele von den californischen Goldgräbern kennen; sie gehörten allen Nationen an, Amerikaner, Engländer, Franzosen, Italiener, Polen, Spanier, Portugiesen und natürlich auch Deutsche.

Wenn auch ein Theil derselben sich noch großen Hoffnungen auf reichen Gewinn hingab, sah sich der größte Theil getäuscht und fand, daß die Berichte sehr übertrieben waren und während sie in Californien in den Bergen frei arbeiten, eben so viel und mehr verdienen konnten, mußten sie hier erst Grund und Boden kaufen oder pachten, indem die goldhaltigen Terrains sich im Besitz der Eingeborenen befanden. Diese Terrains, die früher fast gar keinen Werth gehabt, waren jetzt bedeutend gestiegen und mit ihnen die Preise für Wohnung, Lebensmittel, Canoas, Frachten, Löhne ꝛc.

Um diese Preise noch bedeutend zu steigern, trug natürlich bei, daß nur einige Tage nach unserer Ankunft in Barbacoas ein directer Dampfer von San Francisco in Tumaco 500 Goldgräber landete, die, als sie ankamen, reges Leben in den kleinen, sonst so friedlichen Ort brachten; da brauchte man nicht nach Californien zu gehen, um die Goldgräber und ihr Leben und Treiben kennen zu lernen! Hier hatte man es aus erster Hand! — Von nun an langten in ununterbrochener Kette Hunderte und Hunderte von Goldgräbern hier an, derart hatte sich die Nachricht von dem kolossalen Reichthum von hier verbreitet, der so großartig sein sollte, daß man das Gold nur in Säcken fortzutragen brauche.

Leider lichteten aber auch sofort die Fieber die Reihen dieser Abenteurer, besonders in Folge des Beibehaltens der Stiefeln, wie Unmäßigkeit im Essen. Eigenthümlich war dabei, daß gewöhnlich die gesunden starken und kräftigen Leute dem Fieber erlagen, kränkliche, magere und schwächliche dagegen oft durchkamen. Stellte sich einige Stunden nach dem Anfall eine allgemeine Eruption des Körpers ein, so daß ganz besonders der Kopf, ähnlich wie bei den Blattern, mit Geschwüren bedeckt war, so war dies das sicherste Zeichen der Rettung und daß die Gefahr vorüber.

Daß aber in der Umgegend Barbacoas' ein großer Goldreichthum positiv existirte, konnte man aus den Quantitäten ersehen, die die Neger und Negerinnen täglich zum Verkauf an den Gouverneur Castillo oder Don F. Aguilar brachten. Ferner wurde man darin bestätigt, wenn man die Negerinnen Barbacoas' und Umgegend die Messe besuchen sah, bei welcher Gelegenheit sie mit Goldschmuck förmlich überladen waren. Da dachte ich unwillkürlich daran, daß einst Columbus bei seiner Ankunft in Amerika einen gleichen Eindruck erhalten haben mußte.

Schwerste lange ganz massive Ketten trugen sie um den Hals, eben solche Ringe um Arm, Knöchel und Finger, ihr krauses Haar auf das Sorgfältigste in unzählige kleine Zöpfchen geflochten, war mit verschiedensten Goldsachen geschmückt und dabei trugen sie öfter Halsbänder von den werthvollsten großen schönsten Smaragden (Esmeralda's). Wenn diese letzteren käuflich gewesen wären, würde man große Summen verdient haben; dies waren jedoch Familienerbstücke und daher für keinen Preis verkäuflich.

Nachdem ich nun mit meinen Reisegefährten einige Tage in Barbacoas verlebt und wir durch die Güte des Gouverneurs Castillo und Dr. Jorje bestens orientirt waren, mietheten wir ein großes Canoa mit 8 Negern für den Preis von zehn Pesos und fuhren in frühester Morgenstunde den Telembifluß aufwärts, um ein Landgut, Cucarachera genannt, welches mir als sehr goldreich geschildert und empfohlen ward, kennen zu lernen und den Goldgehalt zu untersuchen.

Auf der ganzen über eine Quadratmeile großen Besitzung gab es aber nur ein Paar elende Hütten, welche von dem Besitzer Senor Don Louis Negrete und seiner Mutter bewohnt wurden, die davon benachrichtigt, daß ich diese Besitzung kaufen oder pachten wolle, mich mit meinen Gefährten freundlich aufnahmen und nach Kräften bewirtheten.

Nachdem wir einige Tage hier verlebt und das Terrain auf seinen Goldgehalt an unzähligen Stellen untersucht, auch alle Nachrichten aus früherer Zeit über den so großen, da gefundenen Goldreichthum von der sehr bejahrten Mutter bestätigt fanden, drängten mich meine Gefährten zu dem Entschluß, diese Besitzung zu erwerben und fuhr ich zu diesem Zwecke mit Senor Negrete nach Barbacoas zurück, um den Kauf zu regeln.

Hier waren inzwischen die von zu Hause erbetenen Gelder eingetroffen, so daß ich in der Lage war, das Geschäft vor dem Richter sofort abschließen zu können. Ich erhielt die Besitztitel von der Cucarachera ausgehändigt, kaufte dann alles Nöthige zum Betriebe und Unterhalt meiner neuen Besitzung ein und fuhr mit schwer beladenem

Canoa nach der Cucarachera zurück. Die Deutschen nahm ich nun in meine Dienste und engagirte ferner zwanzig in der Umgegend zerstreut wohnende Neger, von welchen ich mir vorerst ein Haus nach Landessitte bauen ließ, welches schon nach 14 Tagen fertig dastand.

In der Hoffnung hier doch noch ein Vermögen erwerben zu können und vielleicht viele Jahre zu verweilen, hatte ich es sehr groß und bequem aus Bambusrohr herstellen lassen.

Es war 60 Fuß lang, 40 breit und 15 hoch, ruhte auf 24 starken Pfosten von gutem Holze, enthielt sechs Zimmer, großen Hausflur und war mit breitem Balkon umgeben, zu welchem eine Zugbrücke führte, die jeden Abend hinaufgezogen wurde, um gegen Schlangen und andere Thiere geschützt zu sein.

Binnen Kurzem war nun um das Haus herum auch der Urwald etwas gelichtet und die überaus so üppige, so wuchernde Vegetation beseitigt, so daß ich noch andere kleine Baulichkeiten, wie Schmiede, Küche 2c. aufführen lassen und mir einen Garten einrichten konnte.

Rund um mein Heim standen herrliche Cocos- und viele andere Palmen, sowie uralte Brodbäume mit ihren so großen Früchten, daneben Bananen 2c., durchflochten von in herrlichsten Blüthenschmuck stehenden Lyanen und Parasiten und belebt von Affen, Vögeln, Schmetterlingen, Käfern, Termiten, weißen Fröschen, Taranteln, Scorpionen, Tausendfüßlern, riesigen Spinnen 2c. und mehr oder weniger giftigen Schlangen von der Boa Constrictor bis zur kleinen so gefährlichen Ekis.

Während des Baues meines Hauses hatte ich immer wieder neue Untersuchungen betreffs des Goldreichthums angestellt und war endlich zu dem Schluß gekommen, daß die tief im Urwald versteckten und verwachsenen alten Arbeiten der Spanier das ergiebigste Terrain seien, wobei mir zu statten kam, daß die Spanier eine halbe Meile im Innern einen großen Teich angelegt und von da Kanäle durch Felsen gehauen, um dem Wasser Fall bis nach dem Fluß zu geben.

Ich beschloß hier ein sehr reiches Becken auszuarbeiten und das darin befindliche Wasser mit Pumpen zu wältigen, bis ich mit einem Tunnel, den ich vom Wasserspiegel des Telembi ansteigend dahin trieb, das ganze Thal trocken legte.

Es begann bald eine rege Thätigkeit, so daß ich nach und nach an 70 Personen beschäftigte. Die Männer erhielten pro Tag vier Mark, Frauen drei Mark, Knaben und Mädchen zwei Mark bei zwölfstündiger Arbeitszeit. Außerdem erhielten sie noch die Kost, die in Portionen von

Bananen bestand, von denen ich sofort große Anpflanzungen anlegte, womit ich zwei Chinesen (Kulis) beschäftigte.

Neger und Weiße arbeiteten nie zusammen, da die Ausdünstung der Ersteren bei der Arbeit so stark und penetrant war, daß Letztere es nicht aushalten konnten.

Bald waren Schlußboxen gelegt, die Tunnel vermessen und binnen 14 Tagen befand sich hier eine vollkommen geregelte Arbeit.

Da mein Haus nun errichtet, sowie meine Goldwäscherei und die Tunnel in organisirtem Betriebe waren, gab ich zur Einweihung allen meinen Leuten ein Fest im neuen Hause.

Laut Landessitte mußte die Einweihung des Hauses wie der Grube durch den Stadtpfarrer von Barbacoas erfolgen, dieser erschien auch und in Prozession umzogen wir Grube und Haus, welche beiden eingesegnet und eingesprengt wurden. Nach Beendigung dieser Ceremonien gab Jeder sich den Genüssen hin und Essen, Trinken, Gesang und Tanz wechselten gegenseitig ab. Mich interessirten besonders die volksthümlichen Tänze und Lieder der Neger, wie ihre selbstgefertigten höchst primitiven Instrumente.

Jeden Morgen sechs Uhr versammelten sich pünktlich alle Arbeiter im Schatten meines Hauses und von da zog ich mit ihnen in das Innere des Waldes nach den Arbeitsplätzen.

Ich ließ mich oft im Tragstuhl aus Bambusrohr dahin tragen, wenn ich aber ging, so liefen erst zwei mit langen Stangen bewaffnete Neger vor mir und zwei hinter mir, um die Schlangen, Skorpione, Taranteln 2c., welche massenweise umherlagen, krochen und in den Zweigen hingen, aufzuscheuchen und zu tödten.

Erstaunlich war der Scharfblick der Neger, welche eine Schlange auf eine Distanz von oft 30 Fuß sofort entdeckten, während ich, obgleich ich ein gutes Auge habe, sie oft nicht sah, wenn sie vor mir lag und ich sie für eine Baumwurzel gehalten. Ich fand, daß größere Schlangen hier nicht so gefährlich, wie die kleinen, besonders die Ekis waren.

Bei dem Biß dieser nur $2^1/_2$ Fuß langen Schlange trat der Tod, wenn man kein Gegengift zur Hand hatte, binnen vier Stunden ein.

Es gab sehr viele Mittel gegen Schlangenbiß, welche oft halfen, oft auch nicht. Das beste und sicherste Mittel aber war unstreitig Guaco und Cedron.

Ich habe vielen meiner Arbeiter, die von Schlangen gestochen waren, nur dadurch das Leben und Gesundheit gerettet, daß ich sofort einen kleinen Kreuzschnitt über die Wunde machte und etwas von dieser letzteren



Scenerie am Fluss Telembi
(Republik Neugranada).

Frucht geschabt einstreute, zugleich aber auch etwas davon in ein Gläschen Schnaps rührte und es den Verwundeten zu trinken gab.

Die Neger waren sehr kräftige Männer und trotz der glühenden Sonnenstrahlen arbeiteten sie den ganzen Tag im Freien, ebenso Frauen, Mädchen und Knaben.

Alle Männer, Frauen und Alt und Jung trugen bei der Arbeit nur ein Stück Zeug um die Hüften geschlungen, und wenn ich nun täglich Gelegenheit hatte, schöne Formen junger Mädchen zu bewundern, um so unangenehmer berührten mich die so langen schlauchartigen Brüste nicht allein alter Weiber, sondern auch junger Frauen, indem die schönen Formen des Busens nach dem ersten Kinde gänzlich verloren gehen. Die Mädchen entwickeln sich sehr früh und fand ich oft schon Mütter von nur 12 bis 13 Jahren unter ihnen. Alle waren höchst reinlich, badeten oft und hielten sehr viel auf reine weiße Wäsche, waren sehr ehrlich und sehr fromm und jeden Morgen wie Abend beteten und sangen sie laut.

Sie führten keinen Vor- und erblichen Zunamen, sondern wurden nur nach den Heiligen, an deren Namenstag sie geboren, benannt. Da gab es einen Urbano, Gregorio, Cecilio, Jose, Domingo, Francisco, eine Celestina, Angela, Maria, Valentina, Esperanza, Esmeralda rc. und wenn diese schönen Namen wohl für Jünglinge und Mädchen, wenn diese auch schwarz von Farbe, passend waren, so berührte es mich unangenehm, eine alte Negerin mit solchem Namen ansprechen zu müssen.

Eigenthümlich war, daß, so fromm und religiös die Neger waren hier ein ganz patriachalisches Verhältniß herrschte, welches sehr an das in Europa früher bestehende jus primae noctis erinnerte. Die Negerinnen setzten eine Ehre darein, ihren Herrn Patron zu bedienen, und so hatte man denn ein oder zwei Mädchen als Köchinnen, eine für die Wäsche, eine um die Hängematte zu schaukeln, eine um mit Federn (Plumero) Luft zu fächeln, eine um Papier-Cigarren zu machen rc.

Jeden Sonnabend fuhr ich mit meinem Canoa nach Barbacoas und verkaufte da mein ausgewaschenes Gold, um die wöchentlichen Löhne bezahlen und die nöthigen Lebensmittel einkaufen zu können.

War nun aber der Telembi bei dem Schmelzen des Schnees des Hochgebirges sehr hoch gestiegen, wurde er auch so reißend, daß man wohl, wenn auch mit Gefahr, nach Barbacoas hinunter, aber nicht wieder zurück gelangen konnte.

Da hierdurch jede Verbindung mit Barbacoas abgeschnitten war, kam es oft vor, daß alle unsere Lebensmittel, die sich bei der großen Hitze nicht lange hielten, aufgezehrt wurden und wir uns nur mit Bananen (Platanos) begnügen mußten. Doch wurde dann auch Jagd auf junge Affen und Papageien gemacht und war namentlich ersterer ein sehr willkommener Braten.

Eigenthümlich war es, daß meine schwarzen Köchinnen diesen ebenso wie man bei uns bei Fasanen, um zu beweisen, daß es wirklich welche sind, den Kopf mit den Federn mit auf der Tafel servirt und ihm eine Papierkrause giebt, mit Kopf und Haaren nebst einer Krause servirten. Auf mich machte dieser Braten anfänglich den Eindruck, als ob es ein kleines Kind sei und erregte mir Ekel, bald aber hatte ich mich daran gewöhnt und mundete er mir dann recht gut, besonders wenn nichts Anderes zu haben war.

Die Affen zu schießen überließ ich jedoch meinen Arbeitern, indem es mich unangenehm berührte, den Schmerz der Thiere, der sich wie bei den Menschen äußerte, mit anhören und ansehen zu müssen, denn wenn einer der ihrigen vom tödtlichen Blei getroffen niederstürzte, fingen sie laut zu jammern und zu klagen an, leckten ihm die Wunde aus und trugen ihn dann in das Dickicht. Und wenn man so oft wie ich aus nächster Nähe Gelegenheit gehabt hat, das Familienleben der Affen und ihre Liebe und Anhänglichkeit unter einander zu beobachten, wird man mir dies nicht als Sentimentalität auslegen.

Dann gab es eine kräftige, sehr nahrhafte und wohlschmeckende Bouillon von Papageien, und wenn diese nun auch sehr mundete, bedauerte ich oft diese Thiere mit dem so herrlichen Federschmuck und ergötzte es mich mehr sie zu sehen als sie zu morden und dies nur der Fleischbrühe wegen, da, wie früher erwähnt, das Fleisch sehr zäh und ungenießbar ist.

Dagegen gab es hier unter den so vielen Arten von Schlangen einige in Größe, Farbe und Geschmack unserm Aale gleich, die wir sehr oft und sehr gern genossen.

Unmöglich war es mir aber, auch nur einen Bissen von einem Lieblingsgericht der Eingeborenen, nämlich von gebratenen großen fetten Eidechsen zu essen, noch von der Iguana.

Die Gewinnung des Goldes, welches hier nicht in Pepitas, in großen Stücken, sondern durchgehend in Linsenform und Körnern vorkam, war sehr einfach, indem die Männer mit Brechstange und Haue



Meine Goldwäscherei in Cucarachera
in der Republik Neugranada.

das goldhaltige Terrain aufdeckten, die Frauen die Erde in die Schlußboxen trugen, wo sie durch das Wasser ausgewaschen und sich das Gold am Boden niederschlug. Nach einigen Stunden wurde das Wasser abgestellt und der Inhalt der Schlußboxe, der Eisensand, besonders von den Mädchen in hölzernen Tellern ausgewaschen, wo das reine Gold zurückblieb. Dies hatte einen Gehalt von 22 bis 23 Karat und durchschnittlich gewann ich täglich ein halb bis ein Pfund Gold, welches mit 300 Pesos verkauft wurde.

Mein Gewinn war daher im Verhältniß zu den Ausgaben an Arbeitslöhnen, Nahrungsmitteln, Werkzeugen 2c. kein großer zu nennen und nicht dazu angethan einem das gefahrvolle Leben, dem man allerwärts ausgesetzt, weniger fühlbar zu machen, denn trotz der größten Vorsichtsmaßregeln wurde man selbst im Hause von Insecten und Amphibien geplagt.

Da waren zuerst die Schlangen und besonders die sogenannten Bettschlangen zu nennen, etwa fünf Fuß lang, welche, in der Nähe menschlicher Wohnungen gern lebend, es sehr liebten, sich auf wollene Stoffe und Wäsche zu legen, und kam es oft vor, daß Jemand ruhig schlafend plötzlich etwas Kaltes an seinem Körper fühlte und bei näherer Betrachtung eine solche Schlange neben sich fand.

Am schrecklichsten aber peinigten mich die Ameisen, wovon mein Haus, obgleich neu, vollkommen wimmelte. Von diesen wurde nichts verschont, Alles, Alles zerfressen, und um nur Etwas erhalten zu können und sich selbst zu schützen, standen Stühle und Tische stets in mit Wasser gefüllten Becken, denn wenn ich mich an einen Tisch ohne dergleichen Vorsichtsmaßregeln setzte und schreiben wollte, so zog schon ein ununterbrochener Zug über das Papier und war ein Buchstabe nicht mehr zu erkennen.

Wollte ich des Abends lesen und hatte Licht in meinem Zimmer, so flatterten sofort Vampyre, Eulen, Fledermäuse, große Nachtschmetterlinge stets zu einem Fenster herein, zum anderen hinaus und ein Heer von kleineren Schmetterlingen und eine Unzahl von Motten umkreiste das Licht und nur binnen einer Viertelstunde war der ganze Tisch derart mit todten oder verbrannten Thieren bedeckt, daß ich nur immer beschäftigt war, die unglücklichen Thiere zu beseitigen.

Schrecklich war auch eine Art großer weißer Frösche mit schwarzen Augen, welche so eigenthümlich gebildet, daß das Auge, einer schwarzen Perle gleich, an einem feinen Nerv wie an einer Nadel weit aus den Augenhöhlen hervortrat. Dieser Frosch entwickelte eine Elastizität

im Springen, wie ich sie nie zu sehen Gelegenheit gehabt, denn mit einem Satz klebte er an der Wand, dann wieder an der Decke, dann am Fußboden, dann an meinem Kopf ꝛc. — Eben so schrecklich waren die großen, ganz mit langen Haaren bedeckten Spinnen von der Größe eines Dessertellers, die sich plötzlich von der Decke auf den Tisch herabließen. Diese Thiere waren so scheußlich anzusehen, daß ich dann stets die Flucht ergriff.

Vor dem Schlafengehen mußte man das Bett auf das Genaueste untersuchen, ob nicht ein Scorpion, eine Tarantel, ein Tausendfüßler ꝛc. sich darin häuslich niedergelassen und die Mosquitos daraus verscheuchen, dann wurde der Mosquitoschutz dicht und fest darum gezogen und nun erst konnte man sich der Ruhe hingeben.

Doch wehe, wenn man die Vorsicht außer Acht gelassen! Stiche und Bisse am ganzen Körper und obendrein noch an den Zehen oder der Nasenspitze einen Vampyr, der einem das Blut abzapfte.

Großartig und wahrlich Schrecken und Angst erregend traten hier die Gewitter auf.

Am Morgen herrschte das schönste und klarste Wetter, gegen Mittag aber zogen sich schon Wolken zusammen, die immer dunkler wurden, bis gegen drei Uhr der Himmel ganz schwarz war und eine so heiße und drückende Luft herrschte, daß man kaum athmen konnte. Dann erhob sich plötzlich der Sturm, der erste Blitz zuckte hernieder, aber so intensiv blendend und von so kolossaler Heftigkeit, wie ich ihn nie empfunden, so daß ich mich selbst von ihm getroffen glaubte. Ein ebenso heftiger Donnerschlag erdröhnte und nun fuhr Blitz auf Blitz zur Erde nieder, der Donner hörte nicht mehr auf und wohl eine halbe Stunde währte dieses großartige Naturschauspiel, wo rechts und links von mir alte Riesenbäume getroffen in Flammen standen oder ganz zerschmettert unter Krachen zur Erde stürzten. Da plötzlich ergoß sich nun ein wolkenbruchartiger Regen, der binnen Kurzem Alles überfluthete, so daß der Telembi nach und nach bald an 16 Fuß über seinen gewöhnlichen Wasserstand angeschwollen war und an seinen beiden Ufern stürzten sich nun die kolossalen Wassermassen, herrlichste großartigste Wasserfälle bildend, über die über 100 Fuß hohen senkrechten Felsen in sein Bett.

Diese Gewitter dauerten an 14 Tage hintereinander, regelmäßig begannen sie um drei Uhr des Nachmittags und waren nach Verlauf von drei Stunden wieder vorüber. Ein wahrlich großartiges, herrliches Naturschauspiel, aber nicht für schwache Nerven!

Höchst interessant waren auch hier die Arbeiten und Baue der Termiten, wie anderer großer Ameisen. Oft habe ich da stundenlang ihr Schaffen und Treiben beobachtet und stets Neues und Interessantes gesehen.

Einmal aber erging es mir sehr schlecht, indem ich einen herrlichen Vogel verfolgend das Unglück hatte, mitten in einen der so großen Ameisenhaufen, die mitunter die Höhe von zehn Fuß erreichen, zu stürzen und kann ich nicht beschreiben, was ich da ausgestanden, indem ich zugleich von Hunderten gestochen wurde. In wahrhafter Verzweiflung wälzte ich mich am Boden; zum Glück waren jedoch Neger in der Nähe, die mich schnell in's Wasser warfen, wodurch nach und nach die Schmerzen gelindert wurden.

So gefürchtet diese Thiere aber auch waren, so gesucht wurden sie auch, da sie bei der furchtbaren Hitze in Ermangelung von Wasser ein angenehmes Erfrischungsmittel boten. Ihr Hintertheil barg nämlich einen höchst aromatischen Saft, der entweder direct in den Mund oder auf's Brod gespritzt wurde.

Im Januar 1866 war ich nach hier gekommen, lebte nahe ein Jahr in meiner Cucarachera, und wenn ich auch öfters guten Ertrag hatte, verschlangen diesen wieder die theuren Tunnelarbeiten.

Mein Nachbar, ein Amerikaner, Namens Oconner aus New-York, war dagegen glücklicher; denn eines Tages hatte er binnen nur etwa drei Stunden über drei Centner reinstes feinstes Gold, alles in Linsenform und in Körnern, aus seiner Grube gewonnen. Die Stelle, wo er gearbeitet, war ein altes ausgetrocknetes Flußbett, welches daselbst der Felsen wegen eine starke Biegung machte, wo sich durch die Strömung das Gold nach und nach angesammelt hatte.

Sofort schaffte er dies Gold nach Barbacoas, von wo er sich nach Tumaco und von da nach New-York mit mehr als 100,000 Pesos einschiffte. Die Grube schenkte er einem seiner besten Freunde, der sie weiter arbeiten und auch sein Glück machen sollte. Durch diesen Fund war es wohl bewiesen, daß das Gold hier in Massen vorhanden war.

Man kann sich denken, welche neue Hoffnungen in der Brust eines jeden Goldgräbers erwachten und mit welcher Energie und neuer Kraft nun von allen Seiten in dieser Gegend gearbeitet wurde — aber kein solcher Schatz kam wieder zum Vorschein.

Da brach auf einmal das Fieber in so schreckenerregender Weise in Barbacoas wie in der Umgegend aus, daß Alles floh. Unzählige von

Goldgräbern hatten hier bereits ihr Grab gefunden und täglich starben Viele. Ich blieb dennoch.

Zur Ehre der Nordamerikanischen Regierung muß ich nun erwähnen, daß, als sie die Nachricht erhielt, daß so viele Nordamerikaner nach hier gekommen, aber nicht ihr Glück gemacht und ohne Mittel wären zurück zu kehren und hier dem Fieber erliegen müßten, sie den in Panama stationirten Consul mit einem Dampfer nach Tumaco sandte, um alle Nordamerikaner unentgeltlich wieder nach San Francisco zu schaffen, welcher Vorsichtsmaßregel Hunderte ihr Leben verdankten.

Aber glücklich vom Fieber verschont, traf mich ein neuer unerwarteter, sehr schwerer Schlag, der all' meinen Arbeiten ein Ziel setzte.

Eines Abends, Anfangs December, als die Arbeiter eben aus den Tunneln kamen, fand ein mächtiges Erdbeben statt, daß mein Haus förmlich in der Luft hin- und herschwankte und als wir früh nach den Arbeiten kamen, wären die Tunnel, die mich Tausende gekostet, vollkommen zusammen gestürzt, so daß an ein Weiterarbeiten nicht mehr zu denken war.

Wieder um die neuen Hoffnungen gebracht, ließ ich Alles im Stich, wandte meinem Eigenthum den Rücken und kehrte eiligst nach Barbacoas zurück.

Aber auch hier ließ mich mein Schaffenstrieb nicht zur Ruhe kommen und beschloß ich im Verein mit Herrn von Kraut eine Expedition über die Cordilleren nach den Quellen des Amazonenstromes zu unternehmen, wo das Terrain, zwar unter wilden Indianern gelegen, sehr reich sein sollte.

Mit dieser Reise verbanden wir zugleich eine Untersuchung und Vermessung des zwischen Barbacoas und Tuqueres gelegenen Terrains, da wir von dem Neugradinischen General Canal die Offerte erhalten, für Rechnung der Regierung für die Summe von 25,000 Pesos einen Weg zur directen Verbindung beider Orte herzustellen.

Kapitel XXXV.

1867.

Von Barbacoas nach Tuqueres.

Es war am 5. December 1866, gerade an meinem Geburtstag, als 12 Neger mit zwei Tragstühlen aus Bambusrohr vor unserm Hause standen und unser Gepäck unter sich vertheilten; außer diesen waren aber auch 12 meiner Neger aus der Cucarachera herunter gekommen, um von mir Abschied zu nehmen.

Um 7 Uhr bestiegen wir die Tragstühle und unter besten Wünschen des Gouverneurs Dr. Jorje und aller Bekannten traten wir die Reise an.

Wir litten furchtbar von der Hitze, wie den so ungewohnten sehr ermüdenden Bewegungen in den Tragstühlen, wozu noch die so widerliche Ausdünstung der stets transpirirenden Neger kam, und waren wir sehr froh, als wir des Abends eine freundliche Indianerhütte erreichten, wo wir rasten konnten. Hier herrschte viel Leben, da es eine der Stationen zwischen Barbacoas und Tuqueres war.

In frühester Morgenstunde brach die Karawane auf, vor unserer Abreise sollten wir aber noch einer rührenden, herzergreifenden Scene beiwohnen.

In diesen Wäldern, die man zu passiren hat, giebt es Bäume, deren Rinde mit feinen Stacheln besetzt ist, welch' letztere, wenn man sie sich in die Fußsohle tritt, sofort den Kinnbackenkrampf oder sogenannte Maulsperre verursachen, und wer das Unglück hat, sich einen solchen Dorn einzutreten, dem sicheren Tod verfallen ist, da die Indianer selbst, die für alle Krankheiten Mittel haben, nichts dagegen thun können.

Zwei junge hübsche Indianer hatten sich nun Dornen eingetreten und sahen dem unerbittlichen Tod ruhig und gefaßt entgegen. Von ihren Gefährten trat einer nach dem andern an sie heran, schüttelte ihnen die Hand, küßte sie und nahm Abschied auf ewig. —

Am Abend gelangten wir nach der Ansiedlung eines Spaniers, an den wir empfohlen waren und der uns auf das Freundlichste aufnahm. Das große massive Hauptgebäude befand sich mitten in einem etwa fünf Morgen großen Apfelsinenwald, welche Frucht hier aber gar keinen Werth hat. Um diese zu verwerthen, wurde eine Heerde Schweine damit gemästet, wodurch diese ein sehr zartes Fleisch erhielten, das zu hohen Preisen verkauft wurde. Hauptsächlich wurde auf den Plantagen Zuckerrohr erbaut und gab es hier eine große Presse und Fabrik, wo Zucker bereitet wurde.

Für einen Schmetterlingssammler würde es von großem Interesse gewesen sein, hier eine Sammlung anlegen zu können, wo die schönsten, namentlich blaue, in solcher Menge und Verschiedenheit vorhanden, wie ich sie nie gesehen. Sie saßen alle an dem ausgepreßten Zuckerrohr und waren so berauscht, daß sie ruhig sitzen blieben und man sie nur mit den Fingern zu nehmen brauchte.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise fort. Von nun an hatten wir aber Felsenthäler zu passiren, wo die Schluchten so eng waren, daß sie selbst ein Tragstuhl nicht passiren konnte und wir gezwungen waren, auf den Rücken der Neger Platz zu nehmen. Aber auch jetzt noch, wo die Neger doch die natürliche Balance, die Hände, nicht mehr frei hatten und unsere Beine damit umklammert hielten, ging es an schwindelerregenden Abgründen im Trab vorüber, so daß ich oft glaubte Roß und Reiter würden auf Nimmerwiedersehn darin verschwinden.

Endlich gelangten wir nach dem Dorf San Pablo und obgleich es noch früh am Tage, beschlossen wir hier zu rasten, unsere aus allen Fugen und Lagen gebrachten Glieder zu kräftigen und die Reise erst am andern Tage fortzusetzen.

Nie habe ich schönere Kaffeeplantagen und Kaffeebäume gesehen wie hier; es war aber auch der beste Kaffee von der Westküste und wurde das Pfund an Ort und Stelle mit drei Mark bezahlt.

Es gab hier Bäume von 20 Fuß Höhe und eben solchen Umfang, die stets zugleich blühten und grüne und rothe reife Früchte trugen. Alles lebte hier nur vom Kaffeebau, vier Sträucher genügten, eine Familie zu erhalten und täglich wurde geerntet.

Nächsten Tags erreichten wir ein Indianerdorf, von wo sich der Weg an 8000 Fuß zu dem Hochplateau von Tuqueres erhebt, welches wir, da der Weg breit und in ziemlich gutem Zustande war, auf Maulthieren erstiegen, und nach zehnstündigem, höchst beschwerlichem Ritte hatten wir das Planteau Paramo erreicht.

Soweit das Auge schweifte, erblickte man nach Osten nur eine baum- und strauchlose Ebene, zur Linken den Vulkan El Alzufral (Schwefelberg), wo Tausende von Centnern reinen Schwefels lagern und vor uns die Stadt Tuqueres. Fern am Horizont erhob sich der todte Vulkan von Pasto — sein letzter Ausbruch war 1727 — an dessen Fuße die Stadt gleichen Namens lag. — Diese zählte 8000 Einwohner und wurde schon 1539 gegründet.

Wir hielten uns hier nicht lange auf, indem uns Alle ein Frost überkam, wie ich ihn nicht in Europa bei 20 ° unter Null verspürt. Der Grund lag in dem schnellen Temperaturwechsel von 30 ° Reaumur im Schatten auf Null. Aber selbst ein schneller Ritt nach Tuqueres, wobei die Neger immer vor uns hertrabten, vermochte uns nicht zu erwärmen, so daß wir froh waren, als wir unser Ziel erreicht. Die ganze Nacht hatten wir Frostfieber und lagen in warme Decken gehüllt am Feuer.

Tuqueres liegt 1 ° 3′ nördlicher Breite von Greenwich, 3038 Meter über dem Meeresspiegel und hat ohngefähr 6000 Einwohner.

Am nächsten Tage machten wir mit dem Apotheker des Ortes, Dr. Portilla, an den ich Empfehlungen hatte, einen kleinen Ausflug zu Pferde und war es sehr interessant das Terrain zu untersuchen, wo die kolossalen unterirdischen Kräfte gewirkt hatten und noch wirkten, indem hier ganze Strecken Landes gehoben, andere gesunken waren, was man deutlich an den trocken gelegten Flußbetten erkannte, wovon sich Theile hoch oben, andere wieder tief unten befanden. Auch gab es hier Stellen, wo die Erde ganz warm, andere, wo warme Quellen vorhanden.

Zu Hause angekommen, bekam ich wie mein Gefährte starkes Fieber und erklärte uns der Doctor, daß dies jeden Fremden erfasse und eine Folge des plötzlichen Wechsels der Temperatur sei; es wäre wohl lästig, aber nicht gefährlich.

Das Lästige zeigte sich am nächsten Tage, wo wir Beide einen so schweren Anfall von Nesselsucht bekamen, daß wir das Kratzen nicht bezwingen konnten und bald mit Blut bedeckt waren.

Als wir nach drei Tagen wieder genesen, erhielten wir aus Bogota die Nachricht, daß das Haus Flemming in London fallirt, weshalb der Präsident Mosquera die ihm versprochene Anleihe von fünf Millionen

Pesos nicht erhalten konnte und mithin nun auch kein Geld disponibel war, den Weg von Barbacoas nach Tuqueres zu bauen.

Wieder um neue Hoffnungen ärmer, aber ungebeugt wollten wir nun die beschwerliche Reise über das Felsengebirge nach den Quellen des Amazonenstromes unternehmen.

Aber auch selbst dieser Plan sollte nicht zur Ausführung kommen, denn zwei Tage später langten vier Californier, die dieselbe Tour unternommen, in miserablem Zustande hier an.

Sie erklärten, daß sie unter den größten Strapazen und Gefahren aller Art glücklich das Felsengebirge überstiegen, als sie aber jenseits nach den Ebenen gelangt, sofort von den wilden Indianerstämmen derart angegriffen worden seien, daß sie nur ihren Revolvern zu danken gehabt, den Rückzug antreten zu können.

Unter diesen Umständen war also nicht daran zu denken, dahin zu reisen, und da uns Dr. Portilla erklärte, daß wir die so schreckliche Nesselsucht nicht eher wieder verlieren würden, bis wir wieder nach heißem Klima kämen, beschlossen wir uns diesen vier Amerikanern sofort anzuschließen und nach Barbacoas zurückzukehren.

Am nächsten Tag traten wir auf demselben Weg, den wir gekommen, mit den Negern die Rückreise an und erreichten wieder Barbacoas.

Das Fieber hatte hier nun fast ganz aufgehört, und da wiederum ein sehr reicher Fund an Gold gemacht wurde, beschloß ich mit Herrn von Kraut nach Panama zu reisen, dort eine Compagnie zu bilden und meine Cucarachera wieder in Betrieb zu setzen. Am nächsten Tage fuhr ich schon mit ihm den Telembi und Patia hinab nach Tumaco, wo wir gerade zurecht kamen, um uns mit dem Dampfer nach Panama einzuschiffen.

Am 27. Januar 1867 verließen wir auf ihm Tumaco und langten am zweiten Februar in Panama an, wo wir uns in dem den Herren Clement & Co. gehörigen Hotel Aspinwallhaus einlogirten.

Kapitel XXXVI.

Panama.

Das alte Panama, welches 1521 gegründet, und 1671 von den Flibustiern total zerstört und niedergebrannt wurde, lag etwa drei englische Meilen von dem heutigen und ragen jetzt aus den Trümmern nur noch die Ruinen der alten Kathedrale, Ueberreste von Thürmen und Mauern von der üppigsten Tropenvegetation überwuchert heraus und ist jetzt dieser Ort, so romantisch er auch gelegen, der Sitz giftiger Schlangen und anderen Gethiers und wird deshalb, sowie wegen seiner todbringenden Fieberluft ängstlich gemieden.

Das neue Panama wurde dann 1673 in vermeintlich gesünderem Klima wieder aufgebaut, liegt 8° 56′ 56″ nördlicher Breite und 79° 31′ 12″ westlicher Länge von Greenwich, am Fuße des dicht mit Urwald bewachsenen Berges Cerro de Ancon und wurde durch die Feuersbrünste im Jahre 1738, 1759, 1784 und 1821 größtentheils zerstört.

Die Bevölkerung mag etwa 10,000 Einwohner zählen, bestehend aus Negern, Mulatten und Zambos, worunter etwa 500 Weiße.

Die eigentliche Stadt, mit hohen Mauern und Wällen, welche eine halbe Million Pesos gekostet, umgeben, aus welchen vier Thore, zwei nach dem Meere, zwei nach der Landseite führen, liegt auf einer Halbinsel. Der größte Theil der Stadt ist gepflastert und der so großen Hitze, wie der heftigen Regengüsse wegen sind die meisten Häuser mit Balkons versehen, unter denen man gegen beide Unbilden geschützt ist.

Von den früher existirenden vielen Kirchen und Klöstern ist nur noch die an dem Hauptplatz gelegene Kathedrale vorhanden, deren Dach, mit Perlmutterschalen gedeckt, einen eigenthümlichen Anblick gewährt, welcher

durch die üppige Vegetation, welche zwischen den Schaalen wuchert, noch vermehrt wird.

Das Kloster San Francisco, welches das bedeutendste und noch bis 1821 von Mönchen bewohnt war, ist heute eben so wie das Kloster von San Domingo, welches 1860 einstürzte, nur noch eine herrliche Ruine, deren Mauern, Dächer, und Höfe ebenfalls von der üppigsten Vegetation überwuchert sind und im herrlichsten Blumen- und Blüthenschmuck inmitten der Stadt prangen.

Von größeren Baulichkeiten ist nur noch das Stadthaus, die Post, die Wohnung des Gouverneurs, das Collegio der Jesuiten zu erwähnen, ferner eine große Kautschukfabrik, das Hotel Aspinwallhaus und das von Herrn Georg Loew an dem Hauptplatz der Kathedrale gegenüber neu erbaute, ganz mit europäischem Comfort ausgestattetete Grand Hotel de Panama, dessen Bau über 100,000 Pesos gekostet und wo ich der erste Gast war.

Der Hafen war sehr seicht, so daß größere Schiffe nicht landen konnten und an der Insel Toboga anlegen mußten, von wo Passagiere, wie Frachtgüter auf kleinen Dampfern und Lantschen nach Panama gebracht wurden.

Das Klima war hier stets sehr ungesund und zu gewissen Zeiten grassirten hier das gelbe, wie Chagresfieber auf das mörderischste. Abgesehen von den Miasmen, trug gewiß auch das so schlechte Trinkwasser viel dazu bei und wurde gutes über eine Meile weit in kleinen Fässern nach hier gebracht und täglich für 150 bis 200 Pesos verkauft.

Die Umgegend war herrlich und genoß man besonders von dem Cerro de Ancon eine entzückende Aussicht auf Panama selbst mit seinen Festungswerken, auf Felsen weit in's Meer hinein erbaut, wie auf den Hafen, in welchem eine Gruppe Inseln, die Perlen-Inseln benannt, von denen die Isla del Rey die größte war, wie auch eine andere von ihr getrennte Gruppe mit der Toboga- und Saboga-Insel lagen. Diese lieferten besonders Zucker, Früchte, Gemüse und Getreide nach Panama, während Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine mehr von Chiriqui gebracht wurden.

Die Hitze war bedeutend und obgleich Alles Jahr aus Jahr ein nur in weiße Leinen gekleidet war, oft ganz unerträglich und war es von großem Werth, daß man sich hier zur Zeit der Ebbe ohne Gefahr vor Wellen, Haifischen und Alligatoren ruhig baden konnte.

Die Ebbe und Fluth waren hier nämlich sehr bedeutend, so daß wenn während der Fluth die Wellen bis hoch an die alten Festungs-



Panama.

mauern tobten, man bei Ebbe auf felsigem Grunde über 1000 Schritt trocknen Fußes vom Fuße der Mauern in's Meer hinein gehen und an den tieferen Stellen, wo das Seewasser stehen geblieben, sein Bad nehmen konnte.

Während bei Fluth das Wasser über 21 Fuß steigt, erhebt es sich dagegen im Atlantischen Ocean nur um 1½ Fuß, so daß man früher bei einem etwaigen Durchstich des Isthmus Gefahren befürchtete, welche diese Differenz hervorbringen könnte. Die gewöhnliche Differenz der Niveauhöhe der beiden Meere betrug 3½ Fuß, bei Hochwasser indeß stieg der Stille Ocean 13½ Fuß über den Atlantischen Ocean, wogegen bei Niederwasser Ersterer 6½ Fuß unter Letzterem stand.

Panama ist ein Hauptverkehrsort, da die Dampfer, die von Europa, von Southampton, Liverpool und San Nazaire, wie die von New-York, New-Orleans, der Ostküste Südamerika's und von den Antillen kamen, stets in Colon, resp. Aspinwall anlegten, von wo Passagiere und Frachten mit der Eisenbahn über den Isthmus in 4 Stunden nach Panama gebracht wurden und außerdem die Dampfer von San Francisco, der Westküste von Südamerika und von Australien direkt hier anlegten.

Im Jahr 1856 brach in Panama eine Emeute unter den Negern aus und überfielen sie an 900 Passagiere, die eben mit einem der Dampfer angekommen waren, beraubten fast alle und tödteten und verwundeten Viele, wobei das zum Schutz der Fremden aufgebotene Militair sich den Meuterern anschloß und mit plünderte.

Ein Hauptgeschäft bildeten hier die auf den in der Bai befindlichen Inseln gewonnenen Perlen und wenn man diese auch nicht in solchen Massen, wie früher, wo sie centnerweise (wie 1587) nach Spanien gesandt wurden, vorfand, war es immer noch ein sehr rentables Geschäft, welches ein Deutscher, Herr Adolf Steffens, ganz in Händen hatte und auf seiner auch in der Bai gelegenen Insel Gonzales viele Taucher beschäftigte, welche er noch bedeutend vermehrte, als die Perlmutterschale guten Preis erhielt und ein rentabler Ausfuhrartikel wurde. Auch Panamahüte waren ein Ausfuhrartikel.

Durch Vermittelung des deutschen Consuls, Herrn Lunau, Besitzer der großen Importfirma Sasso & Lunau, lernte ich bald viele eingewanderte Ausländer kennen. So unter Anderm den französischen Arzt Dr. Lebreton, den Deutschen Dr. Weidelin, den Böhmen Dr. Kratochwill, welcher nur unter dem Namen der Schlangendoctor bekannt war, weil er im Schaufenster seiner Apotheke stets einige lebendige Schlangen hielt. Ferner Herrn Julius Büchter aus Hamburg, der hier Perlen einkaufte,

sowie den Botaniker Herrn Gustav Wallis aus Detmold, der eben mit großer Beute von einer Erforschungsreise zurückkam und besonders herrliche Orchideen mitbrachte — die ersten, die er nach Europa einführte.

Da hier kein anderes größeres Hotel existirte, hatte ich mich anfangs im Aspinwall-Hotel einlogirt, konnte es aber kaum erwarten, bis das neue Grand-Hotel beziehbar sein würde.

Der Grund hierzu war, daß ersteres Hotel, um so viel als nur möglich Ertrag zu bringen, derart eingerichtet war, daß in den etwa vorhandenen 30 Zimmern in den größeren acht, in den kleineren sechs und vier Betten standen, um den vielen hier durchreisenden Passagieren Obdach geben zu können; man bekam also nicht ein Zimmer für sich allein, sondern nur ein Bett in einem Zimmer.

Wenn es schon sehr unangenehm ist mit Jemandem, den man nicht kennt, zusammen schlafen zu müssen, um so unangenehmer ist es mit sechs oder sieben zusammen zu liegen, Leute aller Länder der Erde, ein großer Theil Auswurf der Menschen, die sich irgendwo dem Arme der irdischen Gerechtigkeit entzogen. Und das Widerlichste dabei war nun noch, daß zu jener Zeit gerade das Fieber grassirte und viele Fremde demselben erlagen, so daß man tagtäglich das Schauspiel hatte, einen oder zwei neben sich erkranken und sterben zu sehen.

Ein Wunder war es daher wohl nicht, daß, wo so Viele, die in Californien ihr Glück gemacht, hier durchkamen, um sich in die Heimath zurück zu begeben und hier starben — den Wirthen bedeutende Summen in den Händen blieben und diese sehr bald reich wurden.

Laut Gesetz mußte zwar der Wirth dem betreffenden Consul Anzeige erstatten, welcher dann den Tod constatiren und das Eigenthum des Verstorbenen in Verwahrung zu nehmen hatte — doch ist ja überall eine Umgehung des Gesetzes möglich und war namentlich hier ein Nachweis schwerlich zu liefern. Und den Consuln war es auch nicht zu verdenken, wenn sie ihre Obliegenheiten nicht bis in's kleinste Detail erfüllten, wo Alles vor Fieberleichen floh!

Nach oberflächlicher Berechnung kamen auf jedes Bett, welches in unserem Hotel stand, etwa zehn Menschen, die am gelben Fieber darin gestorben. Das Bettzug sollte wohl verbrannt und die Federn gereinigt werden — aber keines von Beiden geschah, daher wohl Viele dem denselben anhaftenden Krankheitsstoff erlagen.

Wir aßen wohl an 40 Ausländer im Hotel table d'hôte und waren Abends bei Pisco, der hier auch sehr viel getrunken wurde, oder Cherri coblar versammelt; wie oft kam es da vor, daß wenn man am

andern Tag wieder zusammenkam und nach Dem und Jenem frug, nur die kurze gewöhnliche Antwort erhielt: „ist todt.“

Als das Grand-Hotel eröffnet wurde, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich daselbst einzuquartieren und dankte ich Gott, daß ich dem Krankheitspfuhl glücklich entronnen.

Im Monat März traf auch Herr Flemming aus Glogau, den ich bei seiner Rückreise nach Europa in Tumaco getroffen, hier ein. Er hatte sich inzwischen in Europa verheirathet, auch sein früher erwähntes Project verwirklicht und war in Gesellschaft seiner jungen Frau, die ihn nach einigen Tagen mit einem Sprößling beschenkte, wie mehreren Deutschen und Engländern, mit denen er die Compagnie gegründet, wieder nach hier gekommen.

Er hielt sich aber nur kurze Zeit hier auf und beilte sich seine junge Frau und Kind dem mörderischen Klima zu entziehen und reiste nach der Paylonbai ab.

Waren die Neger in Barbacoas reinlich, so fand ich hier gerade das Gegentheil und gewährte es einen sehr widerlichen Anblick, wenn man in den Mittagsstunden die Straßen durchschreitend die Neger und Negerinnen jeden Alters sich gegenseitig vor ihren Hausthüren auf der Straße das Ungeziefer aus den Haaren suchen und die Beute mit größtem Appetit verspeisen zu sehen.

Laut geschichtlichen Nachrichten war Panama früher sehr reich und fehlten natürlich auch hier nicht eine Menge Deroteros, wo große Summen Geldes vergraben sein sollten.

Als es daher hier bekannt geworden, daß ich Bergmann sei, wurde ich von Eingeborenen wie Ausländern öfters aufgefordert, Ausgrabungen zu machen.

Diese bezogen sich aber alle auf das alte Panama, wo die alten Spanier bei der Annäherung der Flibustier große Schätze vergraben hatten, und da die Eigenthümer bei der Zerstörung mit umgekommen, diese Schätze liegen geblieben sind, was ganz authentisch ist.

Das Klima war aber gerade an diesem Punkte ein so mörderisches, daß ich mich nicht dazu entschließen konnte, die Arbeiten zu unternehmen, namentlich da ich mit Herrn von Kraut Haue und Schaufel selbst hätte handhaben müssen, da die Neger selbst für hohen Lohn nicht dazu zu bewegen waren, in den alten Ruinen zu arbeiten.

Kapitel XXXVII.

Die Panama-Eisenbahn.

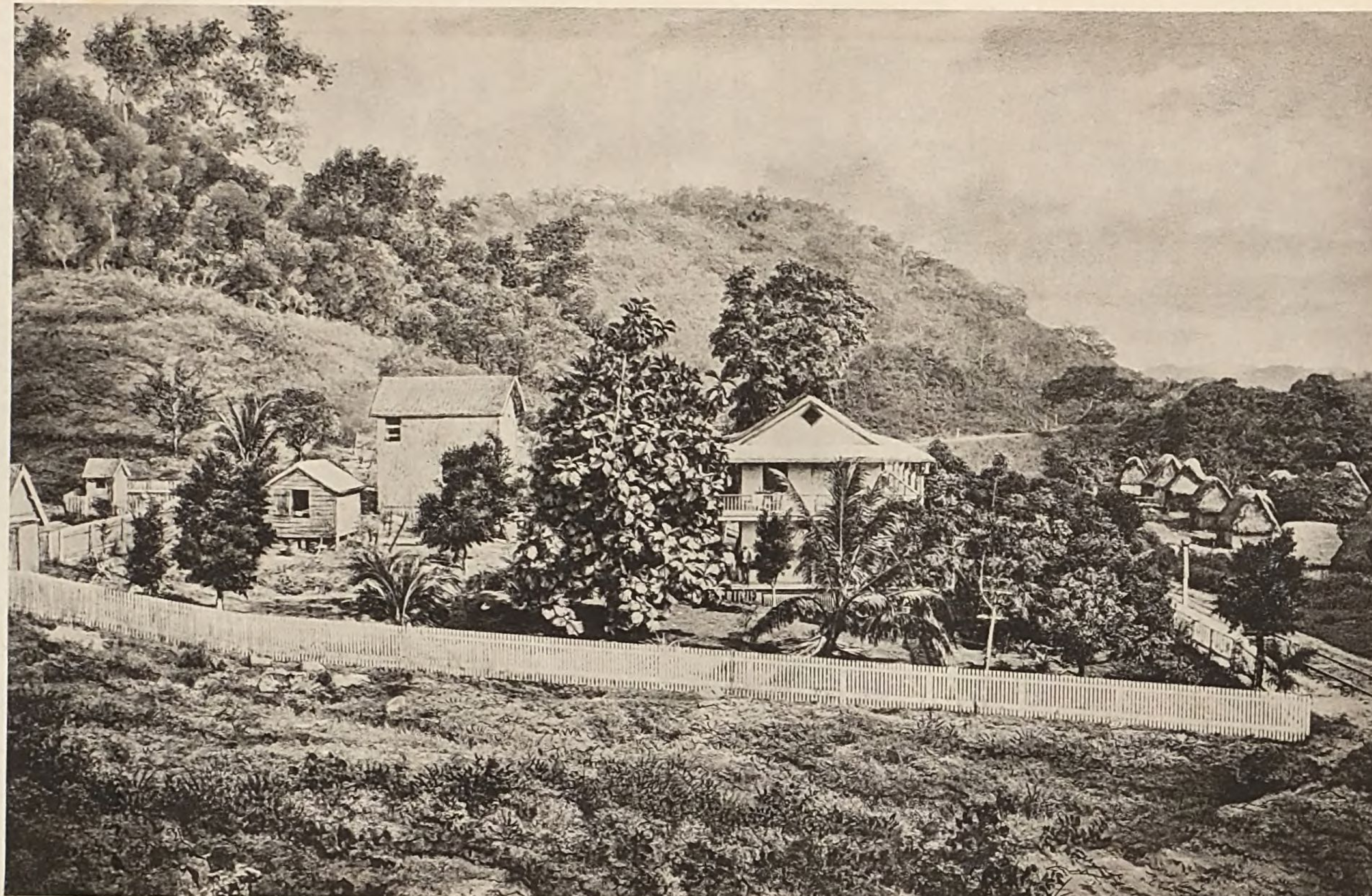
Der Consul Lunau hatte mich auch bald nach meiner Ankunft in Panama dem Director der Panama-Eisenbahn, Herrn Totten, und mehreren Beamten vorgestellt, und als diese erfuhren, daß ich Bergingenieur sei, mir sofort nicht allein ein Freibillet für Benutzung der Bahn auf ein Jahr, sondern auch einen Schein, wonach ich auf jeder Eisenbahnstation zwischen Panama und Colon freie Wohnung, Kost, Maulthiere und Neger zu meiner Verfügung erhielt, ausgestellt.

Der Grund dieser Freigebigkeit war, daß ich die ganze Umgegend untersuchen sollte, theils in mineralogischer Beziehung, da schöne Edelsteine vorkamen, wie auch zugleich um meine Ansicht zu hören, ob und wie ein Durchstich der Landenge von Panama zu ermöglichen sei.

Im Jahre 1850 wurde der Bau dieser Bahn begonnen, im Jahre 1854 hatte er den höchsten Punkt Sumitt, 262 Fuß über dem Meere, in einer Entfernung von $10^1/_2$ engl. Meilen von Panama und 37 Meilen von Colon erreicht und am 28. Januar 1855 brauste der erste Zug unter großen Festlichkeiten von Ocean zu Ocean. — Der Bau hatte ca. acht Millionen Pesos gekostet und wurde die Strecke von $47^1/_2$ engl. Meilen von dem Zug in ca. vier Stunden zurückgelegt.

Tausende von Arbeitern waren bei dem Bau dem mörderischen Klima erlegen und sollen, wie ich allgemein hörte, die Leichen, wenn eine nach der andern auf die Schienen gelegt würde, die ganze Strecke von Panama bis Colon einnehmen.

Der Hauptgrund der großen Sterblichkeit der Arbeiter lag aber nicht allein am Fieber selbst, sondern daran, daß man zu dieser Arbeit



Ein Bahnhof der Panama-Eisenbahn.

einige Schiffsladungen Chinesen hatte kommen lassen, welche das Klima durchaus nicht vertrugen und ihm fast Alle erlagen.

Außerdem soll aber auch das Heimweh die Chinesen derart ergriffen haben, daß sie sich in kleinen Gruppen das Leben zu nehmen beschlossen und dies derart ausführten, daß sie sich zur Ebbezeit auf den Felsboden weit in's Meer hinein begaben, da sich niedersetzten, Opium rauchten, sich damit betäubten und dann ruhig sitzen blieben, bis die Fluth eintrat und das Wasser sich über ihnen zusammen schloß.

Der Bahnhof war sehr geräumig, aber unschön, die Waggons alle nach der Construction Copiapo's, nämlich ein Gang in der Mitte, den ganzen Wagen entlang, zu beiden Seiten die Sitze, der Hitze wegen von Rohrgeflecht, und an den beiden Endpunkten die Eingänge mit kleinen Balkons. Die Wagen führten nur eine Klasse und kann man sich wohl denken, welch' interessantes Bild ihr Inneres bot, wo feinste Ladies zwischen zerlumpten Negern, feine Dandies zwischen dicken, ihr Kind säugenden Negerweibern, Geistliche zwischen der Demi-monde angehörenden Damen gemüthlich saßen. Dabei war die Hitze eine so erdrückende, daß Alles in Schweiß gebadet war, und die Amerikaner, welche früher nicht einmal duldeten, daß ein Neger oder Mulatte sich in einem öffentlichen Lokal an einen Tisch, an welchem Weiße saßen, setzen durften, befanden sich nun dicht neben sie gepreßt und mußten die schreckliche Ausdünstung derselben ertragen. Dabei machten es sich die Neger aus Rachegefühl gegen ihre ehemaligen Unterdrücker recht bequem und suchten möglichst den Beweis zu liefern, daß es in diesem Lande keinen Unterschied der Race nnd des Standes gäbe.

Die Bahn läuft über 170 Ueberbrückungen, worunter Brücken über 500 Fuß Länge, und passirt auch ein weites sumpfiges Terrain, wo sie meilenweit auf eingerammten hölzernen Pfosten errichtet war.

Die Unterhaltung des Bahnkörpers, der dem Klima, der Hitze, den kolossalen Regengüssen, den Zerstörungen der großen Ameisen und anderer Thiere und der so überaus wuchernden Vegetation ausgesetzt ist, bedarf jährlich allein einiger Tausend Arbeiter, und davon ist ein großer Theil nur beschäftigt, täglich zu beiden Seiten der Bahn die Aeste, Lianen und Parasiten zu entfernen, die in die Waggons reichen und bald die Maschine nicht mehr hindurch lassen würden.

Das freundliche Anerbieten der Eisenbahn-Gesellschaft nahm ich dankend an und machte baldigst Gebrauch von der mir überwiesenen

Fahrkarte. Etwa 14 Tage habe ich dann auf den verschiedenen Stationen, die sich fast alle ähneln, gelebt und war mein Lieblingsaufenthalt die durch nebenstehende Illustration wiedergegebene. Auf diesen Touren litt ich aber fortwährend an Fieberanfällen, so daß es mir stets unmöglich war, große Excursionen, die für die Eisenbahngesellschaft vielleicht von großem Nutzen gewesen wären, zu unternehmen, und nur der Vorsicht der Gesellschaft, die alle Stationen täglich mit frischem Wasser, Eis, Gemüse, Fleisch, Weine, Apothekerwaaren nebst ärztlichem Beistand versehen ließ, hatte ich zu danken, daß die Fieberausbrüche stets im Keime erstickt wurden. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregel fielen doch viele der Bahnbeamten dem Fieber zum Opfer und mußten stets durch neue ersetzt werden.

Kapitel XXXVIII.

Meine Heimkehr.

Während meines Aufenthaltes in Panama hatte ich mich mit allem Eifer darum bemüht, eine Compagnie zur rentablen Ausbeutung meiner Cucarachera zu gründen, war auch auf dem Wege, meine Bemühungen von Erfolg gekrönt zu sehen, als ich durch den Consul Lunau die Nachricht erhielt, daß mein alter, einige 80 Jahre zählender Vater in Schlesien sich sehr schwach fühle und mich noch einmal zu sehen wünsche.

Unter diesen Verhältnissen gab ich alle weiteren Pläne sofort auf, nahm Abschied von Herrn von Kraut und fuhr am 15. Mai 1867 in Begleitung des Herrn Lunau, den Geschäfte nach England riefen, auf dem nordamerikanischen Dampfer „Ocean Queen" nach New-York ab.

Dies war der größte Dampfer, der mir bis jetzt zu Gesicht gekommen, hatte 2300 Tonnen Gehalt, 140 Mann Bedienung und legte in 24 Stunden 300 engl. Meilen zurück; er führte 860 Passagiere mit sich.

Unter den Letzteren befand sich auch der Erzbischof von San Francisco, der sich nach Rom begab, sowie sechs protestantische Missionäre, die mit der neu etablirten Dampferlinie von Australien nach Panama gekommen und wieder nach England zurück gingen.

Am ersten Tage schon mußten wir zu unserm Schrecken die Erfahrung machen, daß sich das so schreckliche Gespenst, das Fieber, auch an Bord geschlichen und auch hier seinen Tribut forderte. Nur kurze Zeit und acht Personen waren demselben zum Opfer gefallen, welche vereint im Meer begraben wurden; sie waren alle in Betttücher gehüllt und auf mit Steinen beschwerte Bretter gebunden.

Auf der einen Seite des Schiffs in der Nähe des Radkastens erwartete der Erzbischof in seinem Ornat mit mehreren katholischen Geistlichen die Leichen seiner Confession, auf der anderen die protestantischen Missionäre die ihres Glaubensbekenntnisses. Nach Einsegnung und kurzem Gebet wurden sie dann den Wellen übergeben.

Zum Glück hatten wir andern Tags nur vier Leichen, die sich von Tag zu Tag verminderten und in kühleren Regionen ganz aufhörten.

Höchst interessant war während der Fahrt ein blinder Feuerlärm, wovon alle Passagiere zuvor benachrichtigt worden waren, um keinen Schrecken und Angst hervorzurufen. — Kanonenschüsse, Trommelgerassel, Trompetengeschmetter und durch's Sprachrohr ertheilte Befehle erfüllten die Luft und im Nu war die ganze 140 Mann zählende Mannschaft auf dem Posten.

Alle Passagiere waren vom Deck nach den unteren Räumen entfernt, damit sie die Manipulationen nicht stören sollten, und ein Offizier stand mit gespanntem Revolver vor der Kajütenthür und verkündete, daß er Jeden sofort niederschieße, der sich der Ausgangsthür nähere.

Ein Theil der Matrosen stand mit Aexten in Reih und Glied, um wenn nöthig, die Masten zu kappen oder Wände einzuschlagen, eine Abtheilung an den Dampfpumpen, um das Deck mit Wasser zu überfluthen, eine Anzahl mit Offizieren an jedem Boot, um es sofort zur Rettung hinab zu lassen, eine Abtheilung hunderte von Schwimmringen und andere Rettungsapparate bereit haltend, eine Abtheilung mit gespannten Revolvern, um den Befehlen den nöthigen Nachdruck zu geben und die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Köche, Kellner und Bedienung jedes mit einem Korb mit Lebensmitteln bereit.

Dies Schauspiel dauerte etwa 10 Minuten, dann erscholl das Signal, daß die Gefahr vorüber, und mit eben solcher Präcision eilte Jeder wieder an seinen Posten und ging seiner Beschäftigung nach.

Am 25. Mai erreichte das Schiff New-York, wo ich mich bis zum 30. aufhielt, um diese so interessante Stadt auch kennen zu lernen. Am 30. ging ich an Bord des Bremer Schiffes „Hansa“ und gelangte am 9. Juni nach Southampton, wo ich auf einem kleinen Dampfer nach Havre und von da mit der Bahn nach Paris fuhr. Hier erhielt ich leider die Trauerbotschaft von dem Hinscheiden meines theuren Vaters.

Ich verweilte hier nur einige Tage und besuchte die Ausstellung; es war dabei eigenthümlich, daß ich 1851 direct von der Londoner Weltausstellung nach Amerika reiste und nach 15 Jahren zur Weltausstellung in Paris eintraf.

Dann eilte ich in meine Heimath in die Arme meiner mich sehnlichst erwartenden Mutter. —

Ende!


PLANO TOPOGRAFICO
DE LOS ALREDEDORES DE LIMA
CAPITAL DEL PERU
Rectificado y completado de orden del Supremo Gobierno
Por el Ingeniero del Estado Dr. D. Luis Mariani
EN 1857.
Nota: Las sondas son en metros, y son las mismas que señale el Plano de la Costa que fué publicado en 1844 por la Marina Francesa.
Las letras anexas significan: a. arena, v. cascajo, r. roca, l. limo, a. l. arena limosa a. r. arena y roca, con. conchas.
Escala de 1/60000 por vara Castellana.
LIMA
CALLAO
Magdalena
Miraflores
Chorrillos
CHORRILLOS
Bellavista
Surco
Lurigancho
Carabayllo
Ate
Cerros
Perro-Carril del Chorrillos
Isla de San Lorenzo

Treutler, Paul,

Fünfzehn Jahre in Süd-Amerika an den Ufern des Stillen Oceans Gesehenes und Erlebtes von Paul Treutler. Mit 8 Bildern, einem Plan von Valzaraiso und 1 Karte von Chile, nach theils eigenen Aufnahmen des Verfassers
Bd.: Band 3

Leipzig 1882